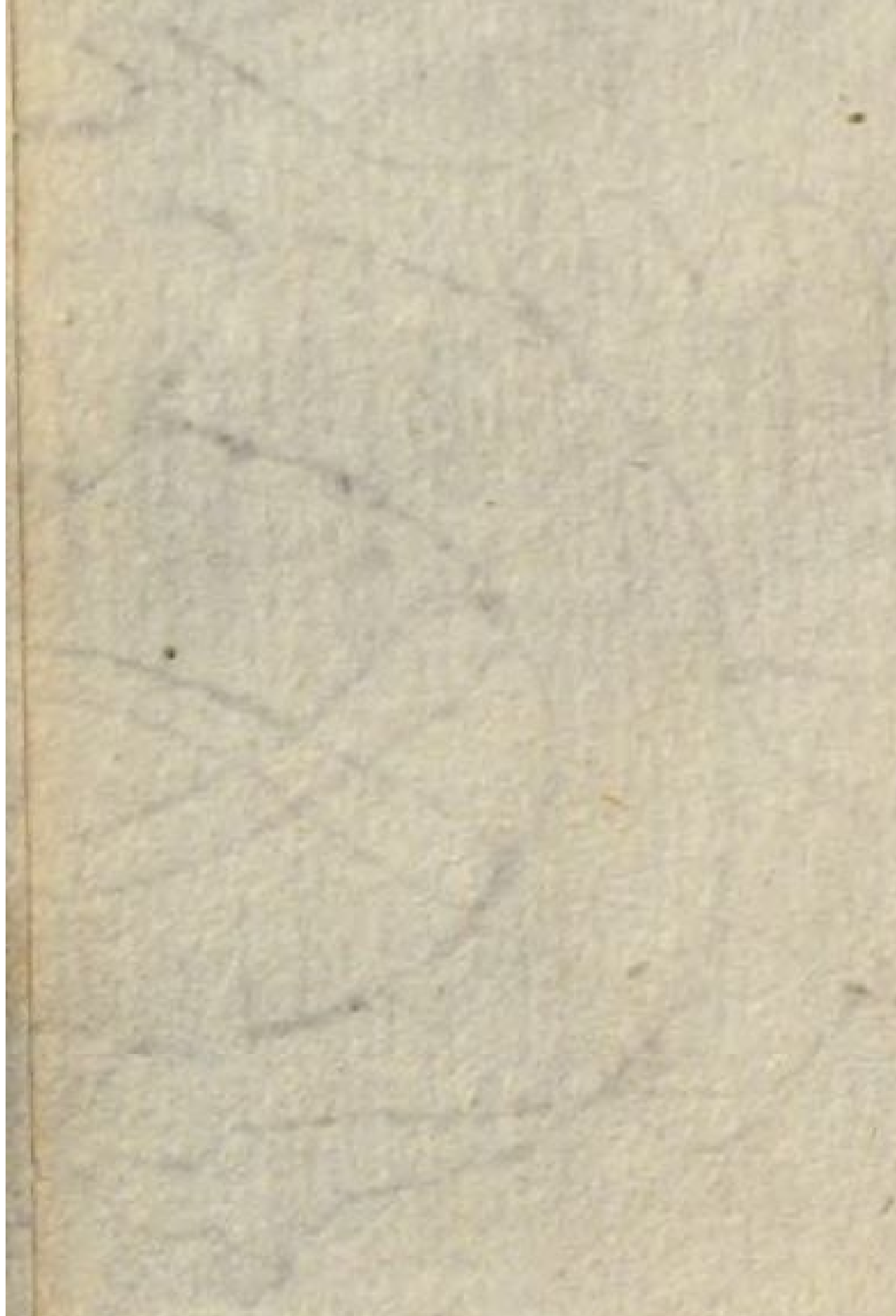
L. R.
66

J
IV
31



Die Weißheit fuhr mit Ihm
hinab in den Kercker, und in
den Banden verließ sie Ihn
nicht. Sap. 10. v. 14.

Der
# In seinem Gefängniß Philosophirende
# Boëthius,
Das ist:
Des im 6ten Seculo Hochberühmten Römischen Bürgermeisters und Königl. Ost-Gothischen Staats-Ministers
*Anicii Manlii Torquati Severini Boëthii*
## V. Bücher
De Consolatione Philosophiæ,
Oder
## Tröstung aus der Welt-Weißheit/
Aus dem Lateinischen ins Teutsche, so wohl, was die meisten ungebundenen, als gebundenen Reden betrifft, mit einiger Freyheit übersetzet.
Worinnen auch zugleich,
Was zu der Historie und Erläuterung des Texts gehöret, beygebracht, und einige Exempel der Tugenden und Laster mit lebendigen Farben abgemahlet und auf dem Schau-Platz gestellet worden
Durch
Joh. Just. Fahsium, Schol. Clausth. h. t. Rect.
Goßlar, verlegts Johann Christoph König, 1724.
KÖNIGL. KREISBIBLIOTHEK IN AUGSBURG

Königliche
Groß-Brittannische/
Zum
Chur-Fürstlichen Lüneb.
Consistorio
Hoch-Verordnete
Sämtliche
CONSISTORIAL-
Und
Kirchen-Räthe,
ꝛc. ꝛc.

Hochwürdige / Hoch-Edle / Vest- und Hochgelahrte /

Hochgebietende / Hochgeehrteste Herren.

DAs vornehmste Soulagement, welches denen Einwohnern der Chur-Braunschweigischen und Lüneburgischen

schen Lande die Abwesenheit Ihres Aller-Durchl. Königes u. Chur-Fürstens / als Dero allertheuresten Landes Vaters einiger massen tolerable machen kan, ist dieses / daß sie wissen / welcher Gestalt Se. Groß-Brittannische MAJESTE und Churfl. Durchl.

Krafft Dero hohen Ihnen beywohnenden Penetration und Weißheit/alle hohe Collegia mit so hochqualificirten Subjectis und Personen besetzet/welche capable genug sind/den einen jeden anvertraueten Posten der Regierung mit Ruhm zu verwalten/daß also diese Grosse Königs-Sonne/durch ein so Weises MINISTERUM, als ge-

geschickte Instrumenta, auch in der Ferne würcken/ und Dero Teutschen Lande in Ruhe u. Glückseeligkeit/ durch Göttliche Hülffe/ regieren und erhalten kan.

Wie nun diese rare Glückseeligkeit auch das Kirchen-Wesen betrifft/ als welches sich bißhero unter der hohen Aufsicht eines preißwürdigen Consistorii in er-

wünschtem Wohlstande befunden/und/Gott Lob/ noch befindet: Also ist auch niemand/der dieses nicht mit aller Auffrichtigkeit erkennen/ und die jetzo am Geistlichen Ruder sitzende allerseits Hochansehnl. Consistorial-und Kirchen-Räthe nicht mit aller Veneration zu prosequiren so schuldig als begierig seyn solte. Und

eben

eben diese edle Begierde hat mir auch die kühne Resolution inspiriret / daß ich Ew. Hochw. und Hoch-Edl. Herrl. gegenwärtige Schrifft / als ein Opffer der tieffsten Ergebenheit zu überliefern / mir vorgenommen habe / der angenehmen Hoffnung lebende / es werde die Gloir des so grossen und berühmten Boëthii samt der wichti-

 gen

gen Materie die Niedrig-
keit des teutschen Editoris
ersetzen/ und mir einige
gütige Blicke mit zuwege
bringen. Denn obgleich
einen Philosoph. Tra-
ctat einem grossen Theo-
logischen und Juristi-
schen Collegio zu dediciren
einigen ungereimt schei-
nen möchte/ so bin ich
doch dieserwegen ohne
Sorgen/ nicht allein/ weil
ich weiß/ daß hier noch nie
ein fanatiquer Geist regie-
ret/

ret/welcher die saubere u. gesunde Philosophie von der Præparation zu denen höhern Facultäten ausschleust; Sondern es wird auch/nach meiner gegenwärtigen Disposition, der Boethianischen Weißheit die geheiligte Theologie oder Gottes-Gelahrheit mit aufgeführet/wie sie der Philosophie einiger massen den Text lieset/und dero Unhinlänglichkeit vorstellet/

let/da denn die Hochgelahrteste Hrn. Consistorial- und Kirchen-Räthe am besten urtheilen können/ wie weit es auch in diesem Stücke von mir getroffen oder gefehlet worden sey. Endlich/da auch das sämtliche Schul-Wesen dieser Lande mit unter der Hohen Direction des Königl. Churfl.

Con-

Consistorii stehet/ und auch die Clausthalischen Hartz-Musen/ denen ich bißher nach Möglichkeit und durch GOttes Gnade vorgestanden/ dessen gantz väterl. Vorsorge u. hülffreiche Hand wider einige affligeante Vorfallenheiten ins besondere erfahren; So habe hiermit meine submisse Reconnoisence und Verbundenheit öffentlich

lich temoigniren/ mithin hertzl. wünschen wollen/ daß Der Allerhöchste Dieses Hochpreißl. *Collegium* in Hocherwünschten *Flore*/ dessen Hoch-*venerablen Directorem*, samt allen Hochansehnl. Räthen/ Hochgelahrten *Secretariis*, und Bedienten/ bey allen selbstbeliebigen Hohen Wohlseyn/ mich aber in Dero Hochgeneigten Andencken erhalten wolle

Ew. Hochw. und Hoch-Edl. Herrl.

Meiner Hochgebietenden/ und Hochgeehrtesten Herren

gehorsf. ergebenster Diener
J. J. Fahsius

Claußthal den Nov. 1723.

# Vorrede.

## Geehrtester Leser!

Wenn ich dir den Römischen Bürgermeister Boëthium auf einem Teutschen Schau-Platze/ und in Teutscher Sprache zu præsentiren verspreche/ so darffst du keines weges dencken/ daß ich dir zugleich alle in diesem Tractate vorkommende Philologische und Critische Knoten auflösen/ oder auch die Lehr-Sätze des Boëthii und deren Erläuterung aus denen Quellen der alten Platonischen und Stoischen Philosophie mühsam und weitläufftig herholen wer-

de/ massen solches weder meines Thuns/ noch auch die Absicht meiner Arbeit ist. Denn zugeschweigen, daß die Boëthianische Philosophie ziemlich in Abnahme kommen/ und die heutigen Philosophen, wenn sie von GOtt, der Natur/ der Seele u. d. gl. handeln/ einen gantz andern Weg erwählen/ als Boëthius, der zwar sonst ein Philosophus Aristotelicus ist/ hier aber sich sehr Platonisch aufzuführen scheinet; so würden auch meine Untergebene, als denen vornehml. zu Gefallen diese Arbeit unternommen/ nicht im Stande gewesen seyn/ alle diese philosophischen Subtilitäten zu penetriren/ auch vielleicht weniger Nutzen davon haben und die Zeit besser anwenden können. Sondern es wird sich nur ein feines zur Moral mit gehöriges Thema zeigen, worinnen die Boëthianischen Vorstellungen zum Grunde gelegt/ dabey aber die Freyheit hie und da etwas hinzu zu thun oder wegzulassen/ damit es einen förml. Theatralischen Habit bekäme/ bey behalten worden/ doch mit solcher Moderation, daß man die Meynunge und die Sätze des Boëthii deutlich genug erkennen/ und von den übrigen absondern kan. Die

Ge

Gelegenheit aber / warum ich über den Boëthium gerathen / ist kürtzlich diese: Ich solte und wolte ja etwas Theatralisches vorstellen / damit meine Untergebenen theils in dem angefangenen Studio eloquentiæ ferner geübt / theils zu einer anständigen Freyheit und Hardiesse im Reden / nebst andern zum Exterieur gehörigen Manieren möchten gewöhnet werden. Es solte aber auf unserm Theatro nicht so viel Eitelkeit / am allerwenigsten aber etwas scandaleuses und anstößiges mit unterlauffen / doch mit Beybehaltung einiger honnetten Ergötzlichkeiten; Da fiel mir der gravitætische und berühmte Boëthius ein / dessen Fatalitæten so wohl / als Gelahrsamkeit und hoher Standt / leichtlich die Augen der curieuxen Gemüther an sich ziehet. Diesen / weil er noch ziemlich fein Latein schreibet / wie er denn unter denen / so man noch mit Nutzen der Sprache halber lesen kan / meiner Meynunge nach / vor der einreissenden Barbarey / der letzte ist: Weil er auch schöne Lateinische Verse macht / und endlich eine affectueuse und wichtige Materie tractiret / habe ich vor capable gehalten / meinen my-

stischen Kostgängern / statt des Confects vorgesetzt zu werden / in Betracht sie zwar den gelahrten Magen durch die allzu viele Süßigkeit nicht eben verderben / aber auch an denen hin und wieder eingemischten harten Nüssen / die Zähne nicht flugs ausbeissen / noch durch die bittern Mandeln abgeschrecket werden / sondern vielmehr das Prodesse & delectare zugleich empfinden und geniessen würden. Drum habe ich dessen Bücher de Consol. Phil. nicht nur privatim ihnen erkläret / sondern auch hernach von ihnen selbst agiren lassen. Ich habe zwar unterschiedene nicht unebene Remarques über die Boëthianische Trost-Gründe u. andere schwere Passages bereits colligiret / weil aber der Druck aus gewissen Ursachen pressiret wird / so weiß ich nicht / ob sie noch vor dißmahl mit werden zum Vorschein kommen oder nicht. Wer dergleichen Wichtigkeiten in der Philosophie suchet / der lieset lieber diß Büchlein in der Lat. Sprache / als darinnen es der Autor verfasset / da er denn zugleich aus denen Noten der gelahrten Editoren, als Rittershusii, Bernartii, Bertii, Litzmanni, Callii, Vallini u. a. m. vielleicht

seine Begierde wird sättigen können. Unter denen teutschen Versionen habe ich sonst keinen gesehen / als des Barons von Rosenroths seine / und zwar so / wie sie Franc. Mercurius Helmontius zum 2ten mahl, auf Veranlassung der höchst-seeligen letztern Chur-Fürstin von Hanover daselbst Ao. 1666. heraus gegeben / an der ich nichts auszusetzen finde / aber mich auch nach derselben nicht in allen Stücken habe richten können. Wenn ich des de Cirisiers seinen Tractat, von dem Troste der Theologie, welchen er des Boëthii Troste der Weißheit soll beygefüget haben / gelesen hätte / würde ich vielleicht meiner mit aufgeführten Theologiæ Christianæ mehr Worte in den Mund legen können; Allein das erste ist nicht geschehen und letzteres würde auch zu einer allzugrossen Weitläufftigkeit gerathen / folgends meinem Propos nicht gleichförmig gewesen seyn / zumahlen ja die Heil. Schrifft / als die rechte Trost-Quelle allen Christeñ offen stehet. Drum bin ich zufrieden / wenn nur einige Erbauung auf Seiten meiner Zuhörer und Zuschauer erfolget. Die unterlauffenden

Fehler aber werden gütigst pardonniret werden. Schließlich könte ich noch einige Eloges gelahrter Männer von dem Boëthio überhaupt und insonderheit von diesem Wercke de Conſ. Phil. anführen/ alleine ich achte solches vor unnöthig/ massen man deren häuffig bey allen Editionen vorgedruckt findet/ und dann auch nicht zu läugnen/ daß er seine Fehler und Gebrechen habe. Denn ob er wohl überall ein haupt-gelahrter/ kluger und ehrlicher Mann gewesen/ so sind doch seine Trost-Gründe bißweilen mehr ſubtil, als ſolide. Es werden die wichtigen Objectiones nicht gründlich genung beantwortet/ sonderlich wenn es heist: Si quidem DEUS eſt, unde mala? Bona v. unde, ſi non eſt? Die Alluſiones auf die Heydnische Mythologie, sind auch ein wenig zu viel/ und solten ehe einen Heydnischen/ als Christlichen Philoſophum characteriſiren. Wie wohl ich mich doch nicht bereden kan/ ihn mit dem bekannten Gottfr. Arnolden in seiner Kirchen und Ketzer-Historie Th. I. B. 6. C. 1. §. 6. p. 252. und C. 3. §. 7. p. 267. gar aus der Zahl der Christen hinaus zu stossen/ mas-

massen ja seine übrigen Schrifften hiervon anders zeugen.

Der geehrteste Leser prüfe alles/behalte das beste / und lebe wohl.

Conf. Gvil. Cave. Histor. Liter. p. 388. it. Fabricii Biblioth. lat. p. 641. & seqq. cum Suplem. & Mr. Baile Lex. Crit.

# EXTRACT Der Lebens-Beschreibung Des *BOETHII*, Aus des Mr. le Clercs Biblioth. Chois. Tom. 16. p. 195. seqq.

ANicius Manlius Torquatus Severinus Boëthius, hat im 6ten Seculo unter der Regierung des Theodorici, des Königs der Gothen / die sich nach

der Bezwingung der Herculer, Meister von Italien gemacht / floriret / und hat es so wohl durch seine Gelahrsamkeit / als kluge Conduite und Erfahrenheit in Staats-Sachen so weit gebracht / daß er nicht nur Bürgermeister zu Rom / sondern auch vom Hoch-besagten Könige zu einer andern hohen Charge befördert worden / Krafft deren er über seine (des Königes) Bedienten commandiren und deren Händel schlichten muste. Gleich wie er nun von einem ehrlichen Gemüthe war: also kunte er die schlimmen Streiche einiger Königlichen Hof-Bedienten nicht leiden / sondern setzte sich deren Actionen allezeit entgegen / lud aber auch dadurch so viel Haß und Neid auf sich / daß er endlich bey dem Könige selbst / der ihme sonst mit ungemeiner Grace zugethan war / blamirt / und erstlich ins Gefängniß / hernach aber um sein Leben kam. Die Gelegenheit zu diesem Argwohn des Königes gegen den Boëthium und dieses erfolgten Fall / gab die Affaire mit einigen Römischen Staats-Herren, die der König des Criminis Læsæ Majestatis beschuldigte / Boëthius aber defen-

fendirte. Da hieß es denn: Er wäre von gleicher Calibre, und wolte die Gothen wieder aus Italien bringen, und dieses sein Vaterland wieder in vorige Freyheit setzen helffen. Er schrieb also in seinem Gefängniß diese 5. Bücher von dem Troste der Weißheit / darinnen er durch eine artige poëtische Fiction die Philosophie, als eine ansehnliche Matron aufführet / wie sie ihm in seiner traurigen Einsamkeit erschienen / und seinen elenden Zustand durch allerhand philosophische Trost - Gründe lindern wolte. Er hatte auch eines kräfftigen Trostes nöthig. Denn der König ließ sich die Feinde des Boëthii so einnehmen / daß er nicht allein ihn / sondern auch dessen Schwieger - Vater / den Bürgermeister Symmachum zum Tode verurtheilen ließ. Da denn Symmachus enthauptet / Boëthius aber im Gefängniß auf recht Gothisch erdrosselt oder todt gepeitschet wurde / nachdem ihm zuvor ein Strick um die Stirn gelegt / und so lange herum gedrehet worden / biß ihm die Augen aus dem Kopffe gestiegen. Wie wohl andere vorgeben / er sey auch decolliret worden. Doch die Rache

che Gottes ließ sich mercklich blicken. Denn als kurtz hernach dem Könige unter andern Gerüchten ein grosser Fisch-Kopff aufgetragen wurde/ sahe er ihn/ von seinem bösen Gewissen geblendet/ vor des Symmachi abgehauenen Kopff an/ fing an zu schreyen/ zu zittern und zu beben. Er legte sich kranck nieder/ und sturb endlich gantz rasend/ immer beklagende die unschuldigen Männer/ Symmachum und Boëthium.

Conf. Bertii Vita Boethii & Jul. Martiani Rotæ.

## *Personæ Dramatis.*

Theodoricus, Der Ost-Gothische König in Italien.

Cassiodorus, dessen Cantzler und vornehmster Staats-Minister.

Triguilla, ein Königlicher Financen-Rath.

Coniastus, ein alter Hof-Procurator.

Gaudentius, Opilio, Basilius, } 3. abgesetzte Hof-Bediente des Boëthii Angeber.

Symmachus, Bürgermeister zu Rom, Boëthii Schwieger-Vater.

Boëthius, Bürgermeister zu Rom und zugleich Königlicher Minister.

Phi-

Philoſophia, die Weltweißheit.

Fortuna, die Göttin des Glücks.

9. Muſæ Lugubres.

Arrogante, ein Königlicher Mignon.

Satyrique, ſein Diener.

Cajoleur, deſſen Secretair.

Harpax, des Coniaſti Diener.

I.N.J.

# Actus I. Scena. I.

## CASSIODORUS, TRIGUILLA, CONIASTUS.

So höre ich wohl, meine Herren, man will dem verfallenen Financen-Wesen wieder aufhelffen durch den Ruin derer Unterthanen, und die Armuth der Königl. Rent-Kammer soll durch den Reichthum einiger bemittelter Privat-Persohnen gehoben werden/ diß sind mir noch zur Zeit unbekannte modi rerum acquirendarum gewesen.

TRIGUILLA.

Mein Herr Cantzler vergeben mir, wo sich ungewöhnliche Depenses finden, da muß man auch auf ungewöhnliche Revenues bedacht seyn.

CONIASTUS.

Und wo dem Haupte kan geholffen werden, da müssen die Glieder willig ihre Adern fliessen lassen.

CASSIODORUS.

Ja, ja! ich verstehe wohl, wo die Herren hin zielen, sie meynen, die Gold- und Silber-Adern in reicher Leute Kasten sollen sich in den gemeinen Fiscum ergiessen, aber wo die Unterthanen arm sind, da pfleget



get

get der Reichthum des Königes nicht tiefe Wurtzel zu haben.

TRIGUILLA.

Wenn der Baum nicht gar zu kahl abgehauen wird, da schläget die Wurtzel leicht wieder aus, und verspricht mit der Zeit neue Früchte.

CONIASTUS.

Oder vielmehr, wenn gleich hier und da einige alte Stämme abgehauen werden, so wachsen doch hie und da junge hervor, bey denen man sich erholen kan.

CASSIODORUS.

Ha, ha! das soll so viel heissen, wenn gleich dann und wann einige privat-Personen um dero Güter gebracht und ruiniret werden, so sind schon andere, die was zusammen scharren, daß also nicht leicht eine allgemeine Armuth zu befürchten sey. Aber wo bleibet denn die ruhige possessio bonorum? Ich halte davor, die Gerechtigkeit sey die vornehmste Stütze eines Königlichen oder Fürstlichen Thrones, und bestehe vornehmlich darinnen, daß ein jeder das seine ungekränckt behalten und ohne Gewaltthätigkeit und Unrecht ruhig unter des Königs Scepter leben könne.

TRIGUILLA.

Mein Herr Cantzler reden darinnen als ein gewissenhaffter und grosser Rechts-Gelehrter, welche allerdings die Gerechtigkeit suchen, und allen ungerechten gewaltsamen Wesen sich entgegen stellen müssen. Aber kan nicht die Gerechtigkeit mit dem Königl. Interesse bestehen? Kan nicht eine Privat-Person durch ihr ungebührliches Verhalten so weit

ver-

verfallen, daß der König mit Recht seine Güter confisciren und seiner Cammer adjudiciren kan?

CONIASTUS.

O dergleichen Exempel finden sich in allen Staat und zu allen Zeiten.

CASSIODORUS.

Nun, nun ihr Herren, das hat seine geweisten Wege, wir disputiren hier nicht, ob ein König nicht Macht habe, die groben Verbrecher nach denen Gesetzen an Gut und Bluth zu straffen, welches allerdings zugestanden wird, sondern hier ist die Rede, ob nicht dann und wann in der Application pecciret werde? Ob nicht bißweilen unschuldige ehrliche Leute durch falsche Subçons, oder boßhaffte Delatores dermassen angegossen werden, daß man ihnen alle das Ihrige wegnimmt, und hernach die allzuharte Procedur damit excusiren will, daß dem Königl. Fisco mit denen schönen Gütern gedienet wäre? Und a propos zu kommen, meine Herren, was deuchtet sie von denen beyden Römischen Bürgermeistern: Symmacho und Boëthio? Sie wissen, daß sie in königl. Ungnade verfallen; ich sehe schon voraus, daß man eine harte Sentence wider sie fällen, und ihre schönen Haabseeligkeiten vors allererste einziehen wird. Aber halten sie das vor Recht oder Unrecht? sind diese Männer schuldig oder unschludig?

TRIGUILLA.

Diese Fragen sind vor mich so hoch und gefährlich. (Zuckt die Schuldern.)

CONIASTUS.

Was ein grosser König thut, darff ein geringer Knecht zu syndiciren sich nicht unterstehen.

CASSIODORUS.

Ey ihr Herren, wir sind doch gleichwohl Bediente mit von der Justice, und von unsern gnädigsten Könige darzu gesetzt, daß wir dergleichen vorkommende Casus nach denen Rechten und Gesetzen untersuchen, und unsere Meynung davon entdecken sollen. Finden wir nun, daß bemelde beyde Männer schuldig sind, an denen ihnen imputirten Verbrechen, so leyden sie billig, und ich will als Cantzler das Blut-Urtheil zu erst unterschreiben; halten wir sie aber vor unschuldig, so lasset uns als Sacerdotes Justitiæ vor die Bedrängten sprechen, und ihre Unschuld gebührend vorstellen, damit des Königs Zorn, und die darauf erfolgende Strafen abgewendet werden.

TRIGUILLA.

Mein Herr Cantzler perdoniren mich, ich werde hier meine Finger nicht verbrennen.

CONIASTUS.

Symmachus und Boëthius stecken schon so tieff in des Königs Ungnade, daß sie schwerlich eine schwache Hand wird können wieder heraus ziehen.

(Casſiodorus seufftzet.)

TRIGUILLA.

Hat der Herr Cantzler sonst was zu befehlen?

CONIASTUS.

Ich bitte gehorsamst um Dimission, weil mich meine anderwertigen Occupationes nöthigen Abschied zu nehmen.

CASSIODORUS.

Adjeu ihr Herren. Ich bitte, sie nehmen sich doch der armen Männer an!

Bey-

Beyde.

Dem Herrn Cantzler zu dienen.

(Gehen ab.)

CASSIODORUS.

O ihr Boßhafften! Ihr seyd eben die rechten Vögel, euer Geitz ist denen armen Männern am meisten fatal, denn ihr schnapt schon als wie die Harpyen nach einen Theil ihrer confiscirten Güter. Ach du ehrlicher und alter Symmachus, solt du nun in deinem Alter noch so beschimpfft werden? Du trefflicher und hochgelahrter Boëthius, wie schlecht werden deine herrl. Meriten belohnet? das sind die Künste, so man bey Hofe spielt, so unbeständig ist das Glück, daß es dem in einen Augenblick die grausamsten Minen macht, den es kurtz zuvor so freundlich angelachet hat/ nun ich will sehen, ob ich euch, o ihr meine unschuldigen Freunde, noch retten kan. Der Himmel wird sich eurer annehmen, wenn kein Recht vor euch auf der Welt zu finden. Jetzo besinne ich mich/ daß sich 3. von denen neulich-abgesetzten Hoff-Bedienten bey mir melden lassen, mich soll verlangen, was die neues anzubringen haben; Ich habe Befehl, sie herein zu führen.

## Actus I. Scena 2.

CASSIODORUS, GAUDENTIUS, OPILIO, BASILIUS.

CASSIODORUS.

Wollen die Herren nicht näher kommen?

GAUDENTIUS.

Mein Herr Cantzler nehme die Kühnheit unsers Einspruchs nicht ungnädig.

OPILIO.

Wir haben vor unserer Abreise noch die gebührende Reverence machen,

BASILIUS.

Und uns zu beharrlicher Gnade dem Herrn Cantzler empfehlen wollen.

CASSIOD.

Ich meines Orts habe denen Herren nicht helffen können, sie haben sich ihren Unfall selbst zu zuschreiben; Denn wer in seinen Actionen mehr auf sein eigen, als des Königs Interesse siehet, dem pfleget man endlich die Thüre zu weisen.

GAUDENT.

O wenn alle die flugs solten abgesetzt werden, die auf ihr eigen Interesse sehen, so würde unser Hoff wenig Bediente mehr haben.

OPILIO.

Und wenn man einen zu Halse will, so finden sich leicht Gravamina wider ihn.

BASIL.

Vielleicht haben diejenigen, so das meiste zu unserer Absetzung contribuiret, noch mehr verbothene Intrigues gespielet, als wir unser Lebtag gethan haben.

CASSIOD.

Ihr Herren, das sind verfängliche Reden, schwatzet aus dem Bart, wider wem wist ihr was? Meldet es an gebührenden Orte, so kan man eine rechtliche Untersuchung dieserwegen anstellen.

GAUDENT.

Eben deswegen haben wir uns bey dem Herrn Cantzler vors erste melden wollen, damit wir demselben

ben als dem hochansehnlichen Chef von der Justice, was uns disfalls wissend, entdecken, und die Lasterhafften zu gebührender Straffe befördern möchten.

CASSIOD.

Wer sind denn die Personen, die sich so vergangen haben?

OPILIO.

Der Bürgermeister Symmachus und Boëthius sind die vornehmsten darunter.

CASSIOD.

Welches sind denn ihre Verbrechen?

BASSIL.

Es kömmt auf sehr wichtige Dinge an, die dem gantzen Staat und des Königs Hoheit und Sicherheit bedreffen, will sichs also in einer kurtzen Audience nicht vortragen lassen, ists dem Herren Cantzler beliebig, so wollen wir es schrifftlich, so wohl seiner Maj. dem Könige selbst, als auch der geheimten Cammer übergeben, welche denn schon nach Befinden Verfügung thun werden.

CASSIOD.

Ihr Herren das sind wichtige Sachen, hat ihr Anbringen Grund; wohlan! so soll die Justice redlich administriret werden, sie bedencken sich aber wohl, daß man mit ungegründeten Argwohn Se. Maj. nicht beschwere, noch den Staat turbire. Es ist endlich heutiges Tages leicht geschehen, daß man unschuldige Leute durch falsche blames in Unglück bringe, doch hier sollen so wohl die schuldigen als falschen Angeber auf das schärffste tractiret werden.

GAUDENT.

Was wir vorbringen, soll gründlich behauptet werden.

OPILIO.

Man hat die besten Documenta davon schon in der Hand.

BASILIUS.

Wo wir würden schweigen, so würden wir uns eine grosse Verantwortung auf den Halß ziehen.

CASSIOD.

Die Herren gehen nur hin, und thun, reden, oder schreiben, was sie verantworten können, weder des Königs geheiligte Person, noch die Gerechtigkeit soll in geringsten gekräncket werden.

Alle dreye.

Wir recommandiren uns zu beständiger Gnade.

(gehen ab.)

CASSIOD.

Siehe, da ziehet eine neue Unglücks-Wolcke über eure Häupter zusammen, o ihr werthesten Freunde, ich befürchte, die wird manchen gefährlichen Donner-Keil nach euren Häuptern schicken. Was soll ich thun? Ich, als das Haupt von der Justitz-Cantzeley, muß ihr Anbringen hören, ob ich gleich mercke, das es lauter falsche Delationes und Calumnien seyn werden, der König hat schon einen heimli- Groll auf diese Männer gefaßt, den mag der Wind dieser bösen Anschwärtzung leicht vollends anblassen, so werden die unschuldigen Leute succumbiren müssen, und hingegen Lügen, Boßheit und Laster werden triumphiren.

(Musique)

Actus

# Actus. I. Scena. 3.

## ARROGANTE, CAIOLEUR, ALFONZO, CONIASTUS.

ARROGANTE.

(Mit hoffärtigen Gebehrten.)

Was zum Hencker! was unterstehen sich die Kerls? was verire ich mich um die Bürgermeister? was Symmachus, was Boëthius? die elenden Mücken: die verächtlichen Maden? Wenn ich einen starcken Wind aus meiner schnaubenden Nase wider sie ausblase, so verstieben sie wie leichte Blätter aus des Königs Gnade, und sind ein eitles Nichts. So weit habe ich es gleichwohl durch meine Geschicklichkeit in der Welt gebracht, daß ich bey einem der grössesten Könige, in der grösten Gnade stehe. Der König kan ohne mich nicht leben, ich bin gleichsam die Sonne des Hofes, vor der sich iederman bicket und sie anbetet, die gantze Welt hat sich gleichsam verschworen, daß sie mir will gehorsam seyn, nur der grämliche Symmachus, und eingebildete Boëthius haben sich bißhero meiner Ehrsucht widersetzet, und mir nicht, wie die andern, die gebührende Reverence gemacht. Aber wart nur! ihr ohnmächtigen Erd-Würmer! meine beleydigte Ambition soll sich scharff genug an euch rächen/ ich will eher mein hochweises und mit lauter übermenschlichen Raisonements angefülltes Haupt nicht sanffte legen, biß ich euch gäntzlich aus der Königl. Grace depossediret habe.

He! Ist niemand da, der uns aufwartet? He,

Page, Laquey, Cammerdiener, wo seyd ihr? wie låst man mich so lange ohne gebůhrende Bedienung.

SATYRIQUE.

(Kŏmmt gelauffen)

Gnådiger Herr, hier stehet ihr Page, hier stehet ihr Laquey, hier stehet ihr Cammerdiener.

ARROGANTE.

Seyd ihr allzusammen da? Ich kan euch nicht wohl erkennen, ihr seyd mir so niedrig, und meine Augen stehen mir etwas hoch in meinem Haupte, daher kŏmmts, daß die Strahlen aus demselben, niedrige Objecta nicht leicht berůhen, ohne wenn ich mich mit besonderer Demuth etwas herunter neige. Aber wo ist denn mein Secretair? den sehe ich ja nicht!

SATYRIQUE.

Er ist occupirt mit Ew. Gnaden geheimen Depeches, soll ich ihn ruffen?

ARROG.

Er soll kommen und Ordre, neue Staats-Sachen zu expediren, hohlen.

CAIOLEUR.

(Kŏmmt gelauffen.)

Was haben Ew. Gnaden zu befehlen?

ARROG.

Es sind noch einige Staffetten an unterschiedne Puissances auszufertigen.

CAJOL.

Ew. Gnaden wůrdigen doch dero unterthånigsten Knecht dero Befehl.

ARROG.

Ihr thut wohl, daß ihr euch nach dem Exempel der gantzen Welt richtet, welche sich gleichsam zancket, mich zu ehren. Aber sagt mir, lieber getreuer, woher kömts doch wohl, daß ich vor so viel 1000. Menschen in der Welt so glücklich bin?

CAIOL.

Das kommt aus einem überirrdischen Einfluß der Sternen her, oder daß ich deutlicher rede/ die ewige Schickung des Himmels hat Ew. Gn. dergleichen zugedacht.

ARROG.

Ey solte man aus denen Sternen das künfftige Glück prognosticiren können.

CAIOL.

Diß glauben viele gelahrte und kluge Köpffe, daß man nicht nur aus denen, zur Gebuhrts-Zeit an Himmel sich befindenden Aspecten der Planeten, sondern auch aus denen Lineamenten des Gesichts, der Hände und dergleichen, des Menschen Gemüth und Fatalitäten zuvor sehen könne, sonderlich bey dergleichen grossen Persohnen, die sich vor allen andern in der Welt distinguiren, als Ew. Gnaden sind.

ARROG.

Ey ich bin curieux, mir die Nativität stellen zu lassen.

CAIOL.

O es wird sich der vornehmste Maitre in dieser Kunst glücklich schätzen, Ew. Gnaden zu dienen.

SATYR. (ad Spectatores)

Ja der gröste Narre von der Welt wird sich von seines gleichen was vorschwatzen lassen.

ARROG.

ARROG.

Was sagst du darzu mein getreuer Alfonzo, komm näher, ich erniedrige mich so weit, daß du mit mir reden darffst.

SATYR.

Ich kan die angebothene Gnade nicht annehmen.

ARROG.

Warum das?

SATYR.

Ich bin zu gering und deren unwürdig.

ARROG.

Meine Hoheit soll dich darzu würdig machen.

SATYR.

Es stehet mir eines im Wege.

ARROG.

Was ist das?

SATYR.

Ew. Gn. lassen sich nicht gerne loben, und ich bin gewohnet der Tugend ihr gebührend Lob allezeit mitzutheilen.

ARROG.

Es ist wahr, du darffst mich nicht loben in meiner Gegenwart, denn tugendhaffte Personen können ihr eigenes Lob nicht anhören.

SATYR.

O soll ich Ew. Gnaden nicht loben, so kan ich nicht länger um sie seyn, sondern muß meine Dimission fodern.

CAIOL.

Ew. Gnaden, Alfonzo hat recht, geringe Personen unsers gleichen sind von dem Himmel dazu genöthiget, daß sie die Tugend ihres gebührenden

Ruhms

Ruhms nicht berauben dürffen. Und wenn sie sich also von uns nicht wollen loben lassen, so muß ich wider meinen Willen mit davon gehen. (Stellen sich, als wollen sie weggehen)

ARROG.

Bleibet! bleibet doch ihr lieben Getreuen, bleibet nur, und kan es denn nicht anders seyn, so lobet mich, rühmet mich, ehret mich, wie ihr wolt, ich vergönne es euch hiermit.

CAIOL.

Lobet mich, rühmet mich, Ew. Gn. diese Redart ist vor sie zu gering, grosse Herrn reden in plurali numero von sich, da heists: Rühmet uns! Lobet uns!

ARROG.

Auch diß, rühmet uns, lobet uns, vergöttert uns, wir können es leyden, oder vielmehr, ihr zwinget uns darzu, aber ach! o angenehmer Zwang!

SATYR. (ad Spectat.)

Da sitzet der Sack. Das kutzelt, nun soll das Aufschneiden, ich meine das Loben, recht angehen.

Ew. Gnaden, ich will ihnen besser sagen, warum sie in der Welt so glücklich sind, als alle Sterngucker.

ARROG.

Wie so?

SATYR.

Die vielen vortreflichen Qualitäten / so in dero Seele und Leibe gleichsam einen Tummelplatz aufgeschlagen, die machen es, und nicht die Sterne, daß sie in der Welt so glücklich sind, denn: Quilibet est fortunæ suæ faber.

ARROG.

Herr Secretair, was antwortet ihr hierauf?

CAIOL.

Es kan beydes zusammen stehen, die Qualitäten Ew. Gnaden sind die Causa proxima, dero Glückes, die Constellation aber die Causa remota, oder daß ich deutlich rede, daß Ew. Gnaden so grosses Glück in der Welt haben, kömmt von ihren herrlichen Tugenden her, daß sie aber mit so vielen Tugenden überschüttet seyn, solches dependiret von denen Sternen, welche so einen wunderschönen Einfluß bey dero Conception und Geburt eingeflösset haben.

ARROG.

O unvergleichliche Vernunfft-Schlüsse, das heist wohl recht, alle schwere Knoten aufgelöset!

SATYR. (ad Spect.)

Das heist wohl recht dem Esel die Ohren streicheln, daß er sich was einbilden soll.

ARROG.

Was redest du mein lieber Satyrique?

SATYR.

Ich bewundere, oder beseuffze vielmehr Ew. Gn. zierliche Beredsamkeit.

ARROG.

Ja wir haben auch die alten berühmtesten Redner, Demosthenem und Ciceronem fleißig gelesen und imitiret.

CAIOL.

Ach mein guter Satyr. last uns vielmehr anbethen den geschickten und klugen Geist im Verstande, denn Se. Gn. sind in omniscibili versiret.

SA-

SATYR.

O ja, sie sind in ihrer Weißheit so weit kommen, daß sie mit jenem H. Vater diß billig vor ihre höchste Wissenschafft halten können, das wissen, daß sie nichts wissen.

CAIOL.

Was deuchtet euch von der Staats- und politen Klugheit. O Olivarez! Portocarero! Richelieu! Mazarini! Machiavellus! verkrieget euch nur gegen dieses vollkommene Muster aller Staats-Männer.

SATYR. (ad Spect.)

O Marcolffus, Eulenspiegel, Claus-Narre, lasset sich eure Seelen nur verkriegen, denn unser überkluger Herr, von Narragonien, thuts euch allen zuvor.

CAIOL.

Welche ungemeine Leibes-Gaben haben sich denen Gemüths Eigenschafften verknüpffet, welch eine wunder-schöne Taille!

SATYR.

Wie man von Æsopo und Polyphemo lieset.

CAIOL.

Wie blitzen und strahlen die Weißheits-vollen Augen?

SATYR.

Wie ein Carbunkel hinter dem Schorstein.

CAIOL.

Es glänzet lauter Lieb und Majestät in schönster Harmonie heraus.

SA-

SATYR.

So liebreich, wie eine tode Ratte, und so majestætisch, wie ein Affe, wenn er Castanien frißt.

ARROG.

Mein lieber Satyrique, du redest so undeutlich und von mir abgewandt, ich kan dich nicht recht verstehen.

SATYR.

Ihr Gn. es gereichet alles zu dero Ruhme, ich bewundere dero gantze Statur, das wohlgestallte ansehnliche Haupt, die erhabene Nase! (darunter die Weißheit ihren Sitz hat,) die liebreichen Wangen! welche mit Rubinen geziert,) den ansehnlichen Milch-Bart! (der ihm so viel Autorität giebt,) die erhöhte Brust! die von dero Großmuth zeiget, der wohlgewachsene Rücken, der keinem Niccolomini nachgiebt: den runden Bauch, der das Fett inwendig hat, wie die Ziegen, die schnaren Beine, die da scheinen von grünen Holtz zu seyn. Der Spanische Gang, daran man einen Narren erkennen kan. Die hohen Gebehrden, die den stoltzen Phantasten verachten. Summa summarum: Ew. Gn. sind wie die Sonne, und ich gegen sie wie weiche Butter, wenn ich nun fortfahren würde, sie zu loben, so würde ich damit bestehen, wie Butter an der Sonnen.

## Actus I. Scen. 4.

### CONIASTUS, die vorigen.

CONIA.

Ihro Gn. vergeben mir, daß ich komme meine schuldige Aufwartung zu machen.

ARROG.

ARROG.

Wir sind bey unsrer Hochheit doch auch so höfflich, daß wir wohl leyden können, daß so vornehme Bediente vom Hoffe bey uns bißweilen einsprechen.

CONIASTUS.

Ich bin davor unendlich verbunden; Allein, ich habe von wichtigen Dingen mit Ew. Gn. zu reden.

ARROG.

Je wichtiger die Affaires, desto anständiger sind sie uns.

CONIASTUS.

Wissen sie wohl, wie es denen beyden Bürgermeistern Symmacho und Boëthio gehet.

ARROG.

Ich bekümmere mich um die geringen Kerls nicht.

CONIASTUS.

Ich weiß wohl, daß sie Ew. Gn. niemahls den gebührenden Respect gegeben.

ARROG.

Die Sonne kan von denen kleinen Fixsternen nicht verdunckelt werden.

CONIASTUS.

Gleichwohl entziehet man auf solche Weise der Tugend ihre gebührende Veneration.

ARROG.

Und eben dieses soll mit Blitz und Donner gerochen werden: Ihr meine Getreuen, haltet mich, sonst entzündet sich mein Eyfer.

CAIOL.

Ey mein Hr. Procurator, sie menagiren doch unsern gnädigen Herrn.

SATYR. (ad Spect.)

Wenn er böse wird, so lauffen alle Hasen vor ihm.

CONIA.

Ey wir wollen diese Zorns-Glut bald wieder stillen.

ARROG.

Womit denn?

CONIASTUS.

Mit dem kühlen Wasser der süssen Rachen. Sie hören Gn. Hr. von Arrogantia, ich weiß, daß sie als ein grosser Mignon bey dem Könige alles vermögen.

ARROG.

Das weiß die gantze Welt zu meinem grösten Ruhm.

SATYRIQUE.

Ja die kleinsten Kinder weisen mit Fingern hinter ihm her, und sprechen: sehet da gehet der grosse (Narr) Hr. von Arrogonien.

CONIASTUS.

Hier hab ich einen Auffsatz von unterschiedenen Beschuldigungen wider gedachte Bürgermeister, die müssen Sie dem Könige bey einer vertraulichen Audience communiciren. Ich will darzu kommen, und das meinige schon beytragen.

ARROGANTE.

So recht! so sollen die hoffärtigen Creaturen von mir gestürtzt werden. Sie haben mich doch niemahl vor voll ansehen wollen.

CONIA.

Ich weiß, ihre Güter werden so dann confiscirt werden, und da will ich denn schon darnach sehen, daß,

daß ich einen Theil davon erschnappe/ und da sollen denn Ew. Gn. schon auch ihre Portion davon haben.

ARROGANTE.

Schweigt Hr. Procurator, und behaltet den Plunder vor euch, last mir nur die Ehre, daß ich die beyden Kerls durch mein, zu Hoffe habendes Pouvoir gestürtzet habe.

CONIA.

Gar gerne, ich admirire dero Generosite!

ARROG.

Kommt, folget uns, wir verfügen uns nach Hofe. (Er gehet mit hochtrabenden Schritten voran, und sie folgen ihm mit vielen Reverencen nach, und gehen ab.)

AIR.

Der Hochmuth ist ein Gifft,
Der, was er angestecket,
Mit Laster-Kolx beflecket,
Und selbst die Tugend trifft.
Die stoltzen Seegel brausen,
Biß sie mit Trotz und Sausen
Die Unglücks-See erschifft.
Der Hochmuth ist mein Gifft.

# Actus II. Scena. I.

THEODORICUS der König/ hinter ihm etliche Trabanten neben ihm ARROGANTE, und CONIASTUS.

THEOD. (eine Schrifft in der Hand haltende) So ists demnoch so weit kommen, daß die Königl.

Maj. so freventlich darf beleydiget werden? und zwar von denen, welche wir vor unsere getreusten Diener hielten, und in denen wichtigsten Reichs-Geschäfften unter unsere geheimte Räthe und an unsere Seite gestellet hatten? O unerhörter Meyneyd! o straffbahre Falschheit! Symmachus und Boëthius colludiren mit unsern heimlichen Feinden. Sie wollen uns neue Feinde auf den Haß ziehen, sie wollen unsere Unterthanen zum Ungehorsam und gefährl. Revoltes verleiten: Sie widersetzen sich unsern wohlbedachten Consiliis, und nehmen sich derjenigen an, so wir aus gerechten Eyfer verdammet haben, und suchen hingegen getreue Diener von uns, durch scheinbahre Beschuldigungen, zu entfernen. Diß alles und noch mehr, welches uns in gegenwärtigen Blättern gantz klärlich erwiesen und vor Augen gestellet wird, verdienet die nachdrücklichste Ahndung. Ihr meine lieben Getreuen, sagt eure Meynung hievon.

ARROG.

Symmachus und Boëthius haben das Laster der Beleydigten Maj. begangen.

CONIA.

Wo die Laster überhand nehmen wollen, da muß die Königl. Clemence sich in eine gebührende Straffe verwandeln.

THEOD.

Wie ist doch möglich, daß Leute, die wir mit so vielen Gnaden uberhäuffet haben, so gröblich an Uns sich versündigen können?

ARROG.

Die schönste Sonn brütet auch durch ihre warme

me Strahlen Basilißken und Schlangen aus, und die Strahlen der Königl. Gnade verführen bißweilen niedrige Seelen zum Ubermuth und Regiersucht.

CONIA.

Der geringste Unterscheid in der Religion setzet eigensinnige Gemüther in eine beständige heiml. Verbitterung und Haß gegen die, so mit ihren Meynungen nicht in allen Puncten übereinkommen.

THEOD.

O lieber Getreuer, ihr bringet uns auf die rechte Spur. So! so! die gerühmte Orthodoxie wird der scheinbahre Prætext seyn, warum man sich uns so entgegen setzet.

ARROG.

Sie hassen alle des berühmten Arrii Meynungen zugethane Christen biß in den Tod.

CONIA.

Und dieser Haß erstrecket sich auch so gar biß auf die geheiligte Person der Königl. Maj.

THEOD.

O straffbahres Beginnen! was haben denn die Bösewichter vor Ursache darzu? wissen sie nicht daß ich einem ieden die Gewissens-Freyheit ungekränckt lasse? Ist ihnen nicht bekandt, daß wir die so genandten rechtgläubigen bißhero bey ihren Privilegiis, Immunitæten, juribus geschützet und mainteniret? Ist ihnen denn schon entfallen, daß wir vor wenig Jahren einen unsrer Hoff-Bedienten entsetzet und von uns gewiesen, weil er uns zu gefallen ein Arrianer worden war?

ARROG.

Ach ja! der recht Königl. Ausspruch Ew. Maj. ist noch allzubekant, da es hieß: Wer GOTT nicht getreu ist, wie kan der seinem Könige getreu seyn.

CONIA.

Sie wünschen nur einen solchen König zu haben, der allen ihren Meynungen conform ist.

THEOD.

So, so! kömt da die heimliche Correspondence mit dem Constantinopolitanischen Käyser her? hat man deswegen sich des Bischoffs, . . den unser gerechtes Urtheil zum Gefängniß verdammet hat, so sehr angenommen? Ey so wird man uns wohl gar nach dem Leben trachten. O Verrätherey, Verrätherey! Ihr lieben Getreuen, unser Thron stehet in Gefahr, der Boßheit muß durch eine schleunige Straffe vorgebeuget werden. Augenblicklich gebt dem Trabanten-Hauptmann Ordres, daß er die beyden Bürgermeister in gefängliche Hafft bringe.

ARROG.

Wo ein König gebeuth, da muß ein Diener sich zum Gehorsam bequemen.

CONIA.

Ew. Königl. Maj. vergeben dero getreusten Knechte, darff ich vorhero eines erinnern?

THEOD.

Es ist vergönnet.

CONIA.

Damit die Beklagten und ihr Anhang nicht sagen dürffen, sie wären wider Recht und unüberzeuget ver-

verdammet worden, so lasse die Königl. Liebe zur Gerechtigkeit sich auch noch darin sehen, daß man die Reos durch die Justice-Bedienten examiniren, und nach den Gesetzen verurtheilen läst.

THEOD.

Wohl, das soll geschehen, aber unterdessen soll und muß die Inhafftirung augenblicklich von statten gehen, was wären wir sonst vor ein König, wenn wir bloß an die Meynungen unsrer Bedienten gebunden wären. Wir wissen selber wohl, was recht und Gesetz-mäßig ist, die Gebrechen sind hier deutlich genung erwiesen, wir werden verachtet, gehasset, verrathen: auf Zorn, Rach und Grimm, waffnet euch wider meine Feinde, geschwinde nehmet sie in Arrest.

ARROG

Des Königes Zorn muß durch keinen Verzug gereitzet werden.

CONIA.

Ich gehe hin, den befohlnen Arrest zu beschleunigen. (gehet ab)

THEOD.

Der entbrannte Zorn hat unsere Gemüths-Ruhe ziemlich gestöhret. Eine angenehme Musique wird die aufwallende Wuth etwas dämpffen, last uns derowegen unsere Hoff-Musicanten hören. Ihr aber, lieber Getreuer, begleitet uns in unsern Lustgarten, daß wir uns in den grünen einiger massen divertiren und erhohlen können.

(gehen unter einer lustigen Musique ab.)

# Actus II. Scena 2.

## CONIASTUS, HARPAX, einige CLIENten.

CONIA.

Nun hab ich was ich will, Symmachus und Boëthius sitzen im Gefängniß, daraus sie lebendig nimmermehr kommen werden, ihre Güter sind confisciret, die besten Baarschafften bereits in die Königl. Rent-Cammer gebracht, und ich, als Commissarius dabey, habe mich auch nicht vergessen, ich habe schon etliche Säcke davon mit guter List und Geschwindigkeit weg partiret, und ad meum fiscum referiret. Nun will ich mich darbey machen, und die Herrlichkeit besehen, ich will die Ducaten und alten Thlr. zehlen, wieviel ich ihrer heut erbeutet habe. Harpax he! komme ziehe mich aus, nimm meine Paruque hin, bring Schlaffrock und Mütze her, ich will allein seyn, schleuß die Thür zu, und laß niemand zu mir kommen.

HARPAX

Wie mein Herr befiehlet. (geht ab)

CONIA. hohlet ein paar Säckgen mit Geld und Ducaten, setzet sich hin und zehlet.

HARPAX. (kommt und spricht:)

Herr Gerichts-Schultze, es ist iemand, der sie zu sprechen verlanget.

CONIA.

Canaille, habe ich dirs nicht gesagt, ich wolte allein seyn.

HARPAX.

Herr, es ist so ein feiner Mann, er mähret trefflich im Gelde, mich deucht, er bringet Geld.

CONIA.

CONIA.

Bringt er Geld, so laß ihn herein kommen.

CLIENS. I.

Ach Herr Gerichts-Schultze, ich habe eine Klage anzubringen.

CONIA.

Sagt euer Anliegen mit kurtzen Worten, ich habe nicht lange die Zeit.

CLIENS.

Ich bin mit meinem Nachtbahr in Streit gerathen, und habe ihm im Zorn ein paar Ohrfeigen gegeben, nun will er darmit hoch hinaus, habe also lieber guthwillig an den Herrn Gerichts-Schultzen ad pias causas etwas hergeben wollen, mit Bitte, die Sache nicht so scharff zu ahnden. (giebt ihm eine Hand voll Geld.)

CONIA.

Geht nur hin, ich will schon machen, daß ihr vor dißmahl ungeschoren davon kommen solt, aber komt nicht wieder.

CLIENS. 2

Hr. Gerichts-Schultze, ich hätte wohl ein Anliegen an sie, mein Sohn wolte gerne den vacanten Schreiber-Dienst haben, sie helffen ihn doch darzu, ich will gerne danckbar seyn.

CONIA.

Das wird nicht angehen, der Competenten sind zu viel.

CLIENS.

O Herr, seyd doch auf seiner Seite, hier ist eine kleine Erkenntlichkeit.

(giebt ihm Geld)

CONIA.

Nun, nun, geht hin, ich will sehen, wie weit ichs ngen kan.

CLIENS.

Ich verlasse mich auf des Herrn Gerichts-Schultzens Beybestand. (gehet ab.)

(Es fängt ein Kalb an zu blöcken)

CONIA.

Was giebts hier vor ein Geblöcke?

CLIENS. 3.

O großgünstiger Herr Gerichts-Schultze, da hab ich ein fein fett Kalb, das wolt ich gerne in die Küche verehren.

CONIA.

Ey schert euch mit dem Kalbe hin nach dem Stalle.

CLIENS. 3.

Ja, ja Hr. aber ihr wüst ja mein Anliegen wohl?

CONIA.

Geht nur hin, euch soll geholffen werden.

CLIENS.

Guten Tag! (ad Spectat) so muß man die Schelme schmieren. (Unterdeß CONI. mit denen Leuten spricht, stiehlt ihm der Harpax einen Ducaten nach dem andern von dem Tische, endlich macht sich Coniastus zum Tische, und fängt wieder an zu zehlen.)

CONIA.

Ey ey, ich hätte geschworen, zuvor hätte ich mehr gezehlet, (er suchet unter dem Tisch, kratzet sich hinter den Ohren, und zehlet von neuem.) Solte wohl ein schelmischer Harpax mir etwas weg gespitzet haben?

ben? Ach das Gesinde ist heutiges Tages gar zu schlimm. Harpax, he!

(HARPAX kömmt.)

Bist du hier bey dem Tische gewesen?

HARPAX.

Mit keinem Fusse.

CONIA.

Es fehlet mir Geld.

HARPAX.

Ey Herr, sehet ihr mich dafür an, so kan ich euch nicht länger dienen, ich bin kein Dieb, ich kriege kaum halb satt bey euch zu fressen, und habe in 2. Jahren keinen Heller Lohn gesehen, gebt mir mein Lohn, so will ich den Weg bald finden.

CONIA.

Höre Harpax, schwöre, daß du mein Geld nicht hast.

HARPAX.

Daß kan ich wohl thun, Herr, habe ich euer Geld, so wolt ich, so wolt ich, so wolt ich, daß mich dieser und jener etc. (es klopfft iemand) Herr, es klopfft iemand, es wird gewiß einer Geld bringen.

(geht ab)

CONIA.

Nun kan ich denn wohl eine halbe Stunde Ruhe haben, und mein liebes Geld einmahl zehlen? (er setzt sich, und fänget abermahl an zu zehlen) das 100 ist abermahl voll, ach wie schön Geld! Ach du edles Metall! du bist mein Trost, wer dich nicht hat, der mag heutiges Tages einschencken.

CLIENS 4.

Herr Gerichts-Schultze, ich habe eine Bitte an euch.

CON-

CONIA.

Sagts kurtz.

CLIENS.

Könnt ihr mir nicht etliche 100. Thlr. vorschiessen.

CONIA.

Ich habe kein Geld zu verleyhen.

CLIENS.

Ich verschreibe euch 3. Hufe Landes.

CONIA.

Ich habe selbst kein Geld.

CLIENS.

Ich gebe die gebührenden Zinsen.

CONIA.

Ich habe kein Geld.

CLIENS.

Ich gebe 6. pro Cent.

CONIA.

Geht hin, ich will mich bedencken, ob ich so viel zusammen bringen kan. Morgen kommt wieder.

CLIENS.

Herr Gerichts-Schultze, ich will 7. pro Cent geben.

CONIA.

Wieviel wolt ihr?

CLIENS.

600. Thlr.

CONIA.

Wart, ich will sie holen, geht, und bringt eine Obligation. (Er geht nach dem Tische, und will das Geld abzehlen, wenn er aber will wegtragen, bedencket er sich wieder und spricht:

Ey so schön Geld! ach ich kans nicht übers Hertze

tze bringen, nein ich verleihe nichts. Gleichwohl bringts so viel Interesse, jährlich 7. 14. 22. etc. das ist von 600. Thlr. 42. Thlr. ey, ich wills hinthun, o du liebes Geld, ich muß mich eine Zeitlang von dir scheiden, ach, ach! wie Lieb hab ich dich! (druckts an seine Brust und fängt wieder an zu zehlen) nein, nein ich kan das Geld nicht wegthun, ich will erst die gantze Summe zehlen, was ich noch Vorrath behalte. (fängt an zu zehlen) und singt endlich folgende Arie.

1.

Allerschönster Augentrost.
Ihr mit Kunst geprägten Thaler
Weiß auch wohl der beste Mahler
So was schönes vorzustellen,
Ihr könt Stirn und Brust erhellen.
Wär das Hertze
Voller Schmertze
Und der Sinn noch so erbost.
Allerschönster Augentrost.

2

Edles Sonnen-gleiches Gold!
O wie können eure Blitzen,
Die sonst kalte Brust erhitzen.
Ach wie trost-loß würd' ich liegen
Wenn mich, o du mein Vergnügen,
Raub und Noth
Oder Tod
Etwan von dir scheiden solt.
Edles Sonnen-gleiches Gold.

Actus

# Actus. III. Scena. I.

BOETHIUS im Gefängniß auf einem Ruhe Bette/ um ihn herum die Musen, welche ihr Angesicht mit schwartzen Flor bedecket, und folgende Trauer-Ode singen:

MUSEN.

1.

Oeffnet euch, ihr Hertzens-Quellen,
Schüttet Blut und Thränen aus.
Wimmern, Seufftzen, Stöhnen, Aechzen,
Wobey Zung und Lippen lechzen,
Müssen in die Höhe schwellen
Biß ans blaue Sternen-Hauß
Oeffnet euch ihr Hertzens-Quellen,
Schüttet Blut und Trähnen aus.

2.

Vormahls süsse Freuden-Stunden
Ach wie bald seyd ihr dahin?
Ehre, Schätze, Lust und Glücke
Witz, Gesundheit, Gnaden-Blicke;
O wie seyd ihr doch verschwunden
Und verlasset Hertz und Sinn.
Vormahls etc. Da Capo.

3.

Ach die Unschuld wird gefangen,
Ach die Unschuld leydet Noth.
Den der Tugend-Purpur zierte,
Der den weissen Scepter führte,
Muß itzund in Fesseln prangen
Und erwartet Schimpff und Tod.
Ach die Unschuld &c. Da Capo.

BOETHIUS.

Ja ja, ach ja
Mein Glück ist hin, mein Unglück ist nun da,
Die Sonne meines Wohls ist untergangen,
Ich lieg, o weh und ach!
O unerhörte Schmach!
In Finsterniß gefangen.
Und ihr seyd noch bey mir,
Ihr treuen Musen ihr.
Wie manches schönes Stücke,
Hab ich mit euch, ihr werthesten, gedichtet
In unsern vor'gen Glücke.
Nun aber ach
Wie seyd ihr zugerichtet?
Ein schwartzer Flohr
Will Aug und Mund verhüllen.
Ein herber Thränen-Bach
Mein Lager fast mit blutgen Ströhmen füllen.
Wie war ich doch zuvor,
Da Glück und Jugend lachte,
Und mich der Welt so sehr beliebet machte,
So ruhig und vergnügt!
Nun aber haben mich,
Ach wie sobald und grausamlich!
Alter, Schwachheit, Schmertz und Schimpf besiegt!
Der Haare kalter Schnee
Hat dieses Haupt bedecket,
Der Glieder Zittern Schmertz und Weh
Den Leib geschwächt, den armen Geist erschrecket
Beglückter Mensch,
Der, wenn ihm wohl, kan leben,
Und, wenn das Unglück kömmt, sich bald dem Tod ergeben,

In

In meinen guten Tagen
Schien mir der Tod
Sein Netz stets aufzustellen;
Nun, da mich Angst und Noth
Schimpff, Armuth, Schmertzen, plagen
Will er sich mir nicht zugesellen.

AIR.

Komm, ach komm, verlangter Tod!
Bring den matten Geist zur Ruh.
Drück mit deinen kalten Händen
Mir Betrübten und Elenden
Die verfallnen Augen zu.
Komm, ach komm, verlangter Tod
Bring den matten Geist zur Ruh.
Ach aber ach!
Du hörst mit tauben Ohren
Mein seufftzend Ungemach
Ach ärmester Boethius
Dich hat ein strenger Himmels-Schluß
Zu lauter Pein erkohren.
Ihr Musen helfft mir weinen
Im Thränen nur kan mir ein Trost erscheinen.

MUSÆ.

Oeffnet euch, ihr Hertzens-Quellen
ut supra.

## Actus III. Scen. 2.

Boët. Lib. I. Pros. I. (Die *Philosophia* erscheinet in Gestalt einer ansehnlichen *Dame* und in der *Positur*, wie sie von *Boëthio* selbst beschrieben wird.)

PHI-

PHILOSOPHIA.

Wer hat diese unzeitigen und zärtlichen Klage-Weiber zu diesen Patienten herein geführet, welche seinen Schmertz nicht allein gar nicht lindern, sondern auch noch darzu mit dem süssen Gifft ihrer beweglichen Stimmen vermehren? diese sindes eben, welche durch unzeitige Erregung der zärtlichen Affecten alle vernünfftige Vorstellung gantz unterdrücken, und das menschliche Gemüth nur zur Kranckheit gewöhnen, nicht aber davon befreyet. Wenn es eine von denen gemeinen und niedrigen Seelen wäre, die Ihr mir durch eure Schmeicheley entziehen woltet, so wolte ich den Verlust mit Gedult ertragen, denn dabey gieng keine von mir angewandte Mühe verlohren; dieser aber ist in meiner geheiligten Schule erzogen, und an denen Brüsten meiner Weißheit ernähret worden. Drum so packt euch von ihm weg, ihr Sirenen, die ihr den Menschen biß in dem Tod süß und angenehm schmechelt. Uberlasset mir dieses Hertz, welches ich mit meinen Musen und vernunfft-mäßigen Mitteln curiren will. Eylet, sag ich, geschwinde von hinnen und erscheinet in dieser unanständigen Trauer-Gestalt nicht mehr an diesem Ort. (Die Musen reteriren sich hinter die Scenen, drauf setzet sich die Philosophie vor dem Boëthio aufs Bette, und nachdem Sie, ihn mittleydig beschauet, fängt sie an:)

Ach wie schwach ist doch das menschliche Gemüthe? wie leicht verdunckelt das Licht des Verstandes? und lässet sich durch Gram und Traurigkeit in den Abgrund der grösten Finsterniß stürtzen, wenn der Wind der stürmischen Affecten

anfängt zu toben. Dieser Mann war vormahls geschickt, mit seinem durchdringenden Verstande biß an den Himmel zu steigen, und gleichsam mit offnen Augen Sonne, Mond und alle Sterne zu beschauen. Er erforschete die Natur und fast unbegreiffliche Eigenschafft des Windes, Er wuste, wo die Sonne auf- und niedergehet, woher Frühling, Sommer, Herbst und Winter kam. Kurtz! er verstund alle verborgene Ursachen der natürlichen Würckung, und war ein grundgelahrter und weiser Mann. Aber nun liegt er gleichsam ohne den geringsten Lichtlein des Verstandes in einen finstern Kercker verschlossen, und mit Ketten und Banden dermaßen beschweret, daß er seine Augen nicht empor heben kan, sondern, als von einer großen Last gedruckt, die finstere Erde auschauen muß. Aber es ist Zeit, vielmehr auf Recht und Mittel, als auf Klagen zu dencken. Bist du derjenige Boethius, der vormahls von meiner Milch geträncket, und an meinem Tische ernähret und groß gezogen ist? Wie liegst du nun so niedergeschlagen? habe ich dir in meiner Schule nicht solche Waffen gegeben, welche, wenn du sie nicht selber weggeworffen, dich wider alle eindringende Feindseeligkeit unüberwindlich erhalten können? Kennest du mich nicht mehr? Warum schweigst du? Aus Scham oder Erstaunen? Ich wolte, daß du aus Scham stille schwiegest, aber ich sehe wohl, daß dich Furcht und Erstaunen gantz untergedrücket. (Sie legt die Hand auf seine Brust und fühlet nach den Pulß) Ey es hat zum Sterben noch keine Gefahr, er ist in eine tieffe Schlaffsucht gefallen, ich will ihm den Nebel der Sorgen ein we-

nig aus den Augen wischen, daß er zu sich selber kom- me, wenn er mich erst siehet und kennet, wirds wohl besser werden. (Sie wischet ihm die Thränen aus den Augen, darauf ermuntert sich Boethius, und sie- het sie genau an, sagende:)

BOETHIUS.

O meine getreue und allerliebste Pflege-Mutter bist du das? du wertheste Meisterin aller Tugen- den, wie hast du denn deinen himmlischen Thron ver- lassen, und bist zu mir in diesen tieffen Kercker gekom- men? wilt du irgend auch mit mir fälschlich ange- klaget, und in Ketten und Banden geworffen wer- den?

PHILOSOPH.

Wie solt ich dich verlassen können, mein getreuster und hochgeliebter Sohn! Solte ich nicht die Last, die dir der Haß meines Nahmens aufgebürdet, selbst tragen helffen? Ach einen solchen unschuldigen und tugendhafften Schüler wird die Weißheit nimmer- mehr verlassen. Und was solte ich mich vor der Welt Verfolgung scheuen? das ist ja nicht das er- ste mahl, daß ich so tractiret werde, weist du nicht, daß Pythagoras, Socrates, Seneca und andere weise Männer meinetwegen haben sterben müssen, wel- chen ich biß in den Tod beygestanden und die sterben- den Augen selbst zugedrücket habe? Was hab ich nicht jederzeit mit der Thorheit vor einen Streit ge- führet? Ich kam nach meines getreuen Socratis To- de in ein solches Gedränge des Epicurischen und Sto- ischen Pöbels, daß ich bald wäre zerrissen worden, denn ein jeder wolte mich zu sich ziehen, und als ich mich widersatzte, zerrissen sie mir mein Kleid, und ein

jeder nahm einen Lappen davon zu sich, damit sie sich hernach bekleideten, und von vielen Unverständigen vor meine Haußgenossen angesehen wurden. Derohalben verwundere dich nicht, wenn wir auf diesen Laster-vollen Erdboden von denen Sturmwinden der Verfolgung stets verunruhiget werden, allermaßen diß unser Vorsatz ist, daß wir denen lasterhafften Menschen mißfallen wollen, deren zwar eine große Menge ist, aber wir haben uns vor sie nicht zu fürchten, weil sie gleichsam eine Armee ausmachen, die keinen gewissen General hat, sondern als unsinnig ohne Ordnung hie und da herum schwermet. Wenn sie nun wider uns zu Felde ziehen, und uns wollen zu mächtig werden, siehe, so reteriren wir uns, unter dem Commando unsers klugen und tugendhafften Generals, in das Schloß der Philosophischen Großmuth und Gedult, und überlassen diesen Thoren diese schlechte Bagage unserer zeitlichen Haabseeligkeiten, welche sie mit grosser Furie und Begierde uns rauben, und sich damit als einer Bürde schleppen und tragen. Wir aber lachen sie großmüthig aus, und befinden uns an einen so sichern und festen Orte, wo uns die furieuse Thorheit unserer Feinde nicht schaden kan.

Boët. Wer mit Gelassenheit sein Wohl und Weh erträget
lib. 2. Und seines Schicksahls Macht mit gleichen Minen
metr. ehrt.
4. Wen Glück und Unglück nicht in seiner Brust beweget,
Und sich an keinen Tand des schnöden Wechsels kehrt.

Den

Den kan der Himmel selbst nicht unglückseelig machen,
Er kan bey Stürmen ruhn und bey den Blitzen lachen.
Laß die erboßte Wuth der Meeres-Wellen sausen,
Und die ergoßne Fluth bey Berg und Wolcken stehn.
Laß den Vesuvium mit Flamm und Feuer brausen,
Und den ergrimmten Strahl auf Thurm und Spitzen gehn.
Was fragt ein solches Hertz nach der Tyrannen Dräuen,
Wer auf kein Glücke hofft, darff auch kein Unglück scheuen.
Hingegen wer sich nur mit Furcht und Hoffnung quählet
Und den verwehnten Geist mit Eitelkeiten speist.
Wer sich zu seiner Lust ein solches Gut erwählet
Das voller Unbestand und nicht sein eigen heist,
Der läst bey jeden Sturm so Muth als Ancker sincken
Und stürtzt sich in die Fluth, darinn er muß ertrincken.

Begreiffst du diß mein lieber Boethius? Wie stellst du dich an? was meynst du? sag her, was dir schadet, denn wenn der Artzt helffen soll, so muß der Patient seine Wunden entdecken. Lib. I. Pro. 4.

BOETHIUS.

Ach liebste Mutter? was soll ich doch meine Noth mit weitläufftigen Worten vorstellen? giebt denn der Augenschein nicht deutlich genug an den Tag, wie unbarmhertzig das Glück mit mir umgehet?

het? geht dir denn gegenwärtiger Anblick zu Hertzen? Ist das meine schöne Bibliothec, worinnen du dich selbst so offt bey mir eingefunden, und von der Erkenntniß göttlich- und menschlicher Dinge discuriret hast? War ich so gekleidet, sahe ich im Gesichte so aus? als ich mit dir die Geheimniße der Natur studirte, da du mir den Lauff der Sternen erklärtest, und lehrtest, wie unsere Sitten und gantze Lebens-Arth nach der Ordnung des Himmels einzurichten? Ist das die Belohnung meines Gehorsams, den ich dir geleistet habe? Hast du nicht durch den weisen Mund Platonis gesaget, daß die Republiquen alsdann erst würden recht glückseelig seyn, wenn weise und gelehrte Leute sie regieren, oder die, so sie regieren, sich der Weißheit und Gelehrsamkeit befleißigen würden? diesen habe ich nachzukommen mich bemühet, und GOtt ist mein Zeuge, daß ich in meinen Bürgermeister-Amt mir nichts lassen mehr angelegen seyn als Tugend und Weißheit zu befördern, und ehrliche Leute vor der Gottlosen Gewalt und Boßheit zu beschützen. Was hab ich aber darüber von den Gottlosen leyden müssen? was vor continuirlicher Streit und Widerwärtigkeit ist nicht unter uns entstanden? Und wie habe ich nicht die Mächtigen, welche das Recht zu unterdrücken suchten, beleidigen und mir zu Feinden machen müssen, welches ich aber nicht geachtet, wohl wissende, daß die Freyheit eines guten Gewissens insgemein dergleichen Incommoditæten mit sich zu bringen pflege? Wie offt habe ich mich dem geitzigen Conjasto und ungerechten Trigvillæ widersetzet, wenn sie unschuldiger Leute Güter an sich bringen, oder sie sonst beleidigen wolten?

ten? Wie offt hab ich mich elender Personen angenommen, und sie mit Gefahr meiner Autoritæt beschützet, wenn sie durch ungezäumten Geitz der Barbarn geplagt wurden? Ich bin niemahls vom Rechte gewichen, und habe mich zu nichts unbilliges verleiten lassen. Es hat mich hertzlich geschmertzet, daß die Einwohner unserer Provincien, bald durch Raub und Unrecht, so sie von Privat-Personen leyden musten, bald durch unerträgliche öffentliche Contributiones sind ruiniret worden. Aber ich habe es wider meinen Willen müssen geschehen lassen. Als bey entstandener schweren Hungers-Noth in Campanien ein schädlicher Auffkauff solte angestellet werden, dadurch dieses gantze Land in Armuth und äuserste Noth wäre gesetzet worden, so habe ich mich dem gemeinen Vorsteher widersetzet, und dem Könige selbst solche Remonstrationes gethan, daß der intendirte Auffkauff, dem Publico zum Besten, muste nachbleiben. Als die geitzigen uud hoffärtigen Hoffschrantzen den Paulinum, einen gewesenen Bürgermeister, fast verschlungen hätten, so habe ich ihn aus ihren Rachen gerissen und errettet, und damit der Albinus, ein Mann von gleichem Range, nicht möchte unschuldig und fälschlich gerichtet und verdammet werden, so habe ich den Haß seines Angebers, des Cypriani, auf mich geladen, habe ich mir auf solche Weise nicht Feinde genug bey Hofe gemacht? So solte ich ja nun bey denen andern desto sicherer und beliebter seyn, weil ich aus Liebe zur Gerechtigkeit mir die Hoff-Leute so sehr zu wieder gemacht habe. Aber wer hat mich ietzo am meisten durch falsches Angeben gestürtzet? hats nicht der, wegen seiner gros-

sen Schuld, desperate Basilius gethan? der vormahls von seiner Königl Bedienung abgesetzet worden? Hierzu kommen noch der Opilio und Gandentius, welche vormahls wegen ihrer vielen Boßheit und Betrügereyen durch ein Königl. Urtheil relegirt wurden, als sie sich aber weigerten, und ihre Zuflucht in den Tempel, als in ein geheiligtes Asylum, nahmen, so hat der König mit grosser Strenge befohlen, wo sie nicht noch den bestimmten Tag aus der Stadt sich packen würden, so solten sie, beschimpfft und vor der Stirn gebrennt, weggejaget werden. Was schiene gerechter und strenger zu seyn? Aber als sie noch denselben Tag sich melden liessen, um einige Beschuldigungen wider mich vorzubringen, so und sie zur Audience admittiret und ihnen geglaubet worden.

Wie geht doch diß in aller Welt zu? haben meine Qualitæten diß verdienet, oder macht kurtz vorergangene Verdammung meine Angeber glaubwürdig? Wolte man sich nicht scheuen, einen so unschuldigen Mann so schimpfflich und unverantwortlich zu tractiren; so solte doch die Niedrigkeit meiner canailleuxen Blamanten machen, daß man sich schämete, ihnen zu glauben. Aber was sinds denn vor Laster, deren man mich beschuldiget? Ich soll den Römischen Rath gerne in guten Stande conserviret wissen wollen. Aber, ach wie denn? Ich soll einen gewissen Angeber, der den Rath wegen des Lasters der beleydigten Majest. anklagen wollen, an dieser Anklage verhindert haben. Was deuchtet dir, meine wertheste Mutter, soll ich dir den Schimpff machen, und diß Laster gestehen? Oder soll ichs

läugnen

läugnen? Nein! ich gestehe es, ich will den Rath conserviret wissen, ich werde auch nimmermehr aufhören, diß zu wollen, und soll mich kein Blamanre daran verhindern. Was solte ich denn das vor criminell halten, das Wohlseyn eines solchen ansehnlichen Collegii und Reichsstandes zu wünschen? Der Rath hat es zwar durch seine, wider mich abgefaßten Decreta, nicht darnach gemacht, doch der, sich selbst betrügende, menschliche Unbestand etlicher Personen, kan des gantzen Standes Meriten und Hoheit nicht verändern. Und ich, als ein aufrichtiger Philosophus, halte es nach der Socratischen Lehre und Weißheit vor unbillig, die Wahrheit zu verhelen, oder eine Lügen passiren zu lassen. Wovon ich aber die gantze Historie und wahre Beschaffenheit zu Pappier gebracht habe, damit es auch die Nachkommen wissen mögen. Denn von denen Brieffen, die man mir fälschlich angedichtet, darinn ich, die Römische Freyheit zu restituiren, soll Hoffnung gemacht haben, mag ich nicht einmahl etwas gedencken; der Betrug solte sich bald entdecket haben, wenn ich nur der Anbringer eigen Geständniß hätte hören, und mich dagegen verantworten dürffen, welches sonst in allen dergleichen Affaires geschicht, und viel vermag. Uberdem, was solte ich doch vor eine Freyheit hoffen? Wolte GOtt, es wäre nur zu hoffen, so wolte ich ihnen mit des Canii Worten geantwortet haben, welcher, als er von dem C. Cæsare des Germanici Sohn beschüldiget wurde, als wenn er um die wider ihn gemachte Conspiration Mit-Wissenschafft hätte, sprach: Wenn ichs hätte gewust, so soltest du es nicht erfahren haben. Zwar hat Schmertz und

Gram meine Sinne noch nicht so gar geschwächt, daß ich darüber so ein groß queruliren machen solte, daß gottlose Leute wider die Tugend was schlimmes vorhätten, sondern darüber verwundere ich mich, daß sie in ihren bösen Vorhaben so glücklich reussiren. Denn was Böses vorhaben, dahin kan unsre schwache Natur leicht verfallen; Aber, daß ein jeder boßhaffter Mensch das, was er wider die Unschuld machiniret, ausführen kan, und GOtt siehet zu/ und läst es geschehen, das ist was monströses und kan nicht genug bewundert werden. Dahero hat nicht ohne Ursache vormahl ein weiser Mann unter denen Freunden gesagt: **Wenn ein GOtt ist, woher kommt denn das Böse? Aber woher kommt das Gute, wenn kein GOtt ist?** Aber laß es seyn, daß die gegenwärtigen Bösewichter, die aller ehrlichen Leute und des gantzen Raths Verderben suchen, es vor Recht halten, wenn sie mich, weil ich mich des Raths und aller tugendhafften Personen annehme, zu stürtzen suchen, habe ich denn diß auch um ihre Väter verdienet? Du weist ja wohl, was dazumahl vorgieng, denn du pflegtest alle meine Worte und Wercke, als gegenwärtig zu dirigiren. Du weist, sag ich, als der, auf das gemeine Verderben erhitzte König zu Verona, den Hochverrath, den man dem Albino schuld gab, gerne auf den sämtlichen Rath extendiren wolte, wie sehr ich mit Gefahr meiner eigenen Sicherheit defendiret habe. Ich rede diß mit Wahrheit und nicht mit Ruhmräthigkeit, denn wer seine eigenen ob wohl gute Thaten gerne rühmet und rühmen läst, der vermindert dadurch deren Preiß.

Aber nun siehest du, was meine Unschuld vor einen Ausgang genommen; An statt der Belohnung der wahren Tugend werde ich mit der Straffe eines falschen Lasters beleget. Hat man wohl jemahls die Richter in der strengen Bestraffung eines offenbahren und gestandenen Bubenstücks so einträchtig gesehen? Solte nicht der Irrthum des menschlichen Verstandes einige verleiten können? Solten nicht einige bedencken, daß sie selber nicht wüsten, wie es ihnen noch gehen könte, welches kein Sterblicher wissen kan? Wenn man mir Schuld gebe, daß ich hätte die Tempel anstecken, die Priester und alle ehrliche Leute erwürgen wollen, so hätte man mich doch nicht eher verdamen könen, biß ich gegenwärtig verhöret und überzeuget worden. Nun aber werde ich so viel Meilen entfernet ohne Verantwortung, nur, weil ich mich des Raths etwas eyfrig angenommen, zum Tode verdammt und in die Acht erklährt. O daß auf solche Weise nimmermehr einer convinciret würde! Alleine, eigne Angeber wissen, in was vor einem ansehnlichen Stande ich gelebt, und damit sie nun denselben durch ein Laster beflecken könten, so belügen sie mich, daß ich meine Dignitæt mit dem Laster des Kirchen-Raubs besudelt hätte. Allein, du geliebteste Weißheit, hast du nicht längst alle Begierden nach solchen eitlen und irrdischen Dingen aus meiner Brust verbannt? Wie solte ich vor deinen Augen einen Kirchen-Raub begehen können? denn du riessest mir immer ins Ohr und Hertz die güldne Worte des Pythagorae: Sequere Deum. Folge GOtt nach. Wie solte ich nun solche liederliche Gedancken und lasterhaffte Begierden hegen, da du

mei-

meinen Geist zu einer solchen Hoheit anführtest, daß ich solte GOtt gleich seyn. Uber daß kan mich meine ehrliche und redlich-geführte Conduite in meinem Hause, meine vornehme und ehrliebende Freundschafft, mein ehrwürdiger Schwieger-Vater Symmachus von allen Argwohn eines solchen Bubenstücks befreyen. Aber, O der Schande! Sie nehmen eben deßwegen Anlaß mich in Verdacht zu ziehen, weil ich mit solchen heiligen Personen, und insonderheit mit dir, du ehrwürdige Philosophie, vertraut umgehe, gerade, als wenn ich deßwegen an diesen bösen Thaten müste schuldig seyn, weil ich in deiner Disciplin und Sitten gelehret und erzogen bin. Derohalben ists nicht genug, daß mir deine Ehrwürdigkeit nicht zustatten kömmet, sondern du must auch noch darzu meinentwegen blamiret und gelästert werden. Noch dieses vermehret mein Unglück, daß die meisten Menschen in ihren Beurtheilungen nicht auf die Meriten und Sache selbst, sondern auf den Ausgang der Sachen und das Glückes sehen, und also dasjenige nur vor gut und klügl. gethan halten, was einen glücklichen Ausgang hat. Dahero geschicht es, das von unglückseeligen Personen insgemein übel geurtheilet wird. Ich mag nicht daran gedencken, was itzund vor ungleiche und mancherley Reden unter dem Volck von mir werden geführet werden. Nur dieses muß ich noch sagen, daß das die letzte Last eines Unglückseeligen ist, wenn man ihm ein Laster andichtet, so glauben die meisten, er habe das, was er leyden muß, verdienet. Ich zwar, ich muß um meines Wohlverhaltens das Elend, Raub, Schimpff und Spott ausstehen; Ach mir deuch-

deuchtet, ich sehe im Geist, wie die Gottlosen in ihren Spötter-Versammlungen darüber werden jubiliren, wie ein jeder Boßhafftiger auf neue Lästerung dencken, die Frommen hingegen durch meine Gefahr erschrocken und niedergeschlagen seyn werden, jene werden, weil sie ungestrafft bleiben, zu neuen Intrigues, und durch Belohnung zu mehr würcklich bösen Händeln sich verleiten lassen, diese aber werden bey ihrer Unschuld nicht nur aller Sicherheit beraubet, sondern dürffen sich nicht einmahl gebührend defendiren. Ach ich muß seufftzen:

Lib. I. Metr. 5.

1.

Schöpffer der gestirnten Höhen
Wo du deinen Scepter führst
Und das blaue Rund regierst,
So, daß alles, was wir sehen,
In der schönsten Ordnung stehet,
Und bald auf bald untergehet,

2.

Schau, wie diese schöne Kertzen
Deiner Macht gehorsam seyn,
Bald mit leer- bald vollen Schein
Gleich als mit folgsamen Hertzen
Dieses Erden-Rund beleuchten,
Bald erhitzen, bald befeuchten.

3.

Tag und Nächte, Jahr und Zeiten
Wechseln, wie du's haben wilt,
Durch sie wird dein Zweck erfüllt:
Auf des Winters Strengigkeiten

Muß

Muß der Lentz und Sommer lachen
Und der Herbst uns frölich machen.

4.

Ach soll auf der schnöden Erden
Denn der Menschen Thun allein
Ohne Sorg und Aufsicht seyn;
Was will vör Verwirrung werden,
Wenn das blinde Glück regieret
Und ohn Witz den Scepter führet?

5.

Ach wie geht es so verkehret,
Wenn ein Unschuld-volles Hertz
Muß erdulden Straff und Schmertz,
So den Lastern sonst gehöret.
Boßheit kan auf Rosen gehen,
Und auf frommen Hälsen stehen.

6.

Tugend steckt in Finsternissen,
Laster setzt man an das Licht,
Recht und Unschuld wird vernicht,
List und Trug will jeden küssen:
Trutz, Gewaltsamkeit und Toben
Bleibt im Kampfe allzeit oben.

7.

Ach so schaue doch hernieder
Auf das arme Menschen-Heer,
Zeuch uns aus dem Jammer-Meer
Herrscher, und erqvick uns wieder.
Laß die Erde so regieren,
Wie du kanst den Himmel führen.

PHILOS.

Mein lieber Boëthius, als ich dich anfänglich so
betrübt

betrübt sahe, kunte ich flugs dencken, du müstest elend und vertrieben seyn, wie weit du aber aus deinem Vaterland verjaget, wuste ich nicht, wenn ichs aus deiner Rede nicht verstanden hätte. Mir deuchtet aber, du seyst aus deinem Vaterland so weit nicht verjaget, sondern habest dich selbst daraus verirret, oder, wenn du dich ja vor vertrieben hältest, so hast du dich selbst vertrieben, denn das hätte sonst niemand thun dürffen. Erinnere dich nur, aus was vor einem Vaterlande du entsprossen bist, nicht aus einem solchen, das, wie vormahls Athen/ durch die Menge der Regenten beherrschet wird, sondern hier ist ein König, ein Herr, welcher sich an der Frequence und Menge, nicht aber an der Verjagung seiner Bürger ergötzet, und dessen Befehlen und Rechten zu gehorchen, vor die höchste Freyheit zu schätzen ist. Weist du nicht das uhralte Gesetze, welches in deinem Vaterlande gilt, nehmlich daß derjenige, welcher darinn gerne seine beständige Wohnung aufschlagen will, nimmermehr ins Exilium gehen darff, denn wer sich zwischen dessen Mauren und Wällen befindet, der darff nimmermehr befürchten, daß er werde die Relegation verdienen. Wer aber keine Lust hat, darinn ferner zu wohnen, der hat die Verweisung schon meritiret. Derohalben geht mir nicht so wohl gegenwärtigen Ortes, als vielmehr deines Gemüthes und deines Gesichtes Beschaffenheit zu Hertzen. Ich frage nicht darnach, wo deine kostbahre und schöne Bibliotheque, sondern, wo der herrliche Wohlstand deiner Seelen geblieben sey. Hierinn, nehmlich in deiner Seelen, hatte ich vormahls nicht die Bücher, sondern was

die Bücher kostbar macht, nehmlich den Verstand und die Weißheit, so in denselben steckt, verwahrlich aufgehoben. Was du von denen Meriten gegen das gemeine Beste erwehnet hast, ist zwar wahr, aber nicht genug: Was dir mit Recht und Unrecht vorgeworffen wird, ist allen bekandt: auch hast du deswegen die Schelmstücke und Finessen deiner Angeber nur kürtzlich berühret, weil es in aller Leute Mäulern ist, die von der Sache weitläufftig und besser reden und urtheilen mögen. Du hast dich über das Verfahren des ungerechten Raths wider dich beschweret, und anbey bedauret, daß ich selbst dabey gelästert würde. Den Verlust deiner Renommeè hast du beweinet, uñ endlich über das Glück schmertzliche Klagen geführet, daß es seine Belohnung und Straffe nicht nach Verdienst austheile. Ja du hast mit einem tiefen Seuffzer und Wunsche beschlossen, daß es doch auf Erden so friedlich und ordentlich möchte zugehen, wie im Himmel. Nun wolte ich dir auf jedes gerne dienen, aber der Tumult deiner Affecten ist noch zu groß. Schmertz, Zorn und Traurigkeit haben dein Gemüthe so sehr distrahiret, daß es bey diesem Zustande die starcken Artzeneyen und rechten Mittel noch nicht annehmen kan, drum will ich mich anfänglich nur einiger gelinden bedienen, damit die allzuharten und aufgeschwollnen Wunden der Perturbation und Unruhe etwas erweichet werden, um mit der Zeit einige schärffere Mittel anzunehmen.

Lib. I. Metr. 6.

Wer Korn und Saamen streut
Wenn Titans heisse Blitzen

Im Krebs die Welt erhitzen
Der fehlt der rechten Zeit,
Und muß, statt Ceres Gaben,
Sich einst mit Eicheln laben.

2.

Wer Blum und Rosen pflückt
In dem belaubten Garten,
Muß nicht so lange warten
Biß Schnee und Frost ihn drückt,
Dann muß diß zart Vergnügen
Wie Wind und Nichts verfliegen.

3.

Wer süsse Trauben sucht
Wenn grüne Frühlings Mayen
Geruch und Aug erfreuen
Hat Müh und Fleiß verflucht:
Denn mit des Bachus Gaben
Kan nur der Herbst uns laben.

4.

So weiß der weise GOtt
Ein jedes zu bereiten
Zu seiner Stund und Zeiten;
Der häufft sich Quaal und Noth,
Der Glück uud Wohl will fassen
Und Zeit und Ordnung hassen.

Lib. I. Prof. 6.

Höre, mein Boethius, ich will durch einige Fragen deinen Gemüths-Zustand einiger maßen zu erforschen mich bemühen, antworte nur, ich will auf alles, was dir mich zu fragen beliebt, wieder antworten. Meynest du, daß diese Welt nur ohngefehr und durch blinde Zufälle so erhalten und bewegt wer-

de? oder wird sie mit Verstand und Bedacht regieret?

BOETHIUS.

Ach keines weges wird sie ohngefehr beweget, sondern ich weiß, daß GOtt, als der Schöpffer, vor diß sein Geschöpffe sorget, es beweget und erhält, und von dieser Meynung soll mich in Ewigkeit nichts abwendig machen.

PHILOS.

Du hast recht, und das ists eben, was du vorher gestanden hast, denn du klagtest nur vorher, daß der Mensch ohne göttliche providence und Vorsorge wäre, das übrige meynest du, werde freylich mit Vernunfft regieret. Dann ich wundere mich, daß deine Seele, bey so einer gesunden und heylsamen Meynung, kan kranck seyn. Es muß dir gewiß sonst was fehlen. Höre, sage mir, weil du nicht zweiffelst, daß die Welt von GOtt regieret werde, durch welche Ruder und Mittel wird sie regieret?

BOETH.

Ich verstehe nicht einmahl diese Frage, geschweige, daß ich solte können drauf antworten.

PHILOS.

Das kunte ich wohl dencken, daß dir was fehlen müste: Der Wall deines Gemüthes hat eine Lücke bekommen, dadurch die feindliche Perturbationes und Verwirrung sich hinein schleichen. Aber weist du wohl, welches der Entzweck aller Dinge sey, und wohin die Intention der gantzen Natur ziele?

BOETH.

Ich habs vor diesen wohl gehöret, aber der Gram hat mein Gedächtniß gar sehr geschwächt.

PHIL.

PHIL.

Weist du dann, woher alles gekommen ist?

BOETH.

Von GOtt.

PHIL.

Wie geht das zu, daß du den Ursprung aller Dinge erkennst, und weist doch nicht, welches der Entzweck aller Dinge sey? Aber so gehts, wenn der Mensch perturbiret ist. Diese Perturbationes können ihn wohl confus und wanckend machen, aber doch nicht gar übern Hauffen werffen, und alle Wahrheiten aus seinem Gemüthe ausrotten. Aber höre, antworte mir noch auf diß. Weist du noch wohl, daß du ein Mensch bist?

BOETH.

Warum solt ich das nicht wissen? Ich gebe mich nicht höher aus.

PHIL.

Was ist denn ein Mensch, kanst du ihn wohl beschreiben?

BOETH.

Ist das Fragens werth? der Mensch ist ein vernünfftig und sterbliches Thier, das weiß ich und das bin ich.

PHIL.

So bist du, deiner Meynung nach, nichts mehr?

BOETH.

Nein, nichts mehr.

PHIL.

Nun weiß ich eine andere und wohl die rechte Ursache deiner Kranckheit, du weist nicht mehr, was du selbst bist. Derohalben habe ich deine Kranckheit

schon völlig erkannt, und weiß nun schon, wie ihr beyzukommen ist. Denn weil du so vergessen bist, so hältest du dich vor einen Exulanten, und der aller Güter beraubt wäre. Und weil du nicht begreiffest, welches der Entzweck aller Dinge sey, so bildest du dir ein, gottlose, und lasterhaffte Leute wären mächtig und glückseelig in der Welt. Endlich, weil du nicht weist, durch was vor Mittel und Weise die Welt regieret werde, so meynest du, diese Abwechselung des Glücks und Unglücks kämen ohngefehr, ohne einigen Directeur und Regierer. In Wahrheit, Ursachen genug, die einen in Kranckheit ja in Tod selbst stürtzen können. Aber GOtt, dem Urheber aller Gesundheit, sey Lob und Danck gesagt, daß dich die Natur nicht gantz verlassen hat. Ich habe schon ein Pflaster vor deine Wunden, nemlich die rechte Meynung, so du hegest von der Regierung der sichtbaren Welt, welche du nicht denen ohngefährlichen blinden Zufällen, sondern einer gewissen Vernunfft beylegest. Nun fürchte dich nicht, der erste Funcke deiner Lebens-Wärme ist schon da. Aber ich muß behutsam mit dir umgehen, und Anfangs gelinde Mittel brauchen, damit endlich die Finsterniß deiner betrüglichen Affecten durch das Licht der gesunden Vernunfft vertrieben werde. Damit diß geschehen möge, so must du erst ein wenig Ruhe geniessen, lege dich auf dein Bette nieder, ich will meinen Musen befehlen, daß sie dich durch eine sanffte Musique einschläffern, und zur Philosophischen Tranquillität præpariren sollen. Kommt heran, ihr meine getreuen Schwestern, und bringet diesen Patienten in Schlaff.

Libr. I. metr. 7.
Musæ.

So offt ein schwartz Getümmel
Den sonst gestirnten Himmel
Mit düstren Wolcken füllt,
Wird, wie mit schwartzen Decken
Der Finsterniß, die Welt umhüllt.
Wenn Wind und Wetter schrecken,
Und die erregten Wellen
Biß an die Wolcken schwellen,
Wird jedes Auge blind.
Ob die sonst hellen Strahlen
Der Thetis Schooß bemahlen
Und alle Tropffen gläntzend sind:
Muß doch diß helle Funckeln
Ein trüber Koth verdunckeln.
Laß den gestürtzten Wasser-Fall
Von hoher Berge Spitzen
Biß in den Abgrund sprützen,
So wird der Schrecken-volle Knall
An Felß und Steine prellen,
Und Schiff und Kahn zerschöllen.
Drum muß ein Hertz, das glücklich leben will,
Die Hefftigkeit der wilden Regung fliehen,
Und in gelaßner Still
Der Weißheit Tugend-Bahn
Zu wandeln sich bemühen.
Geht aber der Affecten-Sturm
In deiner Seelen an;
So muß das Licht der Wahrheit schwinden,
Du kanst den Port der Ruhe nimmer finden.

AIR.

Weg, ihr allzustoltzen Freuden!
Weg, verzagte Angst und Pein!
Weder Hoffnung oder Zagen
Soll die matten Geister nagen;
Alsdenn wirst du ruhig seyn.
Weg ihr allzu ꝛc. Da Capo.

Accompagnement.

Schlaff ein, schlaff ein, Boethius!
Der Himmel selbst wird für dich wachen,
Und deinen gantz verwirrten Sachen
Bald geben den erwünschten Schluß.
Schlaff ein, schlaff ein, Boethius!

# Actus IV. Scen. I.

(Der Schau-Platz *præsentir*et einen Garten, worinnen der König mit einigen *Cavaliers* bey einer *Instrumental-Musique* spatziren gehet.)

THEOD.

Wir wissen nicht, was vor eine ungemeine Schwermuth unsere Geister dermaßen eingenommen, daß wir zu keiner Munterkeit des Gemüthes können bewogen werden, ob sich gleich alles bemühet, unsere Lust zu erwecken. Dieser angenehme Ort scheinet ein Behältniß aller Vergnügung zu seyn: die grünen Auen, lustigen Bäume, wohlriechenden Blumen können sonst Sinnen entzücken, sonderlich, wenn eine liebliche Musique darzu kommt, aber wir bleiben bey allen diesen Lust-reitzenden Objectis verdrießlich, und quälen uns mit fürchterlichen Vorstellungen, die wir selbst nicht wissen, woher

her sie kommen, und was sie bedeuten.

CASSIOD.

Die Reichs-Sorgen, so einen König drücken, sind eine Last, die auch die stärckſten Seelen beschweren kan.

GAUDENTIUS.

Absonderlich/ wenn ein erleuchtet Gemüth alle bevorstehende Gefahr durch das Perspectiv des hohen Verstandes vorher siehet.

OPILIO.

Und durch kluge Vorsicht dieselbe abzuwenden bemühet ist.

BASIL.

Ach ja, ungetreue Bedienten machen offt einem Regenten die grösten Bekümmernißen.

THEOD.

Freylich ja, und eben diß ists, was uns beunruhiget.

CASSIOD.

Ein großer Geist kan auch über die unruhigen Affecten herrschen. Ew. Königl. Maj. schlagen sich alle unruhige Vorstellungen aus dem Sinne. Der Himmel sorget vor gekrönte Häupter, und wird schon alles besorgende Unheil abzuwenden wissen, absonderlich, wenn wir Tugend und Gerechtigkeit als ein Schild wider die eindringende Schwermuth des Geistes brauchen können. Sorgen hat seine Zeit, und frölich seyn hat seine Zeit. Dieser Tag ist zur Vergnügung ausgesetzet, und die schöne Gegend nebst der angenehmen Musique können schon ein gesetzt Gemüthe in Ruhe und Vergnügung bringen.

THEOD.

Ihr habt recht, Herr Cantzlar, man muß sich von den sorgsamen Gedancken loß reißen. Wohlan! diese Stunde sey zu unsrer Lust gewidmet, und wir wollen gerne der angenehmen Musique gönnen, vergnügte Influentzen in unsre Geister zu schicken.

(Die Musique läst sich hören, darauf erscheinet ein Zephyr mit folgendem Complimente an den König.)

ZEPH.

Großer König, die Göttin Flora, so an diesem Orte residiret, läst dir ihr schönes Compliment machen, und wie sie sich freuet, dich in ihrem Revier zu sehen, als ist sie bemühet, deine Ruh und Vergnügung auf alle Weise zu befördern. Sie wird demnach mit ihren vertrautesten Gespielen in Person allhier erscheinen, und, Falls es dir gefallen kan, die Holdseeligkeit ihrer Stimme hören, und die Geschicklichkeit ihrer Füße im Tantzen sehen lassen.

THEOD.

Schöner und mehr als irrdischer Knabe, sage deiner angenehmen Gebietherin wieder, daß uns nichts liebers seyn könne, als der Gegenwart einer so berühmten und glückseeligen Göttin zu geniessen.

(Zephyrus eylet mit einem Reverence davon und die Flora nebst der Tugend und Unschuld treten unter einer Musique auf, hernach singen sie.)

FLORA, Tugend und Unschuld zusammen.

AIR.

Ruhe küst erlauchte Hertzen
Und Vergnügung nimmt sie ein,

Denn

Denn bey schwerer Last der Sorgen
Muß ein angenehmer Morgen
Offt der Müh Erleichtrung seyn.
Weg, ihr Unmuths-vollen Schmertzen
Ruhe küst erlauchte Hertzen
Und Vergnügung nimmt sie ein.

Recit. FLORA allein.

Deßwegen hast
Du, grosser König, wohlgethan,
Daß du den grünen Freuden-Plan,
Zu leichtern deiner Reichs-Geschäffte Last,
Voritzo eingenommen,
Wir heissen dich willkommen.
Beglückter Tag, da ich
In meinem Reich und Blumen-reichen Auen
Kan Königs-Cronen schauen.
Drum glaube sicherlich,
Kanst du diß Schwestern-Paar an deinem Hofe (dulden,
Und, ohne ihr Verschulden,
Nicht geben in der Feinde Hand/
So wird dein Reich und Land
In stets erwünschten Flore schweben
Und höchst vergnüget leben.
Es bauet dir des Helden-Glückes Lauff
In deiner Großmuths-vollen Brust
Zu nie verwelckter Lust,
Ein unvergleichlich Lust-Hauß auf.

Aria.

Wo die Tugend-Rosen stehen,
Und der Unschuld Lilie blüht,
Kan ein Königlich Gemüht
Lauter Lust und Freude sehen.

Tugend.

Ja, Schwester, ach!
Ich weiß noch wohl den frohen Tag,
Da man mich hier als eine Göttin liebte,
Und nie mit Fleiß betrübte.
Des grösten Helden Muth
Hatt' mein geheiligt Wesen
Zu seiner Lust erlesen:
Nun aber will die schnöde Laster-Bruth
Mich gantz und gar vertreiben,
Ich kan nicht länger bleiben.

Aria.

Euch, ihr angenehmen Felder,
Ihr mit Lust beseelten Wälder,
Euch sey meine Noth geklagt.
Hört bey Zeiten,
Wie der Laster Grausamkeiten
Mich von euch hinweg gejagt.

Recit. Unschuld.

Wo du, geliebte Schwester, wilt
Aus dieser Gegend eilen;
So werd ich, ohn Verweilen,
Als ein erblastes Toden-Bild
Ohn Hülff und Trost
Ersterben,
Und jämmerlich verderben.
List und Betrug sind so erbost,
Daß sie mich Unschuld-volles Kind
Zum Schwerde, Todt und Flammen
Gantz grausamlich verdammen.
Komm, liebste Schwester, komm geschwind,

Wir

Wir wollen eylend fliehen
Eh Grimm und Zorn uns ins Verderben ziehen.

Aria.

Ihr Auen, gute Nacht!
Wo Molch und Drachen nisten
Und sich mit Macht ausrüsten,
Da wird die Unschuld umgebracht.
Ihr Auen, gute Nacht!

Recit. FLORA.

Nein, Schwestern, nein,
Wir wollen nicht getrennet seyn.
Eh wird die Flora selbst mit allem Flor entweichen
Eh ich euch seh erbleichen.
Wir bleiben zusammen und trennen uns (nicht,
Unseelig, wer unsere Freundschafft zerbricht.

Tugend.

O süsser Trost vor mich!
Will meine Flora sich
Mit mir so fest verbinden?
Muß alle Furcht verschwinden.

FLORA und Tugend.

Wir bleiben zusammen und trennen uns nicht,
Unseelig, wer unsere Freundschafft zerbricht.

Unschuld.

Diß gibt mir Krafft und Leben wieder,
Auf! reget euch, ihr fast erstarrten Glieder.

Alle dreye.

Wir bleiben zusammen und trennen uns nicht,
Unseelig, wer unsere Freundschafft zerbricht.

(Sie thun einen zierlichen Tantz und verlieren sich von dem Theatro.)

THEO-

THEODOR.

Das ist wohl eine mit Unlust vermischte Lust. Mir deucht, diß Spiel will was mehrers sagen, wer mag wohl unter der Person der verfolgten Tugend und zum Tode verdammten Unschuld verborgen seyn? will denn die Flora, das ist, aller florisanter Wohlstand aus meinen Gräntzen weichen? Ihr meine Getreuen, was will das sagen? helfft mir aus der Schwermuth.

CASSIOD.

Allergnädigster König, ich bilde mir ein, dieser Aufzug sey mehr eine Würckung eines Poetischen Kopffes, als daß einige Wichtigkeit darunter stecken solte, die Ew. Königl. Maj. eine gegründete Subçons verursachen könte. Wäre dahero mein unterthänigster Rath, man beschwere das Königl. Gemüthe nicht mit schwermüthigen Gedancken, sondern sey vielmehr bemüht, den Scepter mit bißheriger Klugheit, Gütigkeit und Gerechtigkeit, dermassen zu führen, daß alle feindseelige Machinatores von selbsten überm Hauffen fallen.

THEODOR.

Getreuer und werthester Hr. Cantzlar, Ew. guter Rath ist uns schon offt sehr wohl bekommen. Wohlan, wir folgen demselben, und bleiben euch jedesmahl in Gnaden gewogen.

CASSIOD.

Die Königl. Gnade macht mich jedesmahl desto embsiger in meiner Pflicht.

THEOD.

Aber siehe, da kömmt unser getreuer Arrogante her, wo mag der so lange gestecket haben.

CAS-

CASSIODORUS.

Dieser wird Ew. Maj. einige kurtzweilige Auffzüge zu machen geschickt seyn.

THEOD.

Ja er hat uns offt ein vergnügtes Lachen gemacht.

CASSIODORUS.

Aber in allerunterthänigsten Vertrauen, wolte wohl Ew. Maj. rathen, diesen Menschen Dero Königl. Hertz nicht gantz zu vertrauen. Sein Hochmuth ist ungemein, und wenn er nicht allezeit contentiret wird, solte er wohl degeneriren, und auf gefährliche Anschläge verfallen können.

THEOD.

Wir haben ihn erhöhet, und können ihn auch, fals er aus dem Geschirre schlägt, wieder demüthigen.

(Arrogantes kömmt mit seinen Bedienten mit hochtrabenden Minen.)

ARROG.

Wanne! so haben ihre Königliche Maj. so lange ohne ihrem getreuen Arrogante seyn können?

THEOD.

Ja, mein lieber Arrogantes, wir haben euch genug vermisset.

ARROG.

Indessen kan man doch ohne mich spatzieren gegehen, und sich ein Plaisir machen.

THEOD.

Vergebets uns vor dißmahl, es soll nicht mehr geschehen.

ARROG.

Ja, wenn Geschicklichkeit und Meriten gebührend erkannt würden, so möchten diese Worte wohl von Hertzen gehen.

THEO-

THEOD.

Ey, ey, man hat ungleiche Gedancken von unserer Erkänntlichkeit, wir gestehen ja, wenn wir unsern Arrogantes und die Sonne am Himmel nicht hätten, so würde es um unser Reich schlecht stehen.

ARROG.

Die Wahrheit in eines Königes Munde ist wie die gläntzenden Thau-Tropffen an denen Blättern der Blumen.

THEOD

Ja eben unsre Erkänntlichkeit zu zeigen, gehen wir itzo damit um, den hoch-meritirten Arrogantes noch glückseeliger zu machen.

ARROG.

Wo sich Qualitäten und Dienste vermehren, ist man billig auf neue Belohnung bedacht; aber worinnen soll diese Glückseeligkeit bestehen? die Tugend ist vor sich selbst glückseelig genug.

THEOD.

In einer angenehmen Liebste, die wir dem geschickten Arrogantes in die Arme führen wollen.

ARROG.

Ha, ha! in einer Liebste, bißhero hat noch keine irrdische Schöne mein Hertz fesseln können, aber itzo scheints, als wenns der Cupido mit seinen Pfeilen berühren wolte. Ach Ihro Königl. Maj. ich solte bald verliebt werden. Aber ich hoffe, die Person werde so beschaffen seyn, daß sie meinem Stande und Hoheit nicht unwürdig.

THEOD.

Da fraget die Gegenwärtigen, meine Getreuen, die

die haben vollkommene Erkänntniß davon, und werden euch davon informiren.

GAUDENT.

Ja, mein hochansehnlicher Herr von Arrogantes, ich wolte wohl gerne einen Kuppel-Peltz verdienen, und versichere eure Gnaden, die Parthey wird sie wohl anstehen.

ARROG.

Ist sie aus einem hohen Hauß entsprossen?

GAUD.

Ja, das Haus, darinn sie gebohren, übertrifft an Höhe die übrigen alle.

ARROG.

Sind schöne Mittel dabey?

OPIL.

Ja alles, was die Natur einem Frauenzimmer schencken kan, ist bey ihr im Uberfluß, und wenn sie das Glück hat von Ew. Gn. geliebet zu werden, ist sie die glückseeligste Dame von der Welt.

ARROG.

Ist sie auch schön?

BASSIL.

Man hat sie längst vor die andere Venus gehalten, und der Anbeter sind so viel, als Tauben auf dem grossen Tauben-Hausse.

GAUDENT.

Aber Ew. Gnagen vergeben mir, die Dame ist auch curieux und will was rechtes haben.

ARROG.

Hat unser Ruhm nicht die gantze Welt erfüllet?

OPILIO.

Das ist wohl an dem, aber sie will gerne neue

Pro-

Proben der Geschicklichkeit und des zeitlichen Vermögens von Ew. Gn. haben.

BASIL.

Denn es giebt immer Mißgönner, die Ew. Gn. das Glück nicht gönnen, und ihr deßwegen einigen Zweiffel möchten beygebracht haben.

GAUDENT.

Und eben deswegen sind wir beordert, durch das Zeugniß unsrer Augen und Ohren, dero Vortrefflichkeit zu bekräfftigen.

ARROG.

Wie die Sonne allezeit ihre Strahlen, also lässet ein tugendsamer Mensch seine Qualitäten allezeit von sich blicken.

OPILIO.

Die Dame, wovon ich rede, ist eine Liebhaberin einer galanten und alamodischen Kleidung.

ARROG.

Wer hat an diesem Habit und dessen Garnitour was auszusetzen?

BASILIUS.

Er ist nach hießigen Hoffes-Mode wohl eingerichtet, aber an ihrem Orte mercket man in einem und andern etwas veränderliches.

GAUDENT.

Ists Ew. Gn. nicht zu wider, so wird diese Peruque dero zukünfftigen Schatz besser gefallen.

(Er setzt ihm eine andre Peruque auf.)

OPILIO.

Dieser Hut ist von der neuesten Façon.

BASILIUS.

Sie liebet kein unbärtiges Milch-Maul, darum

muß

muß gegenwärtiger Kunstbart den Mangel des natürl. ersetzen.

GAUDENT.

Dieses Halßtuch ist an unserm Orte Mode.

ARROG.

Die Liebe macht, daß ich alles leyde.

OPIL.

O was ein Majestätisch Ansehen!

BASIL.

Welch ein gravitätscher Gang!

GAUD.

Welche Dame solte sich hier nicht verlieben?

ARROG.

Ihr Amouretten, ihr kleinen Liebes-Geister/ kommt und begeistert mein Inwendiges und Auswendiges mit Anmuth und Artigkeit, daß ich meiner unbekannten Schöne recht gefallen möge.

OPIL.

Ew. Gn. vergeben mir, die Dame liebt sehr einen geschickten Fuß, der im Tantzen, Voltesiren und andern Exercitiis sich wohl und geschickt aufführen kan.

THEOD.

Darinn können wir ein Zeugniß von unsern Arrogante ablegen / denn er mit seinen vortrefflichen Tantzen uns manches Plaisir gemacht hat.

ARROG.

Ey, Ihro Maj. die Füsse jucken mich, ich habe Lust den Augenblick eine Probe im Tantzen zu machen, damit diese Herren desto sicherer unser Lob bey der schönen Dame erheben können.

GASSIOD.

Ihr. Maj. lassen sich dieses Lust- (hätte bald ge-

sagt, Affen-)Spiel gefallen, so bekommen wir Materie zu lachen.

ARROG.

Ihr Musicanten, macht uns eine Folie d'Espagne, wir wollen unsere Geschicklichkeit im Tantzen sehen lassen.

(Sie spielen, und er tantzet mit einer abgeschmackten Spanischen Grandezze.)

BASIL.

Mir deucht, Ew. Gn. haben die Capreolen ein wenig menagiret. Die Dame hält viel von Lufftspringen und hurtigen Schritten.

ARROG.

Im Capreolen machen, und Lufft-Sprünge thun, darinn bin ich vor 50. Jahren schon ein Maitre gewesen. Denn als ich einer Campagne in Morea beywohnte, da sprang ich in der Nacht über den Isthmum bey Corinth, welches mir der beste Caball nicht nachthun solte.

GAUD.

Ew. Gn. müssen dazumahl noch ziemlich jung gewesen seyn, wie mag nachdem ihre Force zugenommen haben.

ARROG.

Bey uns heists: Je länger; ie besser.

OPIL.

Und bey uns heists: Hic Rhodus, hic salta.

CASSIODORUS.

Das soll so viel seyn, die Herren wollen gerne eine Probe von grossen Sprüngen sehen.

ARROG.

Die Tugend lässet ihre Geschicklichkeit, wie die

Rosen

Rosen ihren Geruch an allen Orten und iederzeit von sich spühren.

(Er voltisiret ungeschickt genung.)

BASIL.

Ich bin vor diesen auch ein Liebhaber der Springekunst gewesen, und möchte noch wohl wissen, ob ichs gantz vergessen. Ihre Gn. wir wollen ein gewiß Ziel legen, wer das im Springen erreichen kan, der ist Maitre.

ARROG.

Unsre Vollkommenheit lässet sich sonst zwar kein Ziel setzen, doch, was thut die Liebe nicht?

(Cassiodorus, was thut die Thorheit nicht?)

(Basil. legt ein Ziel und springt zieml. darnach, als aber Arrog. springt, fällt er auf den Podex daß Hut und Peruque von Kopffe wegstiebet.)

ARROG.

Ey die verteuffelten, die Bärenheuterschen, die Hundsvötschen Füsse haben vor dißmahl dem muntern Geiste die Dienste versaget, o ich möchte etc.

(Er gehabt sich übel)

THEOD.

Nun, nun, Herr Arrog. das ist ein Zufall des blinden Glückes, der auch dem grossen Alexand. wiederfahren kan.

GAUD.

Was in einem manquiret, kan im andern ersetzt werden.

OPIL.

Die Dame liebt einen, der in der Fechtkunst geübt ist, und hat schon etliche ansehnliche Partheyen

deßwegen abgeschlagen, weil sie sich darinn von andern überwinden lassen.

ARROG.

Ha! im Fechten, ich will es mit ihr auf den Hieb und Stich wagen.

GAUD.

Das glaub ich doch wohl. Nein, hier sind ein paar Rappier, da werden sich Ew. Gn. gefallen lassen mit mir einen Gang zu wagen.

BASIL.

So kön̄en wir desto besser von dero Person attestiren.

(Sie nehmen die Rappier, und nach einigen Stössen bekommt Arrog. etliche, daß ihm endlich die Peruque und der Hut vom Kopf gestossen wird)

ARROG

Ey, man ermüdet unsere Person gar zu sehr, und mißbrauchet unsre Willigkeit.

THEOD.

Mein Arrogantes hat sich wohl gehalten, die Herren werden dahin sehen, das ihm die Braut nicht entgehet.

BASIL.

Ew. Maj. vergeben uns, unsre Commission gehet etwas weiter.

GAUD.

Die Dame gehöret mit unter das hochgelahrte Frauenzim̄er, drum will sie auch gerne einen gelehrten Schatz haben.

ARROG.

Was, wir sind in Omniscibili versiret, und wechen keinem Polyhistori; aber es sind keine schul-

fuch-

füchsische Pedantereyen, sondern lauter Staats-Gelahrsamkeiten, darüber werde ich mich aber in kein verächtlich Examen einlassen.

BASIL.

Ey, Ihr Gn. wer wolte sie examiniren? man kan ja nur einen gelehrten Discours von der Historia literaria von denen neuesten publicirten und Staats-Büchern anstellen. Sind Ew. Gn. nicht folgende neue Tractaten bekant: (Er lieset ihm einige Tituls aus dem neulichst herausgekommenen kurtzweiligen Catalogo erdichteter neuer Bücher, vor, welche Arrogantes alle gelesen zu haben vorgiebt, ob gleich keines davon iemahls in rerum natura gewesen.)

THEOD.

Ich hätte doch gleichwohl nicht gemeinet, das unser Arrogantes von so grosser Gelahrsamkeit wäre, scheints doch, als wenn er dem berühmtesten Polyhistori nichts nachgebe, und wir werden ihm dieserwegen noch eine gewisse jährliche Pension zu legen, und ihn ersuchen, die Inspection über die in unserm Reich etabilirte Societates literarias zu übernehmen, damit auch der gelehrten Welt desto besser gedienet werde.

ARROG.

Wenn die Gelehrsamkeit meinem hohen Stande und anderwärtigen Hoff-Charges nicht disreputirlich ist, so will wohl der gelahrten Welt den Gefallen thun, und ihren Flor befördern, denn es fehlet mir nicht so wohl am Vermögen als am Willen.

THEOD.

Nun ihr Herren, so wird demnach die reiche Ma-

riage wohl können zur Richtigkeit gebracht werden. Denn sie sehen ja, daß es dem trefflichen Arrogantes an keinen Qualitäten fehlet?

GAUD.

Mit Erlaubniß Ew. Königl. Maj. ich habe nur noch eines zu erinnern. Die Dame liebt den Staat und eine überall pompeuxe Aufführung, worzu mehr Domestiques und Bedienten erfodert werden, als ich bey dem Hrn. Arr. sehe.

ARROG.

Dieners genung! und Aufwärter die Menge! Ich habe sie vor dießmahl, als eine unnöhtige Last, dimittiret. He, Secretarius, Cammerdiener, Page, Laquayen, Koch, Kutscher, und ihr andern von meinem Staat, wo seyd ihr? he, he! (Es kommt keiner mehr als der Satyrique und spricht: Herr, hier ist euer Cammerdiener, hier ist euer Page, hier ist euer Laquay.)

ARROGANTE.

Was hast du einmahl vor Quelqueschosereyen vor? Die Herren glauben nur, ich habe vor dißmahl meine Bedienten a Dessein zurücke gelassen, weil ich Ihr Maj. hier wuste. Denn der König ist die Sonne des Landes, ich aber der Mond, also muß in Gegenwart der Sonnen der Mond etwas von seinem Glantz schwinden lassen. Daraus seht ihr, daß ich klug und ein Politicus bin, en fin, ich bin vornehm, ich bin reich, ich bin klug, ich bin gelahrt, ich bin ein Staats - Mann, ich bin ein Hoffmann. Ihr Herren, habt ihr genug, so sagets bald, oder laufft mit eurer Mariage hin, wo ihr wolt, die Quinte meiner Gedult beginnt zu reissen.

THE-

THEOD.

Ey, ehe es dem lieben Arrog. solte an einer Zahlreichen Svite von Bedienten fehlen, so wollen wir ihm unsere gantze hier gegenwärtige Aufwartung schencken. Auf, ihr Getreuen, gehet hin, und wartet hinführo unserm würdigen Herrn von Arrog auf, wir dimittiren euch vor dieses mahl und verfügen uns mit wenigen nach unsern Zimmer.

(Der König gehet mit 2. Dienern ab, die übrigen verfügen sich alle zum Arrog. und biethen ihre Dienste an, und ein ieder will bey ihm der nächste seyn. Endlich läufft es auf ein Foppen und vexiren hinaus, und er geht endlich mit Verdruß davon.

## Actus. IV. Scena. 2.

BOETHIUS, FORTUNA, PHILOSOPHIA.

(Boëthius auf seinem Bette mit Ketten und Banden umgeben.)

Ach unglückseeliger Boëthius! hier liegst du nun von aller Welt verlassen, von allen Menschen verachtet, und mit allen Schmertzen und Beschimpfungen überhäufft. O Glück! o du unbeständig Glücke! wie schändlich hast du mich betrogen? Ich meynte immer in deiner Gunst und Affection zu stehen, dein freundlich Angesicht immer zu schauen, und deiner Holdseeligkeit beständig zu geniessen. Aber, aber ach, du trauriges aber! wie schändlich bin ich in meiner Einbildung betrogen? O falsche Göttin Fortuna, sind das die süssen Liebkosungen,

damit du mir pflegtest zu schmeicheln, wenn ich mich bißweilen, durch Hülffe der himmlischen Philosophie, deiner Herrschafft entreissen, und der Weißheit und Tugend allein übergeben wolte? Wie schön hast du mir meine Ehre, Reichthum Vergnügung und andere Gaben, so ich von dir empfangen, zu meinem eigenem Gebrauch gelassen? Da ich meyne, es am besten zu geniessen, so raubest du mit mehrern Schmertz hinweg, als die Lust war, da du es mir gabest: Wo sind meine vorigen Schätze? Wo ist meine Reputation? Wo meine Freunde? Alles, alles hast du, ungetreue Göttin, ohne alle mein Verschulden hinweg genommen, und mich in einen solchen Thränen-würdigen Zustand gesetzet, daß auch die unbarmhertzigen Tyger mit mir Mittleyden tragen würden, wenn sie mein Elend zu begreiffen geschickt wären. O falsches Glück! o schnödes, o ungetreues, o unbesonnenes, o liederliches und ungerechtes, o blindes Glück! Ach! ach, hätte ich dir niemahls angehangen, niemahl getrauet, mich niemahls deiner blinden Deutung ergeben! O Unglück! o Hertzeleyd! o Jammer.

FORTUNA. (erscheinet plötzlich)

Wer ist das, der mich mit seinem täglichen Klagen incommodiret? Wer beschwert sich hier so sehr über mich, und will mich einer Untreu, Blindheit, Ungerechtigkeit, und weiß nicht was mehr vor Laster beschuldigen? bist du es Boëthius, der bißhero so ein kluger, vernünfftiger und gelehrter Mann hat heissen wollen? und lässest so tumme und irraisonable Klagen von dir hören? was habe ich dir denn vor Unrecht gethan? sag an, worüber beschwerstu dich? was ha-

habe ich dir den von dem deinen entwand? kom her, disputire mit mir, was die Besitzung deiner Güter u. Ehre betrifft, ich will einen ieden unpartheyisch urtheilen lassen, ob ich, oder du, unrecht habe. Kanst du mir behaupten, daß von allen diesen zeitl. Dingen ein eintziger sterblicher Mensch mit Warheit sagen könne/ daß sie sein eigen gehören, so will ich auch zugeben, daß dasjenige deine gewesen sey, was du itzo klagest verlohren zu haben, und gern wieder haben wilt. Höre! Als dich die Natur nacket und bloß aus Mutterleibe ans Licht dieser Welt brachte, was hattest du da, das dein eigen war? Nichts. Da habe ich dich gleichsam in meinen Arm genommen, mit meinen Gütern erquicket, mit meiner Huld und Gunst gepfleget, und mit allen Uberfluß und Indulgence (welches dir itzo eben so ungewohnt vorkommt, und dich ungedultig macht,) auferzogen, auch alles, was allein in meiner Macht stunde, nemlich Ehre und Reichthum, geschencket. Nun, da ich meine Hand wieder zurück ziehe, und das meine wieder nehme, so soltest du GOTT dancken, daß du bißhero den Genuß frembder Sachen, so lange gehabt hast. Du hast also gar keine Ursache zu klagen, als wenn du um alle das deine gekommen wärest. Was seufftzest du nun? warum stöhnest du so? Ich habe dir weder Gewalt noch Unrecht gethan. Reichthum, Ehre und dergleichen Dinge mehr gehören mir zu, und stehen in meiner Gewalt. Sie erkennen mich, als Dienerinnen, vor ihre Gebietherin. Mit mir kommen sie, mit mir gehen sie auch wieder hinweg. Ich versichere dich, wenn dasienige, so du verlohren hast, dein eigen ge-

wesen wäre, so hättest du es unmöglich verlieren können. Bin ichs allein, die ihr Recht nicht exerciren darff, wie und wenn ich will, der Himmel darff helle Tage vorbringen, und dieselben auch wiederum, wenns ihm beliebt, in dunckle Nächte verkehren. Das Jahr schmücket sich bißweilen mit den schönsten Bluhmen und Früchten, aber ehe man sichs versieht, wird alles mit Regen, Frost und Schnee angefüllet: Das Meer hat die Gewalt und das Recht, daß es bald mit seinen stillen und hellen Silber-Fluthen spielen und schmeicheln, bald aber durch Sturm und Wellen alles erschrecken kan. Solte mich denn die unersättliche Begierde derer Menschen zu einer, meinen Sitten gantz contrairen Beständigkeit zwingen, und gleichsam anbinden. Nein, in der Unbeständigkeit bestehet eben meine Krafft und Gewalt. Dieses ist mein beständiges Spiel unbeständig zu seyn. Ich drehe mein Rad, das Glückes-Rad, in einen stetigen runden Creyß herum, und habe meine gröste Lust, wenn ich das Unterste mit dem Obersten, und das Oberste mit dem Untersten confundiren und verwechseln kan. Steig herauf auf meinen Thron der Glückseeligkeit: Setze dich oben auf das Glückes-Rad, aber mit der Condition, daß du es hernach vor kein Unrecht hältest, wenn du, so bald es mein gewohntes Schertz-Spiel und Manier erfodert, wieder herabsteigen, und dich zum untersten herum drehen lassen must. Ja Boëthius, hast du denn meine Manieren und Sitten auch nicht gewust. Hast du, als ein Gelehrter, nicht gelesen, wie es dem Croeso gieng? Dieser reiche König, war anfänglich dem Persischen

schen Monarchen, Cyro, recht formidable, aber bald darauf wurde er erbärmlicher Weise von ihm auf den Scheiter-Hauffen gesetzet, und doch zum Glücke, durch einen vom Himmel fallenden Platzregen, vor den Flammen beschützet. Weist du nicht, daß Paulus Æmilius, ein Römischer General, bey dem miserablen Anblick des von ihm gefangenen Macedonischen Königes Perseus, die bittern Thränen vergoß? Was wird auf den Tragoedien und angestallten Trauerspielen anders beseufftzet und betrauret, als daß das Glück grosse florirende Staaten und Reiche so augenblicklich durch einen Streich ohne Unterscheid ruiniret und stürtzet? Hast du nicht in deiner Jugend gelernet, was die Poëten und insonderheit Homerus dichten? daß in dem Eintritt des Jovischen Tempels 2. Gefässe liegen, in deren einem lauter Gutes, in dem andern lauter böses stecke, woraus alle Menschen schöpffen müssen! Wie! wann du nun von der portion des Guten etwas so reichlich bekommen, und bereits genossen hättest? Wie! wenn ich nunmehro meine Güter dir nicht gäntzlich entzogen, und also gantz von dir gewichen wäre? Solte nicht eben diese meine Unbeständigkeit dir Gelegenheit geben, zu hoffen, daß es mit dir könne besser werden? Doch, damit du nicht gantz verzagest, und davor haltest, du wärest schlimmer, als andere Leute, damit du auch nicht, nach deinem eigenen Kopffe zu leben, prætendiren mögest, so höre, was ich dir von der Unart aller Menschen überhaupt vorsingen will.

lib. 2. metr. 2.

Wenn gleich mein Horn mit Uberfluß
Sich würd' in euren Schooß ergiessen;

Ließ

Ließ ich euch so viel Gold zufliessen,
Als Sand am Ufer liegen muß.
Wenn Wind und Sturm die See erregen,
Würd sich doch euer Geitz u. Klagen gar nicht legen;
Und wenn der Himmel gleich,
Der schnöden Wünsche Durst zu stillen,
Euch ließ mit einem Strom erfüllen,
Der Silber- Gold- und Perlen- reich.
Ja wenn sich Ruhm und Ehren,
Mit Hauffen würden mehren,
Schien alles doch nicht genug zu seyn.
Der aufgesperrte Schlund,
Von Geitz beflammte Mund
Schluckt diß, und noch wohl mehr hinein.
Ihr schnöden Sterblichen, sagt, wenn habt ihr wohl satt?
Der ist nicht reich, und nicht vergnügt,
Der, ob er gleich viel Güter kriegt,
Noch immer was zu klagen hat.

FORT.

Nun Adjeu, Boëthius, ich wende dir nunmehr den Rücken zu. Hast du dich auf mich verlassen, so dancke es deiner Unbesonnenheit, daß du dir meine Unbeständigkeit nicht bey Zeiten vorgestellet hast. Hast du aber dich bey Zeiten als ein Philosophus in gute Positur gestellet, und mehr auf Tugend als mich gesehen, wohlan! so suche nun auch bey deiner Tugend die innerliche Beruhigung deiner Seelen, da dein äuserlicher Wohlstand wegfället. So gehts in der Welt, und so mache ich es mit denen meisten Menschen, wenn sie meynen, sie sitzen bey mir am festesten, so drehe ich mich herum, und entwische ih-

nen aus den Augen. (Sie flieht als ein Vogel darvon.)

## Actus IV. Scen. 3.

BOETHIUS.

Ach schlechter Trost vor mich! o unbeständige, o wanckelmühtige und falsche Fortuna!

PHILOS.

Siehest du nun, obs nicht wahr sey, was ich dir so offt und viel von der Unbeständigkeit des Glückes gesagt habe, und welches du selbst wohl andern gelehret hast?

BOETHIUS.

Ach ich habe es wohl gewust, aber ich habe es mir so empfindlich nie vorstellen können, als ich es nun in der That erfahre. Ach wie ein grosser Unterscheid ist doch zwischen einem leeren Wissen, und einer lebendigen Erfahrung? Nun erkenne ich die Treulosigkeit des Glücks warhafftig. Nun empfinde ich die Eitelkeit aller zeitlichen Dinge. Ach, hinweg du falsche Fortuna! ich verfluche dich du unbeständige, ungerechte Göttin.

PHILOS.

Halt ein, Boëthius! verfluche nicht, schilt nicht! du versündigest dich noch mehr. Weist du auch, von wem das Glück herkommt? Hast du auch Ursache, dich über das Glück zu beklagen? hat Fortuna nicht noch mehr Raison sich über dich zu beschweren? War das nicht raisonnable genug, was sie dir itzt allererst vorgesagt hat?

BOETHIUS.

Es war scheinbar genug, und gleichsam mit dem süs-

süssen Honig der Beredtsamkeit und eines angenehmen Schalles geschmieret. So lange man es höret, ergötzet es ein wenig. Aber, unglückliche Leute meines gleichen haben eine tiefere Empfindung ihres Elendes, und können durch solche leere Vorstellungen nicht soulagirt werden, sondern, so bald die Worte aus dem Ohren verschwunden, so wird der Schmertz des Gemüthes hernach desto grösser.

PHILOSOPHIA.

Ja, ja, du hast recht, drum ist auch alles, was bißhero vorgebracht, noch keine rechte Artzeney vor deine Kranckheit, sondern nur ein Weich-Pflaster, das den halßstarrigen Eigensinn und Schmertz, den du wider die Cur zeigest, heben soll. Denn was recht tieff eindringen soll, will ich hernach, wenn es Zeit ist, schon appliciren, damit du dich aber nicht vor gar zu unglücklich mögest beurtheilet wissen wollen, so frage ich dich, hast du auch Zahl und Ziel deiner Glückseeligkeit vergessen?

BOETHIUS.

Ach wie solte ich das vergessen haben, ich gedencke leyder offt noch an meine vorige Glückseeligkeit.

PHIL.

Ja du denckest wohl daran, deinen Verdruß zu mehren, aber dich nicht zur danckbarer Erkänntniß und Ruhe zu bringen. Bedencke aber nur, was der Himmel an dir gethan. Da du Vater-loß in deiner zarten Jugend warest, hat dich die Vorsorge großer Leute aufgenommen und bist unter der vornehmsten Leute Kinder in der Stadt mit aufferzogen, und ihnen gleich gehalten worden. Man hat dich hernach der Schwägerschafft und Verwandschafft

schafft durch eine glückliche Mariage mit der vornehmsten Familie gewürdiget, und, welches die theureste Art der Verwandschafft ist, man hat dich ehe geliebet, ehe man sich mit dir so genau veralliirt. Wer hat dich damahls nicht vor den allerglückseeligsten Menschen geschätzet, da du so vornehme Schwieger-Eltern, so eine keusche und schöne Gemahlin, so artige und Hoffnungs-volle Söhne bekommen. Ich gehe auch mit Stillschweigen vorbey (denn an gemeine Dinge will ich nicht dencken) die hohen Charges in deiner Jugend, welche man sonst denen Alten kaum conferiret. Ich will auf die Menge deiner gantz besondern und ausnehmenden Glückseeligkeiten kommen. Wenn ein Genuß zeitlicher Dinge eine wahre Glückseeligkeit bey sich führet, kan denn das Andencken dieser Herrlichkeit so bald durch die Last, des nach zu schwer hereindringenden Unglücks, vertilget werden? da du siehst, daß deine beyden Söhne würcklich zu Bürgermeistern erhoben, und in der Frequence der vornehmsten Stadt-Väter sich befinden, da sie von dem Volck geliebet und bedienet werden, auf dem Rath-Hause auf vornehmen Helffenbeinern Amts-Stühlen sitzen, und auf solchen Wagen dahin fahren, du aber, als ein Königl. Rath und Orator, den Ruhm einer sonderbaren prudence und Eloquence erworben hast. Da du auf dem großen Schauplatz mitten zwischen 2. Bürgermeistern, und also oben an sitzende, dem gantzen Römischen Volck mit allergrösten Contentement ein galantes, prächtiges und von der Magnificence eines grossen Sieg/rs zeigendes Schauspiel gegeben hast. Mir deuchtet, du hast das Glück selber bezaubert,

da

daß es dir so schmeichelt, und dir, als seinem liebsten Schooß-Kinde, favorisirte. Dencke nur einmahl, du hast eine solche Ehre genossen, indem du nemlich dem Volcke ein Schauspiel gegeben, dergleichen nie keinem privato, sondern nur großen Printzen und Generalen wiederfahren. Wilt du nun mit der Fortuna einen Calculum ziehen, so wird sichs finden, daß man dich wegen deiner empfangenen Gaben mit mißgönstigen Augen ansehen, und du selbst gestehen müssest, daß du noch vor glückseelig zu schätzen seyst. Wenn du dich aber deßwegen nicht vor glücklich hältest, weil du das, was dir sonst so angenehm vorkam, nun wieder verlohren hast, so irrest du in Wahrheit sehr, weil das gegenwärtige Unglück eben auch bald wieder vorbey gehet. Bist du denn so ein fremder und unerfahrner Mensch in der Welt, daß du meynest, die menschlichen Dinge wären beständig, da doch der Mensch selber in einer Stunden leben und sterben kan? Denn ob gleich diejenigen Dinge, so dem Glücke unterworffen, gar selten beständig sind, so muß doch auch das sonst beständige an dem letzten Tage unsers Lebens ersterben, und gleichsam unbeständig werden. Was meynest du nun wohl vor ein Unterscheid darunter zu seyn, ob du das Glück verlässest, wenn du stirbest, oder, ob es dich verlässet, wenn es bey deinem Leben noch von dir fliehet?

1.

Lib. 2. Metr 3. Wenn Phœbus seinen Rosen-Wagen
In den erhellten Lüfften zeigt,
Hört man hingegen gleichsam klagen
Der Sternen-Heer, so gantz erbleicht,
Weil ihnen Glantz und Pracht entweicht.

2. Wenn

2.
Wenn bey gelinden Zephyrs Sausen
Sich Gart und Wald mit Blumen schmückt,
So hat hingegen Sturm und Brausen
Des Südwinds dieses Spiel verrückt
Und plötzlich alle Lust erstickt.

3.
Offt stellt bey heitern Sonnen-Blicken
Die See den schönsten Spiegel vor,
Der Geist und Augen kan erqvicken,
Doch macht sich Boreas empor
So zittert Abgrund, Hertz und Ohr.

4.
Wenn nun das gantze Welt-Gebäude
Gar selten eine Form behält,
Was suchst du denn beständ'ge Weyde
O Mensch, in dieser schnöden Welt,
Wo nichts beständigs ist bestellt.

BOETHIUS.

Es ist wahr, was du sagest meine werthe Mutter, und Ernährerin aller Tugenden, und ich kan das geschwinde Avencement meiner Glückseeligkeit nicht läugnen. Aber eben dieses ists, welches mich, wenn ich daran dencke, desto hefftiger quählet. Denn unter allen Arten der Unglückseeligkeiten ist diese die gröste, daß man glückseelig gewesen ist. Pro. 4. Lib. 2.

PHILOS.

Ey das ist eine falsche Einbildung, und wenn du deßwegen nun was leydest, das kanst du mit Recht der Sache an sich selbst nicht beymessen. Denn wenn du auf dem eiteln Nahmen einer ohngefährlichen Glückseeligkeit, oder auf die unbeständi-

gen und äuserlichen Glücks-Güter so erpicht seyn wilst so magst du nur mit mir überlegen und gestehen, daß du derselben noch viel und sehr wichtige besitzest. Ja, wenn du dasjenige, was du unter allen deinen Gütern vor das kostbareste hältest, noch unverletzet hast und besitzest, so hast du gar nicht Ursache, über Unglück zu klagen. Es lebt ja noch dein Schwieger-Vater, ein Mann, den man billig vor einen kostbaren Schatz und herrliche Zierde des menschlichen Geschlechts zu schätzen hat, und den du mit deinem Leben zu bezahlen nicht faul seyn soltest: Ein Mann, der von lauter Weißheit und Tugenden zusammen gesetzet scheinet, der seinen Unfall vergisset, und dein Unrecht beseuffzet. Es lebet deine Gemahlin noch, eine tugendsame und keusche Dame, und die, wenn ich alle ihre rühmliche Qualitæten kurtz zusammen fassen soll, ihrem Vater gleich ist. Sie lebet noch, sage ich, und bemühet sich, den ihr selbst verhaßten Lebens-Oden nur noch deinethalben zu erhalten, und eben aus Sehnsucht und Liebe gegen dich zerfliesset sie ietzo fast in Thränen, welches eintzige deine Glückseeligkeit einiger maßen mindern kan. Was soll ich sagen von deinen vornehmen, und in der Bürgermeister-Würde gezeugeten Söhnen, aus welchen so viel, als bey solchem Alter geschehen kan, die natürlichen und Großväterlichen Tugenden bereits wunderschön hervor leuchten? Da nun ein jeder sterblicher Mensch am meisten sein Leben zu erhalten sorgen soll, o wie bist du doch so glücklich, wenn du deine Güter erkennen kanst, der du solche Glückseeligkeit besitzest, die einem Menschen lieber und edler sind, als sein eigen Leben. Derohalben wische dei-

he Thränen ab. Das Glück hasset dich noch nicht gäntzlich, und dich hat noch kein so grausamer Sturm überfallen, weil die Ancker noch nicht so gar gerissen sind, daß du weder voritzo keinen Trost, noch aufs künfftige eine gute Hoffnung schöpffen könntest.

BOETHIUS.

O wenn die Ancker noch feste hielten, so wolte ich GOtt dancken, wenn diese blieben, so wolte ich aus meinen Unglücks-Fluthen noch emergiren, sie möchten seyn so groß als sie wolten. Aber nun siehest du ja leyder, welch einen großen Schatz und Zierde ich von meinen vorigem Lustre verlohren habe.

PHILOS.

Nun habe ich ein wenig gewonnen, wenn du noch nicht über den Verlust deines gantzen Wohlseyns klagest. Aber ich kan deine Zärtlichkeit nicht leyden, daß du so traurig und ängstlich thust, weil nur etwas von deiner Glückseeligkeit vorlohren gegangen. Denn wer ist wohl von so vollkommenen Wohlstande, daß er nicht noch etwas sich beschweren könte? Die Beschaffenheit der menschlichen Güter ist voll Angst und Unruhe, so, daß man niemahls entweder alles besitzet, oder, was man besitzt, beständig behalten kan. Der hat Einkünffte und Geld genug, aber er muß sich seines elenden Herkommens schämen. Den andern macht sein Adel berühmt, aber weil er nicht viel Mittel und Güter hat, wolte er lieber unedel und unbekant seyn. Noch einem andern fehlets an beyden nicht, doch muß er seine unglückliche Mariage beweinen, oder darff wohl gar nicht heyrathen. Der vierdte hat eine angeneh-

nehme Liebste, aber er bleibet ohne Kinder, und muß lachenden Erben das Seine hinterlassen. Jener hat Kinder, aber ihr schlechtes Verhalten machet ihm Sorgen und Grämen, dero halben ist fast niemand mit seinem Glücke in allen Stücken zufrieden. Denn allerwegen findet sich was, das ein unerfahrner nicht weiß, wer aber versuchet, dem grauet davor. Hierzu komt noch, daß die allerglückseelichsten Menschen von so zärtlicher Empfindung und so delicat sind, daß, wenn es ihnen nicht allezeit nach ihren Winck gehet, so werden sie flugs decouragiret und ungedultig, weil sie gar nichts zu leyden gewohnet sind. So geringe Dinge sind es, welche auch denen allerglückseeligsten ihr gantzes Glück zu Wasser machen können. Wieviel sind wohl derer, welche sich eine fast himmlische Glückseeligkeit einbilden würden, wenn sie nur den hundersten Theil von dem Rest deines Glückes hätten. Eben dieser Ort, den du ein Exilium nennest, erkennen die hiesigen Einwohner vor ihr Vaterland. Also ist ja nichts elend, ohne was man sich, als elend, einbildet, und was man hingegen mit Gleichmüthigkeit annimmt, das ist einem allezeit glücklich genug. Wer ist wohl, der nicht einige Aenderung seines Zustandes wünschet, wofern er sich der Ungedult so leicht ergiebt? Ach mit wie vielen Bitterkeiten ist doch die Süßigkeit des menschlichen Lebens bestreuet, und gleichsam alle Lust versaltzen? und wenn es gleich bißweilen Angenehm zu seyn scheinet, so kan mans doch nicht beständig erhalten, wenn es fort und uns verlassen will: Daraus man denn siehet, wie schlecht es um die Glückseelig-

keit der menschlichen Dinge bestellt sey, als welche auch bey denen gelassenen Seelen nicht beständig dauret, und die Ungedultigen, und dieser Unbeständigkeit wegen Beängstigten, nicht recht vollkomen vergnüget. Was suchet ihr nun, ihr sterblichen Menschen, die Glückseeligkeit ausser euch, die doch in euch und inwendig anzutreffen ist? Irrthum und Unwissenheit confundiren und betrügen euch. Ich will dir also kürtzlich den Inhalt und Natur der wahren Glückseeligkeit zeigen. Weist du wohl etwas, das kostbarer und edler ist als du selbst? du wirst sagen, nein! ich weiß nichts. Drum, wenn du dich selber besitzest, oder dein selber mächtig bist, so besitzest du ja so was, welches du nimmermehr verliehren wilt, und das das Glück dir auch nicht nehmen kan. Und damit du begreiffen mögest, daß in diesen ohngefährlichen, (zufälligen) und dem Glücke unterworffenen äuserlichen Dingen die Glückseeligkeit nicht bestehen könne, so mache diese Folge und wohlbedächtigen Schluß? Wenn die Glückseeligkeit das höchste Gut ist einer Natur, die mit Vernunfft oder Verstand begabt ist, nemlich des Menschen, wenn auch dasjenige das höchste Gut nicht ist, welches auf einzige Weise kan entrissen werden, weilen nemlich das, was nicht kan weggenommen werden, vernünfftiger Weise jenes unbeständige übertrifft; so ist ja klar und offenbahr, daß die Unbeständigkeit des Glücks zum Genuß der wahren Glückseeligkeit nicht gelangen oder einen Menschen befördern kan. Uberdem, so weiß derjenige, den diese hinfällige Glückseeligkeit empor hebet, entweder, daß sie so unbeständig sey, oder er weiß

es nicht. Weiß er es nicht, was kan denn bey einer solchen blinden Unwissenheit vor eine sonderbare Glückseeligkeit seyn? Weiß ers aber, so muß er sich nothwendig fürchten, dasjenige zu verliehren, da er weiß daß es so leicht kan, verlohren werden, dahero ihn diese continuirliche Furcht nicht lässet recht glücklich seyn. Oder solte er dencken, man müsse es nicht æstimiren, ob man gleich sein Gut verliehre? So müste es ja wohl ein schlechtes Gut seyn, dessen Verlust man so leicht vertragen kan. Und weil du nun eben ein solcher Mann bist, welcher weiß, und durch viele Gründe persvadiret ist, daß die Seelen der Menschen keines Weges sterblich sind, und da über dem ohnstreitig bekannt ist, daß die zufällige Glückseeligkeit durch den Tod der Leiber geendiget werde, so kan man nicht zweiffeln, falß der Tod diese Glückseeligkeit wegnehmen kan, es müssen alle sterbliche Menschen durch den Tod in einen miserablen Zustand gerathen. Da wir aber auch wissen, daß ihrer viele nicht nur durch den Todt, sondern auch durch Schmertzen und Pein nach der Frucht der Glückseeligkeit gestrebet haben, wie kan denn das gegenwärtige Leben diejenigen glücklich machen, die es nicht unglücklich macht, wenn es sie gleich verläst?

1.

Metr. Wer sicher wohnen will,
4. Wen weder Sturm noch Wellen
Solln schrecken und entstellen,
Der setze diß zum Ziel:

2.

Er bleib im Mittel-Stand,
Und meyde hohe Spitzen

Wo

Wo Sturm und Flammen blitzen,
Er baue nicht auf Sand.

3.

Er flieh die Wollust-Bahn,
Wo uns die Uppigkeiten
In das Verderben leiten,
Das niemand retten kan.

4.

Ein fester Felsen-Grund
Ist sicher zu erwehlen,
Da kan dich nichts entseelen,
Wenn etwa Zeit und Stund

5.

Auf Sturm und Unglück zielt,
Wenn See und Lüffte toben
Von unten und von oben,
Wo Blitz und Donner spielt.

6.

So kanst du sicher seyn,
Und immer mit Vergnügen
In deiner Festung liegen,
Befreyt von Furcht und Pein.

BOETHIUS.

Ach! ich erkenne die Eitelkeit und Nichtigkeit der irrdischen Dinge mehr als zu wol; aber ob sie gleich flüchtig und unbeständig sind, so haben sie doch ihr Plaisir, und werden von denen Menschen gesuchet, und billig als was gutes æstimiret.

PHILOSOPHIA.

Nu, nu, wir wollen schon untersuchen, was vor Plaisir und Gutes sie bey sich haben. Denn nun ich sehe, daß meine gelinden Mittel und Vorstellun-

gen bey dir Ingress finden, so will dir nun etwas stär-ckere Artzneyen beybringen. Gesetzt, es wären die Güter des Glücks nicht so hinfällig und flüchtig, lieber, was ist doch wohl an ihnen, daß ihr Menschen recht erlangen und vollkomen geniessen könnet, oder, wenn ihrs geniesset und wohl betrachtet, nicht bald wiederum gering schätzen und verachten müsset? Ist der Reichthum nur in Betrachtung eurer, oder seiner eigenen Natur nach, kostbahr? und welche Art des Reichthums ist es? Gold, oder eine grosse Summa zusammen gescharrtes Geld? Aber dieses ist erst nützlich und schöne, wenn mans ausgiebt, mehr, als wenn mans zusammen scharret, sintemahl der Geitz die Menschen verhaßt, die Freygebigkeit aber beliebt und angenehm macht. Wann nun dasjenige bey einen nicht bleiben kan, was man auf einen andern transferiret, so wird das Geld alsdenn erst kostbahr, wenn es einem andern gegeben, und durch die Verwendung anfängt, nicht mehr unser zu seyn. Daher, wenn einer so viel Geld zusammen scharrete, als man in allen Ländern hin und wieder finden könte, so müste er nothwendig viele Länder arm machen. Die Stimme und der gantze Schall, kan zwar vieler Ohren und Gehör zugleich erfüllen aber das Geld, wann es viele geniessen wollen, muß es getheilet werden, und wenn diß geschicht, so muß es nothwendig diejenigen arm machen, die es verlässet. O! derowegen des armen und schlechten Reichthums, welchen viele zugleich nicht besitzen, und der eine ohne des andern Armuth nicht erlangen kan! Oder nimmt der Glantz der Edelgesteinen eure Augen ein? O wenn in deren Glantze was be-

son-

sonders ist, so ist es ein Glantz und Licht, so den Steinen und nicht den Menschen eigentlich zukommt. Und wundere ich mich sehr, daß Menschen so ein Wesen draus machen können. Denn wie kan doch so ein lebloses und ohne Glieder zusammenhängiges Ding, einer, mit Vernunfft und Verstand begabten Seele, schön vorkommen? welche Steine, ob sie schon durch die Krafft ihres Schöpffers, und nach ihrem Unterscheide, etwas von einer gar geringen Schönheit bekommen haben, so verdienen sie doch eure, als vernünfftiger Menschen, Admiration gar nicht. Ergötzt euch die Schönheit der Aecker und der Felder? Warum nicht! denn diese sind ein Stück von den schönsten Wercken des Schöpffers. So freuen wir uns auch bisweilen über das heitere und stille Meer: Wir admiriren den schönen Himmel, die Sonne und den Mond. Aber, geht dich etwas von diesen Diengen an? Unterstehst du dich wohl über der Herrlichkeit und Schönheit dieser Dinge zu gloriiren? Trägst du denn die schönen und mannigfaltigen Frühlings-Bluhmen an deinem Leibe, oder wachsen sie aus dir selbst? O der eitlen Freude! Was embrasirst du doch fremde Güter, als wenn sie dein eigen wären? das Glück wird dir dasjenige nimmermehr zu eigen machen, was die Natur von dir entfernet und unterschieden hat. Zwar die Früchte der Erden gehören denen lebendigen Creaturen, ausser allen Streit, zur Nahrung. Wenn du aber, so viel als die Natur erfodert, haben und mit wenigen zufrieden seyn wilst, so wirst du niemahls das Glück um Uberfluß derselben bitten. Denn die Natur ist mit wenigen und

geringen zufrieden, und wenn du das, woran die Natur satt hatt, noch vermehren und überschütten wilt, so wird dir das, was du hinzu giessest, endweder unangenehm oder gar schädlich werden. Meynest du ferner, es sey was schönes, wenn einer mit mancherley Kleidern prangen kan? Gewiß, wenn dieselben schön lassen, so muß ich mich entweder über die Beschaffenheit der Materie, oder über die Artigkeit des Künstlers, der sie gemacht, verwundern. Du selbst hast darzu nichts contribuiret. Oder machet dich eine ansehnliche Suite deiner Diener und Auffwärter glückseelig? O wenn dieses untreue und gottlose Buben sind, so werden sie zu einer schädl. Last im Hause, und sind rechte heimliche Feinde ihrer Herren. Sind sie aber fromm und ehrlich, so kanst du ja nicht anderer Leute Frömmigkeit unter deine eigene Güter rechnen, und hieraus kan gar deutlich bewiesen werden, daß alles, was du unter deine Güter rechnest, eigentlich nicht deine sey, so du nun siehest, daß nichts besonders und liebenswürdiges dahinterstecke, so hast du auch nicht Ursache, dich über deren Verlust so zu betrüben, oder über deren Behaltung so zu erfreuen. Sind sie ja von Natur und an sich schön, was gehet denn dich das an? denn sie würden auch artig und schön seyn, wenn sie gleich nicht unter deine Güter gerechnet werden. Denn sie sind ja deswegen nicht kostbahr, weil sie zu deinen Schätzen und Reichthum gezehlet worden/ sondern weil sie dir so schön vorkommen, so hast du sie lieber wollen acquiriren, und zu deinen Gütern schlagen. Was gedencket ihr Menschen aber durch so

viel

viel unruhige Glücks-Güter zu erlangen? Ich dencke, ihr wollet dem Mangel und der Dürfftigkeit dadurch vorbeugen? Allein, es gereicht euch gerade zum Widerspiel, und kommt gantz anders. Denn es sind mehr Mittel nöthig, so eine Menge kostbahrer Sachen und mancherley meubles zu erhalten/ und ist in der That wahr: Wer viel hat, dem fehlet viel, wer aber seinen Reichthum nach der Nothwendigkeit der Natur, und nicht nach den unersättl. Geitz abmißt, dem fehlet wenig. Ist denn nun gar kein eignes und euch selbst eingepflantztes Gut zu finden, daß ihr eure Glückseeligkeit in euserlichen und von euch entfernten Dingen suchet? So ist denn nun hier alles umgekehrt, daß die göttliche und mit Vernunfft-begabte Creatur, der Mensch, sich einbildet, er habe gar keinen Glantz und Schönheit, wenn er sich nicht mit Plunder, lebloser und eitler Dinge gleichsam behange? Andere Creaturen sind mit dem ihrigen zufrieden, ihr aber, die ihr der Seelen nach, GOtt gleich seyd, ihr suchet uud entlehnet die Zierrathen einer vortreflichen Natur von denen geringsten Dingen, und mercket nicht, wie grosses Unrecht ihr hiermit eurem Schöpffer anthut, derselbe hat das menschliche Geschlecht allen irrdischen vorziehen wollen, ihr stosset dessen Würde unter die allergeringsten Dinge hinunter. Denn da ein jedes Gut nothwendig edler und besser seyn muß, als der, so es vor sein Gut hält, so unterwerffet ihr euch ja nach euren eignen Urtheil und Censur, denen aller geringsten Dingen, und haltet euch geringer denn sie, weil ihr dieselbe vor euer höchstes Gut haltet, und hieran geschicht euch eben recht, denn mit der mensch-

menschlichen Natur hat es besonders diese Beschaffenheit, daß sie alsdenn erst andere Dinge an Vortreflichkeit übertrifft, wenn sie sich selbst erkennet. Aber wenn sie aufhöret sich selbst zu erkennen, so fänget sie an, noch elender und geringer zu werden, als die Bestien und unvernünfftigen Thiere. Denn andrer lebloser Creaturen Natur bringet wohl mit sich, daß sie sich selbst nicht erkennen; aber denen Menschen wird dieses übel ausgelegt. Wie weit erstreckt sich aber dieser neue Irrthum, daß ihr meynet, es könne etwas durch fremde Zierrathen gezieret oder herrlich gemacht werden. Nein, es gehet nicht an, denn wer etwas Glantz und Schönheit von einem andern zugesetzten Dinge empfänget, so wird zwar das, so man hinzusetzet, gelobet, aber das, was sich unter diesen Zusatz verstecken und verbergen will, bleibet nichts destoweniger in seiner natürlichen Heßlichkeit liegen. Ich aber halte es nicht vor was gutes, welches demjenigen, dem es zugesetzet wird, schadet, und seinen Æstim benimmt. Rede ich hieran die Unwahrheit?

BOETHIUS.

Ach keines weges! es ist freylich alles wahr, was du sagest, was einem schädlich ist, ist nichts guts.

PHILOSOPHIA.

Nun hat ja der Reichthum manchen, der ihn besessen, geschadet, da manchmahl der schlimste Mensch, und der also auf fremde Dinge am gierigsten ist, meynet, er sey alle Schätze, Gold, Silber und Edelstein, vor allen andern zu haben würdig. Derohalben, wenn du, der du dich ietzo vor Schwerd und Spieß fürchtest, dich auf diesen Lebens-Pfad

leer

leer und unbeladen begeben, so viel nicht zusammen gebracht hättest, so köntest du, als jener arme Passagier in Gegenwart des Strassen-Räubers, frölich singen. O der teufl. Glückseeligkeit der sterblichen Güter, welche einen, der sie erlanget/ alle Sicherheit und Ruhe, hinweggeraubet.

Metr. 5. 1.

O beglückte alte Zeiten,
Die von keinen Uppigkeiten
Noch von schnöden Geitz gewust.
Da das Feld die beste Freude,
Und die schlechte Eichel-Weyde
Lust und Hunger stillen must.

2

Da war Wein mit Zucker mischen,
Und mit klahren Eiß erfrischen,
Eine unbekannte Kunst.
Woll und Kleid wie Purpur färben,
Und das edle Gold verderben,
Hielte man vor Tand und Dunst.

3.

Wenn man Kohl und Kraut genossen,
Bliebe man fein unverdrossen,
Und schlieff sanfft und süsse ein.
Was ein klahrer Bach gebrauet,
Was man in den Quellen schauet,
War das beste Bier und Wein.

4.

In der Bäume Schatten liegen,
Und nicht hie und da hin fliegen
Uber Meer und über Land.
Kein ergrimtes Mavors-Lermen

Und das blutge Krieges-Schwärmen
War der Welt als unbekandt.

5.

Denn was solten Krieg und Waffen
Einen wohl vor Nutzen schaffen
Wenn man nichts als Wunden fand.
Und wo keine reiche Beute
Nach gewagten harten Streite,
Furcht und Arbeit überwand.

6.

Ach! daß doch die vor'gen Zeiten,
Und die alten Frömmigkeiten
Wieder zu uns kämen her!
Ach! der Laster gifftger Saamen
Unter Tugend Schein und Nahmen,
Breit sich aus ie mehr und mehr.

7.

O wer hat zu ersten mahlen,
Des verborgenen Goldes Strahlen,
In der Welt bekandt gemacht.
Wer hat Perlen und Jubelen
So die Tiefe will verhelen,
Erst ans Licht der Welt gebracht?

(Auf eine etwas weitläuftigere und freyerer Manier übersetzt.)

I.

O höchst-beglücktes Alterthum! (sen,
Du bist ein Sammelplatz Fortunens Gunst gewe-
Weil du vermocht zu ewgen Ruhm
Nebst dürr und magrer Frucht Vergnügungs Ro-
sen lesen.
Aus Ceris karger Hand, da noch kein Ubermuth,

Kein

Kein Dornen-gleicher Pracht, die Seel und Geist
durchgraben.
Wenn dieser Hunger offt bey sich zu Gaste lud,
Kont er dich gantz vergnügt mit dürren Eicheln la-
(ben.

2.

Des Bacchi süß beperlter Safft,
Kunt deine Hand noch nicht mit Blumen Nectar
mischen,
So dort der Bienen holde Krafft
Aus Hyblens fetter Brust, beblümten Klee-Ge-
büschen
Mit dürren Lippen saugt: kein edles Muschel-
Blut
Von Tyrus reichen Strand, wolt deinen Etoff be-
färben
So von dem Spiegelhaar der edlen Würmer-
Brut
Das reiche China würckt und suchet zu erwerben.

Recit.

Ja, ja! diß war dir unbewust.
Dagegen, wenn in deiner Brust
Der Kranckheit herbes Weh,
Den Schmertzens Scepter führte,
War schlecht, doch kräfftig Kraut, dir eine Panaceè
Und Lebens Auffenthalt, der deinem Leib gebührte,
Ein kühler Fluß bath seine Silber-Wellen
Dir stets zu deinem Truncke dar.
Wenn deiner Augen Zwillings-Paar
Auf Florens Schoß versanck ins Schlaffes süsse
Quellen,
Durchdrunge Titans Licht, mit den gebrochnen
Strahlen,

Stets

Stets einer Fichten grünes Haar,
Und wolte Mund und Brust mit kühlen Schatten
mahlen.

AIR.

Paradieses-gleiche Zeit!
Wo erwünschte Mäßigkeit
Kan den sichern Thron besteigen,
Deren Scepters holde Krafft,
Weit mehr Süßigkeit verschafft,
Als das Zucker-Rohr kan zeigen.
Kein Geld-begierger Handels Mann
Fieng in den grauen Zeiten an,
Ein leichtes Fichten-Haus der Thetis zu vertrau-
(en,
Um auf der Amphitriten-Auen,
Von Tellus weit entlegnen Strand,
(Auf deren Brust der Amalthèen Hand
Ihr vollgefülltes Horn, so Perlen, Seid und Gold,
Nebst Silber, Edelstein, und süsse Würtz-Violen
Gar reichlich ausgerolt,)
Der fremden Waaren-Pracht, den Wullust-Gifft
zu holen,
Bellona führte nicht die Donner-Musicanten
In ihrem Schauplatz auf,
Wo Blut um Blut, wo Leib und Lebens-Lauf
Des Todten-Opfer wird, so nur des Commendanten
Entbrandter Zorn ansteckt, wo scharffe Kugeln
tantzen,
Und wo die Purpur-Fluth befärbet Brust und Lan-
tzen.
Denn, welcher wolte dazumahl,
In blancken Waffen schwitzen,
Und durch den scharff-gespitzten Stahl

So Brust als Hertz von Feinden lassen ritzen;
Da er von seinen kühnen Wesen
Doch keine reiche Frucht noch Ehre können lesen.

ARIA. 2.

Ach! daß doch, o Alterthum
Deiner Sitten Cedern-Ruhm
Unsre Zeiten möchten erben!
Aber wie in Æthnens Grund
Gluth und Flammen niemahls sterben
So ist auch des Geitzes Schlund.
Ja, ach!
Ein Perlen-reicher Thränen-Bach
Durchströhmet fast mit den gesaltznen Wellen
Jetzt meiner Wangen Feld;
Indem ich dieser Zeit Modellen
Vergleiche mit dem Staat und Art der alten Welt.

ARIA. 3.

Wer hat doch aus Tellus Knochen
Erst das gelbe Marck gebrochen,
Nebst der Diamenten Pracht,
Die in Sand-gefüllten Röhren
Harter Felsen sich ernehren?
Alles hat der Geitz erdacht.

# Actus IV. Scen. 4.

Pros. 6.

Was soll ich aber sagen von den Ehren-Chargen, von Macht und Hoheit, welche ihr Menschen, weil ihr die rechte Ehre und Macht nicht kennet, biß an den Himmel erhebet? Da sie aber offt der schlimste Mensch erlanget, so saget mir, kan wohl ein Feu-

er-speyender Ætna oder eine wilde Wasser-Fluth mehr Schaden und Unglück anrichten. Wenigsten haben eure Vorfahren, wie du wohl selber dich erinnern wirst, die Bürgermeisterliche Dignitæt, die doch sonst ein Anfang der Freyheit gewesen, wegen der Hoffarth derer Bürgermeister abschaffen wollen, wie sie denn auch um eben dieser Hoffarth willen zuvor die Königliche Hoheit aus der Stadt Rom hinaus gejaget. Gesetzt auch, daß bißweilen, wiewohl sehr selten, auch tugendhaffte Personen zu hohen Ehren-Chargen gelangen, was macht sie denn beliebt ohne nur die Tugend und Frömmigkeit derer, so sie besitzen? So erlangen ja die Tugenden kein Lustre von denen Chargen, sondern die Chargen werden berühmt wegen der Tugenden. Worinnen besteht denn aber eure so begierig gesuchte und vortrefliche Macht und Gewalt. Betrachtet denn ihr irrdischen Seelen nicht, über wem ihr euch einbildet zu herrschen, denn wenn du gewahr würdest, daß unter denen Mäusen sich eine über die andere eine besondere Macht und Würde voraus nehmen, und sich dieserwegen was einbilden wolte, was würdest du nicht vor ein Gelächter erheben? Wo kanst du nun was schwächers und elenders finden, als einen Menschen, so ferne man seinen Leib betrachtet, welcher offt von dem Stich oder Biß einer kleinen Mücken oder Fliegen, oder wenn ihn sonst ein Ungezieffer etwa wo hinein gekrochen, kan beschädiget und getödtet werden? Worüber wolte aber wohl ein Mensch seine Herrschafft exerciren, als über den Leib eines andern, oder über das, was noch unter dem Leibe und geringer ist, ich meyne die Glücks-

Gü-

Güter? Denn über die freye Seele kanst du nicht herrschen, könt ihr denn wohl ein wohl-bereitetes und mit sich selbst zufriedenes Gemüth aus dem sichern Zustande seiner Ruhe setzen und deturbiren?

Als vormahls ein Tyranne einen gewissen freyen und tapffern Mann durch Marter und Pein vermeynete dahin zu bringen, daß er die Mit-wissende von der, wider ihn gemachten Conspiration, entdecken solte, da hat sich derselbe die Zunge abgebissen, und dem wütenden Tyrannen ins Gesicht gespien, also hat dieser weise Mann diejenige geringe Marter, damit der Tyranne seine Grausamkeit zeigen wolte, sich gleichsam zur Materie seiner Tapfferkeit und Tugend gemacht. Und was ists denn wohl, das einer dem andern zu Leyde thun kan, welches dieser nicht hinwieder von jenem befürchten und leyden muß? Von dem grausamen Buside lieset man, daß er seine Gäste habe zu erwürgen pflegen, als aber der Hercules einst bey ihm einkehrete, ist jener von diesem wieder erwürget worden.

Der Regulus, ein berühmter Römischer General, hat manchen im Kriege gefangenen Carthaginenser mit Ketten und Banden beschweret, aber bald darauf muste er diesen als Siegern die Hände zu binden darreichen. Hälst du denn nun den Menschen vor mächtig, der die Gewalt, so er andern anthut, von sich selber gegen einen andern nicht abwehren kan? Uber dem, wenn in hohen Chargen und Dignitäten was eigenes und eigentliches Gute steckte, so würden sie nicht offt denen Gottlosesten zu Theil werden.

Denn widerwärtige Dinge pflegen nicht leicht

vereiniget zu werden, und friedlich beysammen zu wohnen, die Natur leidet solches nicht. Da man nun wohl weiß, das mehrentheils die schlimmsten Personen Gewalt und hohe Aemter bekleiden, so schliesset man dahero leicht, daß das keine eigentliche und wahre Güter sind, die sich von denen Lasterhafften besitzen lassen, und denenselben anhangen, welches man von allen Glücks-Gütern desto eher sagen kan, je mehr man siehet, daß sie am meisten Gottlosen zu Theil werden, wovo, nmeiner Meynung nach, auch noch dieses zu bemercken ist, daß jedermann den vor tapffer hält, an welchem er die Tapfferkeit siehet, und welcher die Geschwindigkeit hat und zeiget, den hält man vor geschwinde. So macht die Singe-Kunst Singer, die Artzney-Kunst Aertzte, die Rede-Kunst Redners. Denn die Natur eines jeden Dinges wircket das, was ihr eigen ist/ und die Wirckungen sind der Natur nicht contrair, sondern die Natur treibt alles Widrige von sich weg. Aber nun können die Güter weder den sündlichen Geitz stillen, und satt machen, noch die Gewalt die ohnmächtigen Affecten bändigen, noch den, der mit Ketten der lasterhafften Begierden gebunden ist, frey machen, so machet auch die conferirte Gewalt und Dignität einen Gottlosen nicht Ehrwürdig und mächtig, sondern sie verräth vielmehr seine Unwürdigkeit, und zeiget seine Blöße und Schwachheit. Woher komt das? Euch beliebt gerne die Dinge mit falschen Nahmen zu nennen, und der Effect zeigt doch, daß das Ding gar nicht so sey, wie ihrs nennet. Drum müste man billig euren Reichthum, eure Macht, eure Dignitäten nicht so nennen, sondern

Arm-

Armseelegkeiten und Schwachheiten. Ja dieses ist von allen Glücks-Gütern zu sagen, als in welchen kein eigentliches Gute zu finden, dahero man nicht so begierig darnach seyn solte, sintemahl sie weder sich allezeit mit tugendhafften und guten Menschen vereinigen, noch die, zu welchen sie sich gesellen, fromm und tugendhafft machen.

Was hat nicht Rom vor Jammer müssen dulten, Lib. 2.
Als Mord und Brand ihr Eingeweide fraß, Metr.
Und ein Tyrann auf ihrem Throne saß, 6.
Der offtmahls ohn Verschulden
Den gantzen Rath, die Väter dieser Stadt,
Beschimpft und gar getödtet hat.
Der Bruder must unschuldig sterben,
Der Mutter Blut
Des Sohns verfluchte Hände färben.
O! unerhörte Wuth!
Er kan den kalten Leib beschauen uñ durchwühlen
Und keine Scham, kein eintzig Thränlein fühlen.
Das heißet die Natur
Und deren heilgen Trieb durch Boßheit über-
Und keine Spur (winden
Von eingepflantzter Tugend finden.
Und dennoch muß diß Höllen-Kind
So vieles Volck regieren,
Als zwischen Ost und West umschlossen sind,
Und sich von Nord und Süd läst spühren.
Kan nun die hohe Macht
Und güldne Zepters-Pracht
Den tollen Nero frömmer machen?
Ach nein! O Unglücks-voller Stand

O höchst-betrübte Sachen
Wo Schwerd und Gifft sich recht zusammen fand.

( Mit mehrer Freyheit. )

Der Löwen wilde Wuth, der Tygern strenges Morden
Hat bey der Grausamkeit Neronis keinen Platz,
Weil er der gantzen Welt ein Blut-Comete worden
Da, Rom, dein stoltzer Ruhm, und deiner Häuser Schatz
Selbst der Vulcanus bließ in die entbrandten Lüffte.
Der alten Silber-Haar und hohe Jahres Zahl
Ja seinen Bruder auch, umschlossen Todes-Grüffte,
Nachdem der Adern-Brunn gefärbt den Mörder-Stahl.
O! wilde Grausamkeit! selbst seiner Mutter-Glieder,
Worauf der Nero sonst offt Wollust-Lilien fand,
Zerstückten Faust und Dolch, o blutiges Gefieder,
Wie! bricht die Thränen-Fluth nicht deiner Wangen-Strandt.

ARIA. 4.

Du magst rasen, du magst toben
Hier in deiner Lebens-Zeit,
Dich wird höllisch Feuer proben,
Wenn einst kommt die Ewigkeit.

Da Capo.

Ja, da er aus dem Blut kont Wollust-Rosen lesen,
Verlosch auch gantz und gar die Wohlanständigkeit,
O Wun-

O Wunder! daß doch der ein Käyser ist gewesen,
Der durch des Scepters Winck regieret Land und Leut.
Auf welche Titans Licht die flammenden Rubinen
Am halbgebohrnen Tag zum ersten mahle drückt,
Und welchen Völckern kaum sein spätes Gold erschienen,
Wenn Thetis Perlen-Brust den matten Strahl erqvickt,
Die ihr Hyaden dort mit rauher Kält umschräncket
Und alle Frölichkeit im Schnee und Eiß verdeckt,
Die auch der Süd-Wind stets mit dürrer Hitze kräncket,
Und den entbranten Sand mit heißer Glut ansteckt.
Doch konte solcher Macht ihr Sonnen-gleiches Gläntzen,
Die trübe Nebel-Dufft der wilden Grausamkeit
Nicht trennen noch zerstreun, auch seines Hertzens Gräntzen,
Nein, alles war mit Wuth und Eyfer überstreut.

ARIA 5.

O! Schmertz und Unglücks-volle Zeiten!
Bey euch ist nichts als traurig seyn,
Weil bald vom Gifft-gemischten Wein
Des Lebens-Porcellain muß springen,
Und bald die scharff-gespitzten Klingen
Durchbohren Adern, Brust und Bein.

Da Capo.

BOETHIUS.

Du weist aber selbst wohl, meine wertheste Mutter, daß die Ambition und Ehrsucht unter allen solchen eitlen Dingen am wenigsten mich eingenommen, und beherrschet habe, sondern da ich solche hohe Charges angenommen, habe ich es nur gethan, um Gelegenheit zu haben, was gutes zu thun, damit die Tugend und Gemüths-Gaben bey mir nicht möchten vergraben liegen, und gleichsam stillschweigend veralten und vermodern.

PHILOS.

Das ist es eben, mein lieber Sohn, welches die besten Gemüther, die von guter Natur, aber durch die letzte Hand der Tugend nicht vollkommen ausgearbeitet sind, anreitzen kan; nemlich die honette Ehr-Begierde, und ein ehrlicher Nahme und Ruhm, daß man sich um die Republique wohl meritiret habe, daß du aber sehest, wie sehr was schlechtes und nicht wichtiges genug dieses sey, so betrachte folgendes: Die Größe und Weite der gantzen Erde verhält sich gegen den Raum des Himmels nur wie ein kleines Pünctlein, wie solches durch die Astrologischen Ausrechnungen ist demonstrirt worden; also ist die Erde gegen die Größe des Himmels fast nichts und ein enges Plätzgen. Von diesem so kleinen und engen Räumgen nun wird, nach der Demonstration des Ptolomæi, nur der 4te Theil von lebendigen und uns bekannten Creaturen bewohnet. Wenn du nun hiervon wieder den Raum, so die Seen und Moräste, und die von der Hitze der Sonnen ausgedörrete und unbewohnte Einöden ausmachen, in Gedancken abziehest, so bleibet kaum der allergering-

ringste Platz zur Wohnung vor uns Menschen übrig. In diesem allergeringsten Pünctlein, des an sich kleinen Punctes, seyd ihr Menschen nun eingeschlossen und umzäunet, und wollet darinnen auf Ausbreitung eures Nahmens und weit erschallenden Ruhms gedencken? O Thorheit! Was vor ein großer und prächtiger Ruhm ists doch, der in so enge, enge Gräntzen eingeschlossen ist? Hiezu komt noch, daß eben dieser enge Platz, den wir einnehmen, von so mancherley Nationen, die an Sprachen, Sitten, Kleidern, und vielen andern Dingen, und der gantzen Conduite und Lebens-Art nach, von einander unterschieden sind, da eines von dem andern, ja gar gantze Städte voneinander fast nichts erfahren können, so wohl wegen Difficultæten der Reisen und Unterscheid der Sprache, als auch, weil kein Handel und Wandel von einem zum andern gehet, bewohnet wird.

Zur Zeit des M. T. Ciceronis, wie er selbst an einem gewissen Ort angezeiget, hatte der Nahme und Ruhm der Römischen Republique noch nicht einmahl den Berg Caucasum überstiegen, und diese Republique war doch dazumahl gleichsam ziemlich erwachsen, denn sie hatte sich denen Parthern und übrigen Nationen dort herum schon formidable gemacht. Siehest du nun, wie gering, wie enge und eingeschrenckt eure Renommeé sey, die ihr doch so weit auszubreiten euch so sehr bemühet? Wird denn wohl da ein Römer berühmt seyn können, dahin der Ruhm und der Nahme der gantzen Römischen Nation noch nicht einmahl hinkommen ist? Ja was noch mehr? Die Sitten, Manieren und Gewohnheit sind bey unterschiedlichen Völckern gantz unter-

schieden, und was hier gelobet wird, wird dort straffens-würdig gehalten. Dahero geschichts, daß wenn einer gerne will berühmt und gelobet werden, so kan er doch seinen Zweck nicht erlangen, wenn sein Nahme bey vielen Nationen bekandt würde, ja diß würde ihm schädlich seyn, denn was er hier löbliches gethan, würde dort als was straffbahres angesehen werden. Drum wird ein jeder mit dem Ruhm, den er unter den Seinigen hat, müssen zufrieden seyn, und das Gerüchte seines unsterblichen Ruhms wird wohl in die Gräntzen eines Volckes oder Landes müssen eingeschlossen werden. Aber wie viel brave Mäñer, die zu ihrer Zeit berühmt genug waren, liegen in dem Staube der Vergessenheit begraben, weil sich keine Scribenten damahls gefunden, die von ihnen was aufgezeichnet? Wiewohl, was helffen die Schrifften, die mit samt ihren Urhebern eine lange und bestäubte Antiquität gleichsam unkennbar und dunckel machet. Ihr bildet euch ein, ihr pflantzet euren unsterblichen Nahmen fort, wenn ihr nur auf das Andencken, welches die Posterität von euch haben wird, gedencket. Aber, wenn du dieses Andencken gegen die unendliche Ewigkeit hältest, was hast du dich alsdenn wegen deines langwährenden Ruhms zu erfreuen? Denn ein eintziger Augenblick, wenn ich ihn gegen 1000. Jahr halte, hat doch ein, wiewohl geringes Theilgen, von diesen langen Jahren; allermaßen beyder Raum und Daurung endlich ist: Aber eben diese langen Jahre, und so viel derer auch noch möchten hinzu gesetzt werden, haben doch mit der unendlichen Ewigkeit keine Vergleichung. Denn die endlichen oder zeitlichen Dinge haben zwar einige

ge Proportion und Vergleichung gegen einander; aber das Unendliche und das Endliche, das Zeitliche und das Ewige, kan nimmermehr mit einander verglichen oder gegen einander gehalten werden. Dahero geschicht es, daß auch der längste Ruhm und Nahme eines Menschen, wenn er gegen die unendliche Ewigkeit gehalten wird, nicht klein, sondern gar nichts zu seyn scheinet.

Ihr aber wisset nichts rechtes und löbliches zu verrichten, wo ihr nicht eitlen Ruhm und ein schlechtes Lob bey dem Volcke dadurch zu erlangen hoffet, und suchet also mit Hindansetzung des Gewissens und der wahren Tugend Vortrefflichkeit nur in den schnöden Reden andrer Leute eurer Thaten Belohnung. Hört, wie artig und lächerlich diese nichtswürdige Hochmuth einst ist herum genommen und prostituiret worden. Als ein gewisser Mensch einen eingebildeten Philosophum, der nicht aus Liebe zur Tugend, sondern um eiteler Ehre willen, den Nahmen eines Welt-Weisen angenommen hatte, einsten mit ziemlich groben Schelt-Worten attaquirte, mit dem Beyfügen, nun wolte er sehen, ob er ein rechtschaffener Philosophus wäre, wenn er nemlich die angethane Beschimpffung mit Glimpff und Gedult annehmen würde; da hat dieser sich ein wenig gedultig angestellet, und gleichsam sich über die empfangene Schmach gefreuet, sagende: Siehest du nun, was ich vor ein vortrefflicher Philosophe bin? darauf antwortete der Blamant recht hönisch und sprach: Ich hätte gemeinet, du wärest einer, wenn du nur stille geschwiegen hättest.

Aber, was profitiret dann wohl ein rechtschaffe-

ner

ner tugendhaffter Mann, (denn von solchem ist hier vornemlich die Rede) von der zeilichen Ehre und Renommeè nach seinem Tode? denn gesetzt, der Mensch stirbt gantz mit Leib und Seele, (welches aber viel wichtige Raisons zu statuiren nicht erlauben) gesetzt, sage ich, ein Mensch stirbt mit Leib und Seele, so bleibt ihm ja auch keine übrig, weil derjenige, des die Ehre seyn soll, gar nicht mehr in rerum natura ist, und non entis nulla sunt prædicata? Wenn aber der tugendsame und mit einem guten Gewissen gezierte Geist, nach aufgelöseten Leibes-Banden, frey gen Himmel fleucht, so wird er gewiß nun alle Menschliche Händel verachten/ und sich freuen, daß er der irrdischen und sündlichen Eitelkeit entnommen der Glückseeligkeit des Himmels geniessen kan.

Lib. 2. Metr. 7. Wer sich Lob, Ehr und Ruhm zum Augenmerck ersehen
Und als sein höchstes Gut der Hoheit Gipfel ehrt.
Der laß den Augenstrahl nach jenen Höhen gehen,
Wo sich der weite Crâyß an keine Grentzen kehrt.
Er lencke auch zugleich den Circul der Gedancken,
Auf dieser Unterwelt gar eng-gesetzte Schrancken.
So wird erweckte Schaam bald Purpur-Rosen zeigen
In seiner Wangen Lilien-Feld,
Weil er diß enge Erden-Zelt
Mit seiner Ehre Strahlen
Bey weiten nicht kan überall bemahlen.

ARIA 6.

Hochmüthiger Erden-Kloß!
Kan sich dein stoltz Bemühen

Dem Todes-Joch entziehen?
Nein! wär der Ehrgeitz noch so groß.
Da Capo.

Ja, ja, ob schon die Fama trägt
Den Ruhm biß zu den Garamanten,
Ob das Durchlauchte Hauß schon stoltze Titul hegt
Und gläntzt von Ahnen-Diamanten;
So strandet doch der Ruhm zuletzt an Todes-Klip-
Und die erblasten Lippen (pen
Bezeugen, daß der Tod auch nicht der Hoheit schont,
Er trifft, was in der Burg und in dem Stalle wohnt.
Wo ist Fabricius, wo Cato, Brutus, blieben?
Ihr Nahme lebt nur noch in ihrer Schrifft geschrieben
Da sie der Moder deckt,
Sie aber wissen nicht!
Was man von ihrem Nahmen spricht,
So liegt ihr denn, ihr Helden, unbekannt
Und werdet kaum einmahl aus Danckbarkeit genannt.

ARIA. 7.

Gantz vergnügt und seelig sterben,
Ist mehr, als Unsterblichkeit.
Kan das schnöde Angedencken
Hier in dieser kurtzen Zeit
Mir ein ewig Leben schencken?
Nein, das Grab ist doch bereit.
Drum vergnügt und seelig sterben ꝛc.

Damit du aber nicht meynest, als wenn ich einen unversöhnlichen Krieg mit dem Glücke führen wolle

le, so gestehe ich dir, daß diese, sonst betrügliche Göttin, bißweilen sich um einem Menschen wohl verdient mache, alsdenn nemlich, wenn sie sich entdecket, wenn sie ihr Gesichte demasquiret und ihre Sitten und Manieren deutlich sehen lässet. Du verstehest vielleicht noch nicht, was ich sage? Es ist auch in der That was wunderliches, das ich sagen will, und kan mich also kaum selbst erklären. Denn ich glaube, mehr das Unglück als das Glück sey denen Menschen profitable und heylsam, allermaßen jenes unter dem Schein der Glückseeligkeit nur schmeichelt und betrügt, dieses aber ist allezeit wahrhafftig, und bezeuget durch die oftere Veränderung seine Unbeständigkeit deutlich. Jenes betrügt, dieses lehret und macht klug: jenes fesselt die Gemüther mit dem eitlen Schein der betrüglichen Güter, dieses macht sie wieder loß durch die Erkänntniß der zerbrechlichen Glückseeligkeit; Also siehet man, daß das Glück, wenn es schmeichelt, allezeit eitel und flüchtig sey, und sich selbst nicht kennet, auch die Menschen aufgeblasen und liederlich mache; Wenn es aber uns widerwärtig ist, oder sich in Unglück verwandelt, so macht es uns mäßig, behutsam, und durch die Ubung in Widerwärtigkeiten klug. En fin, das Glück führet durch seine Schmeichelung von dem wahren Gut ab; das Unglück aber führet und ziehet gleichsam als durch einen Nothhacken uns zu demselben wieder zurück. Hälst du denn auch diß vor einen geringen Nutzen, daß dieses rauhe und euserlich erschreckliche Unglück die Gemüther deiner dir getreuen Freunde entdecket, und zwischen denen Schein- und Wahren-Freunden einen Unterscheid macht; indem es dieje-

nigen, die eben so unbeständig sind, als das Glück, mit sich wieder weggenommen, diejenigen wahren Freunde aber zurück gelassen? Was hättest du wohl drum gegeben, daß du dieses wissen können, da du noch in deinem vorigen Stande, und, wie dir deucht, glücklich warest? So höre denn nun auf, die verlohrnen Güter zu suchen, da du den allerkostbaresten Schatz und besten Reichthum nunmehro gefunden und erkennen lernen.

Daß diese Welt  Lib. 2. Metr. 8.
Beständgen Wechsel hält,
Wodurch sich alles stets verändert und beweget,
Und doch Bestand und Treue heget:
Daß die Natur der Elementen
Die sich durch Widerwärtigkeit sonst leichtlich trennten,
So süß und einig sich verbindt:
Daß Phoebus stets mit seiner Strahlen-Fluth
Und güldner Flammen reicher Gluth
Die unveränderlich aus seinem Throne quillet,
Die aufgeweckte Welt erfüllet:
Und daß der Mond, denn kan den blaßen Scepter führen,
Wenn Hesperus die Welt mit dunckeln Flor umspinnt,
Da den gewölbten Pol viel 1000. Kertzen zieren,
Ja daß die Wuth erboster Wellen
Nicht darf die Gräntzen überschwellen,
Und Tellus niedern Schoß
Von Frucht und Anmuth machen bloß,
Diß alles thut der Liebe holde Macht,
So Himel, Erd und Meer erhält in schöner Pracht.

Wenn

Wenn diese ließ den klugen Ziegel fahren,
So würde, was sich jetzt so süße liebt und küst,
Durch Krieg und Haß zerstöret und verwüst,
Und was sie zu erhalten jetzt so einig waren
Das würden sie Welt-Weise sich bemühn
Mit samt der gantzen Erden
Zutrennen und in Abgrund ziehn.
Durch Lieben muß die Welt verbunden werden,
Der Ehe keusches Band
Knüpft auch die Liebe selbst zusammen,
Und der so süße Brand
Entspringt von Amors starcken Flammen,
Die Liebe muß Gesetz und Rechte geben/
Daß man kan sicher leben.
Beglückte Sterbliche, wenn jene Liebes-Gluth
Die aus dem Himmel stamt, in euren Hertzen ruht.

## Actus V. Scen. I.

(Coniastus kommt mit einem Sack voll Geld, und siehet sich allenthalben um.)

Ach du liebes Geld, wo kan ich dich doch wohl hinbringen, da du wohl verwahret bist, und von niemanden kan gefunden werden? In meinem Hause bist du nicht sicher. Meine Kammern und Kasten können mir dich nicht genug beschützen, denn ich traue dem Handel bey Hofe nicht, und wie es dem Boëthio ergangen ist, kan mirs auch gehen. Ehe man sichs versiehet, kan es heißen, Coniastus hat Königl. Gelder unter geschlagen, er muß so viel Straffe geben, und dergl. Da würde man mir leicht Küsten und Kasten aufmachen, und damit nach Hofe zu wandern. Die Wahrheit zu sagen, das

das ist meist von des Symmachi und Boëthii confiscirten Gütern erschnaptes Geld. Es mag leicht ein böse Aug dahinter kommen, so würde mir es übel gesegnet werden, drum will ich dem Dinge vorkommen. Ich will ein gut Stücke davon an einen heimlichen Ort vergraben, damit, wenn man mir, was ich habe, hinweg nimmt, mir doch dieser heiml. Schatz übrig bleibe. Aber o! du liebes Geld, wo komm ich doch mit dir hin? Halt, halt, dorten unter jenem alten Baume will ich ein Loch graben, und dich dahin verbergen. Stille, stille, daß es ja kein Schelm siehet, sonst möchte er mirs wieder wegmausen. Ey, ey, das Geld versincket ja nicht oder versetzet sich, wenn ich über lang oder kurtz wiederkäme, und fände das leere Nest, o wie würde ich mich doch anstellen, o ich riß mir die Haare aus dem Barte, o ich müste vergehen, nun ich muß es wagen, (er hohlet eine Hacke und scharret das Geld mit allerhand furchtsamen Reden und seltsamen Posituren ein. Unter dem Einscharren guckt Harpax etliche mahl verstohlen hinter den Scenen hervor, inwendig wird musiciret:)

Es machet ihm Flügel
Wie Adler und fleucht.
Was mit Unrecht ist erworben,
Was viel andre hat verdorben,
Hat noch nie
Nach der angewandten Müh
Des Gewissens-Zweck erreicht.
Es machet ihm Flügel
Wie Adler und fleucht.

CONIASTUS.

Hört, hört, was giebts da? wo komt die Stimme her (Es machet ihm Flügel etc. Hat sich wohl geflügelt, darum will ichs eben einscharren, daß es keine Flügel kriegen soll. Nun der Himmel behüte dich du liebes Geld, couche hier so lange, bis ich deiner nöthig habe, laß dich von keinem finden, du liebes Geld, von keinen erwischen, du liebes Geld, adjeu liebes Geld, ich scheide mich nicht gerne von dir, doch was hilffts, ich muß dich eine Zeitlang alleine lassen, viel 1000. mahl adjeu, du liebes Geld, (Er gehet ab und siehet sich offte nach dem Geld zurücke.)

HARPAX kömmt.

Ha, ha, da sitzet der Vogel, den ich ausnehmen will, hier ist das Silber-reiche Nest, das ich ausleeren muß. Ey du alter Geitz-Teuffel, man muß bey dir und in deinen Diensten hungern und schmutcken, daß es eine Schande ist, und scharrest das Geld in die Erde? Nun ich weiß besser, wo zu es gut zu ist, heraus mit dir. (Er fängt an zu graben.) Ich will dich bald finden. (Er findet nichts.) Halt ich muß einen Kerl mit der Wünschel-Ruthe hohlen, der mir das rechte Fleckgen zeiget, wo es sitzt. Es ist neulich ein solcher Künstler ankommen, dem schläget die Ruthe perfect, mir schlägt sie gar selten. (Inwendig wird gesungen: Es machet ihm Flügel etc. worüber Harpax erschrickt und davon läufft. Endlich kommt er wieder mit einem Ruthen-Gänger, welchem er nach vielen vexiren die Augen zubindet, und das Geld suchen läst, der es auch zeigt, und nach vielen Kurtzweilen nebst einem Trinck-Gelde dimittiret wird. Harpax machet sich drüber und eilet

eilet davon, giebt aber vorhero zu verstehen, daß er seinen Herrn verlassen, und in der Fremde sich mit seinem Gelde lustig machen wolle, indem er fortgehet, wird gesungen: Es machet Ihm Flügel, etc. Indem nun Harpax etliche Schritte fort ist, stossen 2. Strassen-Räuber auf ihn, welche ihn nach einigen Fragen niederschmeissen, das Geld nehmen, und ihn halb todt schlagen, und die Händ binden, den Mund zustopffen, und das Geld theilen. Inwendig läst sich abermahl hören: Es machet ihm Flügel ꝛc. Die 2. Räuber sind kaum fort, werden sie von einigen ausgeschickten Soldaten attrapiret, und, als verdächtig, zu gefängl. Hafft gebracht, darauf wird diese Scene mit dem vorigen: Es machet ihm Flügel etc. geschlossen.)

Lib. III. Prof. I.

# Actus V. Scena 2.

BOETH.

O! himmlische Musique! O! angenehme Trösterin. Wie kanst du doch die betrübten und niedergeschlagenen Gemüther erquicken und aufrichten, theils durch den Nachdrück deiner herrlichen Tugend-Sprüche, theils durch die Holdseeligkeit deiner Rede und lieblichen Vorstellungen. Mich hast du in Wahrheit schon so gestärcket, daß ich mich vor capable halte, die Unglücks-Streiche tapffer auf zu nehmen. Derohalben habe ich vor denen Artzney-Mitteln, welche du kurtz vorhero etwas starck und hefftig nanntest, nicht allein keinen Degoust und Widerwillen mehr, sondern ich bin vielmehr sehr begierig, mir dieselbe zu appliciren. Gieb nur

her, sage her, meine werthe Mutter, was hast du weiter an mir zu erinnern und zu curiren?

PHILOS.

Dieses habe ich schon an dir gemercket, als ich sahe, daß du stillschweigend und aufmercksam meine Rede anhöretest, und diese deine Gemüths-Beschaffenheit habe ich längst vermuthet, oder, wenn ich recht sagen soll, ich habe dir diesen Sinn selbst inspiriret und eingegeben. Was nun von meinen Artzney-Mitteln noch übrig und zurücke ist, das ist freylich so beschaffen, daß, wenn mans anfänglich kostet, so beissets und ist herbe, wenn es aber recht gebraucht und hinunter geschlucket ist, so wird es süsse und angenehm. Bist du aber ietzo so begierig mir zuzuhören, o! wie würdest du vor Begierde brennen mir zu folgen, wenn du genau erkennest, wo ich dich hinzubringen gedächte?

BOETH.

Wo wilt du mich denn hinführen, allertheureste Philosophie?

PHILOS.

Zur wahren Glückseeligkeit will ich dich führen, mein trautester Boëthius. Wovon dein Geist gleichsam träumet, und nur von ferne was empfindet. Denn, weil dein Gesicht nur auf äuserliche Bilder erpicht ist, so kanst du ihr wahres Wesen nicht recht ansehen.

BOETHIUS.

Ey Lieber, mache doch fort, und zeige mir ohn Verweilen, die wahre Glückseeligkeit, was und wer sie sey?

PHI-

PHIL.

Ich will dir das zu Gefallen gerne thun, aber erst dasjenige beschreiben, welches dir bekannter ist, und worinnen die meisten die wahre Glückseeligkeit aber vergeblich suchen, damit, wenn dieses recht begriffen, du hernach, auf das Gegentheil deine Gemüths-Augen richtende, die entgegen gesetzte wahre Glückseeligkeit gegen jene falsche desto besser erkennen und distinguiren mögest.

Wer seinen Acker will mit guter Frucht besäen, Lib. 3. Metr. 1.
Muß erst den Unkrauts-Wust
Mit Fleiß und Schweiß offt auszutilgen gehen,
Denn wächst das edle Korn mit Lust.
Dem Munde schmeckt der Bienen Frucht,
Der erst die Wermuth hat versucht.
Nach Sturm und Wellen
Pflegt Titan dieses Rund am schönsten zu erhellen,
Und steigt sein Rosen-Licht
Nicht mit noch grössrer Lust empor,
Wenns durch die Nacht der schwartzen Lüffte bricht?
Drum soll dich der Genuß der wahren Güter laben,
Must du zuvor
Den falschen Schein erkannt und weggeworffen haben.

BOETH.

Fahre nur fort in deiner Weißheits-vollen Rede, ich bin attent zu zuhören.

PHIL.

Alle Sorge und Bemühungen der Sterblichen gehen zwar auf unterschiedenen Wegen, aber alle nach einem Zwecke, nemlich: sie wollen gerne glückseelig seyn. Die Glückseeligkeit aber ist ein solches

Gut, welches, wenn es iemand erlanget, ihn vollkommen sättiget und vergnügt, das er weiter nichts begehret. Dieses ist das so genannte summum bonum oder das höchste Gut, welches alle andere Güter in sich begreifft, und wenn eines davon fehlete, so könte es das höchste Gut nicht seyn, weil noch etwas ausser ihm wäre, darnach man verlangen und seuffzen könte. Hieraus erhellet nu, daß die Glückseeligkeit ein solcher Zustand sey, welcher, weil er alle Güter in sich fasset, vollkommen ist. Nach diesen Zustand wollen alle Menschen aber auf unterschiedenen Wegen gelangen; Denn es ist denen menschlichen Gemüthern von Natur eine Begierde nach der wahren Glückseeligkeit eingepflantzet, obwohl der, aus einer allgemeinen Corruption herrührende Irrthum, nur mehrentheils zu einer falschen Glückseeligkeit abführet. Einige unter denen Menschen halten diß vor das höchste Gut, wenn man gar nichts bedürffe, derohalben bemühen sie sich Uberfluß und Reichthum zu erlangen. Andere nennen dasjenige, was Würde und Hoheit heist, das höchste Gut, darum suchen sie durch Erlangung grosser Ehren-Chargen bey ihren Bürgern Ehr-Furcht und Respect zu haben: Insonderheit giebts welche, die das höchste Gut in der höchsten Gewalt setzen, und wollen entweder selbst über andere herrschen, oder denen, so da herrschen, die nechsten seyn, und ihnen anhängen: Die aber Ruhm und Ehre nur vor das beste halten, die bearbeiten sich durch Krieges- und Friedens-Künste und grosse Meriten einen unsterblichen Nachruhm zu erwerben. Die meisten aber beurtheilen das höchste Gut nach dem Maaß der Lust und

Frö-

Frölichkeit, und halten es vor das glückseeligste, gleichsam in lauter Wollust zu zerfliessen. Es fehlet ferner nicht an Leuten, die die Gräntzen dieser Güter und deren Ursachen mit einander verwechseln: indem einige den Reichthum nur wegen der Gewalt und Wollust suchen, andere suchen die Gewalt, um die Wollust und grossen Nahmen dadurch zu erhaschen. Hirinn und in dergleichen Dingen mehr bestehet die Intention und Absicht aller menschlichen Verrichtungen und Wünsche, wie denn z. E. der Adel und die Gunst des Volcks deswegen gesucht wird, weil es scheint, als wenn man dadurch berühmet werden könne. Weib und Kinder will man haben, weil man Lust und Plaisir darinnen vermuthet. Freunde aber, welches eine Gattung der allertheuresten und edlesten Güter, werden nicht unter die Glücks- sondern Tugend-Güter gerechnet.

Alles übrige wird entweder wegen der Gewalt, oder wegen der Wollust angenommen. Was auch die Leibes-Güter betrifft, so muß man sie freylich auch zu den vorigen rechnen. Denn die Stärcke und Grösse des Leibes scheinet ie eines Menschen Macht und Ansehen zu befördern. Die Schönheit und Hurtigkeit macht einen berühmt und beliebt. Die Gesundheit erwecket und erhält die Wollust, und in diesen Dingen allen suchet und setzet man, bekannter massen, allein sein Wohl und Glückseeligkeit. gestalt denn, was ein jeder vor andern suchet und haben will, das hält er vor das höchste Gut. Aber wir haben oben das höchste Gut so beschrieben, daß es eine wahre Glückseeligkeit sey, oder den Menschen glückseelig mache. Drum hält

auch ein jeder den Zustand vor seelig, den er vor andern begehret. Und du hast also die Gestalt und Arten aller menschl. Glückseeligkeit deutl. vernommen, u. kanst sie gleichsam vor Augen sehen, nemlich: Reichthum, Ehre, Gewalt, Ruhm, Wollust, welche Dinge, indem sie der Epicurus allein und a part betrachtet, so hat er dem zu folge davor gehalten, die Wollust sey unter allen andern das höchste Gut, weil die übrigen allzusammen dem menschlichen Gemüthe eine Lust und Annehmlichkeit zu wege zu bringen scheinen. Aber ich wende mich wieder auf die Verrichtung der Menschen, und auf ihre Beflissenheit, darinn insgemein ihr Tichten und Trachten beschäftiget ist. Das menschliche Gemüthe siehet sich zwar wieder nach dem höchsten Gute um, und trifft es auch einger massen gleichsam als einen verlohrnen Schatz wieder an, wiewohl das Gedächtniß gantz verfinstert ist, und es also ein trunckener nicht weiß, wie es sich wieder nach Hause finden soll. Doch irren diejenigen denn gantz und gar/ welche sich bemühen, daß ihnen niemahlen was fehle, und also diß vors höchste Gut halten? Es ist ja gewiß nichts anders, das so gut eine Glückseeligkeit zuwege bringen könte, als ein solcher Zustand, da man alles vollauf hat, da man nichts bedarf, sondern in sich selber, und mit sich selber vergnügt und zufrieden sey. Irren ferner diejenigen, welche davor halten, daß dasjenige, welches das beste ist, auch mit der grösten Reverence und Ehrerbietung müsse venerirt werden? Keinesweges. Denn das ist ja gewis nichts geringes und Verachtungs-würdiges, wornach aller Sterblichen Absicht und Bemühung gerichtet ist.

Soll

Soll man die Gewalt nicht mit unter das Gute rechnen? wie denn? Das soll man gewiß für Schmach und unkräfftig schätzen, welches bekannter massen alle andere Dinge übertrifft?

Ist denn eine grosse Renommeè vor nichts zu achten? Man kan ja nicht läugnen, daß alles/was sehr vortrefflich ist, auch zugleich müsse Ruhm- und Ehren-würdig scheinen.

Daß auch die Glückseeligkeit keiner Beängstigung, Traurigkeit, Schmertz und Verdrießlichkeiten unterworffen sey, ist wohl nicht nöthig zu sagen, allermassen man auch in denen geringsten Dingen dasjenige pfleget zu suchen, welches einen, wenn mans hat und geniesset, ergötzen kan. Das sind nun aber diejenigen Dinge, welche die Menschen gerne erlangen wollen, und deswegen trachten sie nach Reichthum, Dignitäten, Herrschafften, Ruhm und Wollüsten, weil sie meinen, daß sie mit denenselben zugleich Vergnügsamkeit, Ehrerbietigkeit, Gewalt und Renommeè und bey andern, Freude u. Ergötzen mit überkomen werden. So ist den das Bonum, oder Gute, ihnen dasjenige, was sie durch so mancherl. Mühe und Beflissenheit suchen und erlangen wollen? wie kräfftig aber die Natur hirinnen würcke, kan leicht gewiesen werden, daß die Menschen ob sie zwar unterschiedener u. offt widriger Meynung sind, doch dariñen alle übereinstimen, daß sie das gute zum End-Zwecke erwehlen.

Wie mächtig die Natur in ihrem Triebe sey, lib 3.
Wie sie den Circul-Lauf beständiglich verwalte metr.
Und alles durch ihr Band gar steiff und fest erhalte, 2.
Bringt mein Poëten-Geist in diesen Reimen bey.

Obgleich die Grimmigkeit der Africanschen Löwen
Schier ausgerottet scheint: Sie tragen Kett und Band:
Sie nehmen Speiß und Tranck, aus eines Menschen Hand,
Und scheinen vor der Peitsch des Meisters Flugs zu beben.
Doch, wenn ein heisses Blut den grimmen Rachen färbt,
So komt die alte Wuth im vollen Eyfer wieder.
Sie reissen Kett und Band, und brechen Hals und Glieder,
Dem, der sie kurtz zuvor der Wildheit schier enterbt.
Den Vogel, der so schön auf Bäum und Aesten singet,
Sperrt man durch List und Kunst, in einen Kefig ein.
Da muß an Speiß und Tranck kein einziger Mangel seyn,
So, daß er gantz gewohnt, bald auf bald nieder springet,
Doch wird er ohngefehr, der Büsche grün gewahr,
So tritt er Speiß und Tranck mit seinen flüchtigen Füssen,
Nichts als die freye Lufft kan seinen Zwang versüssen,
Er winselt nur dahin, wo er vor diesem war!
Gesetzt du kanst mit Macht die schlancke Ruthe beugen,
Die sonst den Gipffel hoch und in die Lüffte schwang.
Zeuch nur die Hand zurück, die sie so kräfftig zwang,
So wird sie wieder gleich hin nach den Himmel steigen.
Es senckt sich Phoebus zwar am Abend in das Meer,
Doch ein verborgner Lauff bringt ihn des Morgens wieder.

Er

Er gehet wieder auf, gieng er zuvor schon nieder,
So bleibet die Natur nie ihrer Würckung leer.
Ein jedes gehet hin, wo es ist hergekommen,
Ein jedes hält den Lauf, den es erst angenommen,
Die Ordnung trifft noch stets bey allen Dingen ein,
Das Ende muß also gleich wie der Uhrsprung seyn.

## Libr. III. Prof. 3.

Und auch, ihr irrdischen Menschen, ob ihr gleich gering und von schlechten Wesen seyd, sehet euch doch wie wohl nur gleichsam im Traume nach eurem Ursprunge um, und erblicket, wie wohl nicht deutlich genug, sondern nur durch eine unvollkommene Betrachtung, diesen Endzweck eurer Glückseeligkeit. Dahero ziehet euch zwar eine gute Intention nach dem wahren Gute hin, aber die vielfältigen Fehler und Irrthümer, denen ihr unterworffen seyd, ziehen euch wieder davon ab. Denn erwege nur einmahl, ob die Menschen durch diejenigen Dinge die wahre Glückseeligkeit in der That erlangen, durch welche sie sich dieselbe zu erlangen die Rechnung gemacht haben. Denn wenn Geld, Ehre und dergleichen mehr so was zu wege bringen könte, dem nichts von allen guten zu fehlen schiene, so wolte ich auch gestehen, daß etliche Menschen dadurch könten glücklich werden. Da sie das aber nicht können præstiren, was sie versprechen, und das meiste Gute noch dazu fehlet, ists denn nicht klar und am Tage, daß man in deren Besitzung nur einen falschen Schein der Glückseeligkeit antrifft? Ich frage vors erste dich selbst, der du vor kurtzer Zeit einer der reichsten wa-

rest! Hat dich denn nicht dann und wann bey deinem grösten Uberfluß und Reichthum einige Verdrießlichkeit, die etwa aus einem zugestossenen Unrecht herkame, beunruhiget?

BOETHIUS.

Ich kan mich nicht erinnern, daß ich iemahl so munter und so freyes Muths gewesen wäre, daß mich nicht etwas hätte sollen incommodiren.

PHILOSOPHIA.

Geschahe diß nicht darum, weil dir entweder was mangelte, das du gerne haben woltest, oder es war etwas verhanden, das du lieber hättest entübriget seyn wollen?

BOETHIUS.

a, so ist es.

PHILOS.

Jenes, nemlich was dir fehlte, Gegenwart verlangtest du, und dieses nemlich, was zugegen war, Abwesenheit und Entfernung suchtest du?

BOETH.

Ja, ich bekenne, so ists.

PHIL.

Aber, was ein jeder verlanget, das fehlet ihm ja?

BOETH.

Freylich, was einer haben will, das hat er noch nicht.

PHIL.

Wem aber noch was fehlet, oder wenn noch etwas ist, das einer nicht hat, so ist ja derselbe Mensch noch nicht mit sich selbst zu frieden, oder hat noch nicht satt.

BOE-

BOETH.

Nein, das ist er nicht, er hat noch nicht satt.

PHIL.

Du warest also noch nicht satt und vergnügt, da du vormahls viel Güter und Reichthum hattest?

BOETHIUS.

Ach! was wolte ich vergnügt und satt gewesen seyn?

PHILOS.

Also kunten dich ja deine Güter und Reichthum nicht in den Stand setzen, daß dir nichts mehr gefehlt, und du in dir selbst wärest vergnügt gewesen, und diese Vergnügung aber war es eben, welche sie zu versprechen schienen. Uber dem halte ich davor, daß man dieses ins besondere bey dem Gelde considiren müsse, daß es vor sich und in seiner Natur nichts habe, das dem, der es besitzet, nicht wider seinen Willen könte hinweg genommen werden.

BOETHIUS.

Ich gestehe es, es ist wahr.

PHILOS.

Warum woltest du es auch nicht gestehen, da es täglich sich zuträgt, daß immer ein Mächtiger dem Schwächern das Geld hinwegnimmt, und ihn drum bringt? Denn wo kommen sonst so viel Klagen im Gerichte vor, als weil immer einer sein Geld wieder haben will, das ihm der andere mit Gewalt oder List und unrechtmäßiger Weise soll entwendet haben?

BOETHIUS.

Ja, so ists.

PHIL.

So hat aber ein solcher nöthig von aussen einen Schutz zu suchen, dadurch er sein Geld beschützen und erhalten kan?

BOETHIUS.

Allerdings.

PHILOSOPHIA.

Er hätte aber einen eusserlichen Schutz nicht nöthig, wenn er kein Geld besässe, das er verliehren könte?

BOETH.

Daran ist nicht zu zweiffeln.

PHIL.

So kommt nun die Sache gantz verkehrt heraus, denn die Güter, die einen solten vergnügt und content machen, die machen vielmehr, daß man Mangel empfindet und fremdes Schutzes bedarff. Wie weit muß es aber kommen, und auf was weise kan denn diese Dürfftigkeit durch den Reichthum vertrieben werden? können etwa die Reichen nicht mehr hungern? durstet sie nicht mehr? Fühlen wohl die Glieder der Reichen keine Kälte und Winter mehr?

BOETHIUS.

Ey die Reichen haben doch was, damit sie den Hunger stillen, und den Durst und die Kälte vertreiben können.

PHILOSOPHIA.

Ja, so hat auf solche Weise zwar ein Reicher etwas, damit er seine Dürfftigkeit soulagiren und lindern, aber nicht gantz vertreiben kan. Denn wenn die Dürfftigkeit immer gleichsam das Maul aufsper-

sperret und etwas haben will, und also durch die Güter will erfüllet werden, so bleibt ja noch immer etwas, das da kan und will erfüllet und gesättiget werden, welche Ersättigung doch gleichwohl nimmermehr erfolget. Zugeschweige, daß die Natur wenig, der Geitz aber viel abfoderte, und ihm nichts gnug ist. Darum, wenn die Güter die Dürfftigkeit nicht vertreiben können, au contrair, wenn sie verursachen, daß man selbst ihrentwegen etwas bedarff, warum bildet ihr Menschen euch denn ein, daß sie die Vergnügung zu wege bringen können?

Fliest gleich das Gold mit Ströhmen zu: Metr. 3.
Laß Perlen und Rubinen prangen,
Laß Land und Bäum voll Früchte hängen,
Ein Geitzhalß hat doch keine Ruh.
Er sorgt, und quält sich immer ab
Und nimmt doch mit sich nichts ins Grab.

BOETHIUS.

Das wäre nur von Geld und Gut gesagt. Aber was deucht dir von hohen Chargen und Dignitäten, die machen doch, daß ein Mensch, der sie hat, von jederman respectiret und geehret werde? Pros. 4.

PHILOS.

Hat denn ein obrigkeitlich Amt die Krafft, daß es denen Gemüthern derjenigen, so es besitzen, die Tugend einpflantzen, und die Laster ausrotten kan? Nein, die Chargen und Aemter vertreiben in denen Besitzern die Gottlosigkeit nicht, sondern sie machen sie nur desto ansehnlicher und bekannter, dahero verdrüssets uns offt recht, daß sie die schlimsten Personen erlangen, und eben deswegen schilt der Catullus einen solchen Kerl, ob er gleich auf einen hohen

Ehren-Stuhle saß, vor einen ungestalten Kropff aus. Siehest du also, was vor eine grose Schande und Schimpff die Ehren-Aemter einem Gottlosen zu wege bringen? denn ihre Unwürdigkeit käme nicht an den Tag, wenn sie durch keine hohen Aemter bekandt würden.

Du selbst, hast du wohl durch so viele Gefahr und Verfolgung können bewogen werden, daß du mit dem Decorato wollest eine obrigkeitliche Charge gemeinschafftlich verwalten, weil du bey ihm ein scurrilisches, lasterhafftes und andre ehrliche Leute anzuschwärtzen geneigtes Gemüthe wahrnahmest? Den man kan ja diejenigen nicht wegen ihrer Ehren-Aemter vor ehrwürdig halten, welche wir selber der Aemter unwürdig schätzen. Aber wenn du iemanden sehest, welcher mit der wahren Weißheit begabet wäre, köntest du wohl von ihm sagen und dencken, daß er weder einiger Ehrerbietigkeit, nach derjenigen Weißheit, womit er begabet ist, nicht werth wäre? keines weges. Denn die Tugend hat ihre eigene Würde bey sich, welche sie demjenigen, mit welchem sie verbunden ist, also fort mittheilet, welches, weil es die äuserlichen und vom Volcke erlangten Ehren-Chargen nicht zuwege bringen können, so erhellet hieraus, daß sie keine eigene Schönheit der wahren Würde besitzen. Worbey dieses noch mehr in Acht zu nehmen, daß, wenn einer desto unansehnlicher und geringer ist, ie mehr er von vielen verachtet wird, die Ehren-Aemter einen Gottlosen nur mehr bekannter und bey vielen verächtlicher machen müssen, je weniger sie ihn ansehnlich und ehrwürdig machen können. Aber sie thun dieses nicht umsonst und

gleichsam ohngestrafft, sintemahl die Gottlosen ihre Ehren-Aemter mit gleicher Müntze bezahlen, indem sie dieselben durch ihr Unflath und Boßheit gleichsam dermassen beflecken und beschimpfen, daß niemand fast aus einem solchen Amte viel Wercks machet.

Und damit du erkennest, daß durch solche nichtige und Schatten-gleiche Chargen und Dignitäten die wahre Ehrfurcht und Hochachtbarkeit nicht zu wege gebracht werde, so sage mir, wenn einer, der schon offtmahls wäre zu Hause Bürgermeister gewesen, unter fremde Barbarische Völcker käme, würden ihn wohl die unwissenden Barbaren flugs veneriren? Wenn aber dieses eine, denen Dignitäten angebohrne Gabe wäre, so würden sie dieselbe nicht ablegen, unter was vor Völckern man auch wäre. Gleichwie das Feuer, es mag seyn, in welchem Lande es will, allezeit wärmet und helle machet. Weil aber denen Aemtern ihr Ansehen und Achtbarkeit nicht eine natürliche und eigene Krafft einflöst, sondern die betrügliche und falsche Meinung der Menschen beyleget, so verschwindet der Æstim, so bald sie bey solche Leute kommen, die dergleichen Dignitäten in ihren Gedancken vor nichts halten. Diß geschieht nun zwar bey auswärtigen Nationen, aber, wie stehts an den Orten, da diese Dignitäten gleichsam gebohren sind, und ihren Uhrsprung haben, bleiben sie da in steter Hochachtung? Ach nein. War nicht das Schultzen-Amt vormahls eine grosse und gewaltige Charge? Aber nun ist nur noch ein blosser Nahme und der Raths-Cämmerey eine beschwerliche Last. Wenn vormahls einer Provi-

ant-Verwalter war, und die Korn- und Vorraths-Cammern des Volcks besorgte, der wurde vor eine grosse Creatur gehalten. Aber, was ist itzo verächtlicher als dieses Amt? Denn, wenn wir kurtz zuvor gesagt haben, was keine eigne Zierde und Achtbarkeit an sich hat, das pflegt seinen Glantz und Ansehen, nach der Meinung und Wahn, derer, so damit umgehen, bald zu empfangen, bald zu verlieren. Wenn nun die so genanten Dignitäten einen Menschen nicht können venerable machen, wenn sie durch die Befleckung der gottlosen Besitzer gleichsam stinckend worden, wenn sie mit der Veränderung der Zeiten zu gläntzen aufhören, wenn sie nach der Beurtheilung der Völcker gering werden, was ist doch wohl schönes an ihnen, das man sie so hefftig begehren könne? Was können sie wohl andern von ihrer Herrlichkeit mittheilen?

Sitzt Nero gleich in seiner Götter-Pracht,
Metr. 4. Muß Purpur ihn und Diamante decken;
So wird er doch von jederman veracht,
Weil Grausamkeit und Geilheit ihn beflecken.
Der Unflath will den Seinen Chargen geben,
Doch bringen sie nur Schimpf bey jederman.
Wer will nun diß, als ein groß Glück erheben,
Das so ein Mensch, der nichts taugt, schrecken kan.

Libr. III. Prosa. 5.

Können ferner die Königreiche, oder der vertraute Umgang mit Königen einen Menschen mächtig und ansehnlich machen? Ja sie könnens wohl. Wenn nur der Könige eigene Glückseeligkeit ewig daurete? Aber das Alterthum ist voller Exempel, ja es fehlet auch daran nicht zu unserer Zeit, daß Könige

nige ihre Glückseeligkeit mit Elend und Jammer haben vertauschen müssen. O der wunderschönen Gewalt, die auch nicht capable ist, sich selbst zu erhalten! Wenn nun diese Gewalt über Königreiche die Uhrheberin und Quelle der Glückseeligkeit ist, so folget ja, daß, wo diese Macht aufhöret und nicht hinreichet, auch die Glückseeligkeit müsse vermindert, und hingegen ein Elend und unseeliger Zustand eingeführet werden. Aber, ob sich schon die menschlichen Herrschafften offt weit erstrecken, so müssen doch nothwendig noch viele Völcker übrig bleiben, wohin sich die Gewalt eines jeglichen Königes nicht erstrecket. An dem Orte aber, wo die glückseeligmachende Gewalt nicht hinreichet, da stellet sich gewiß eine Ohnmacht oder Schwachheit ein, die elend und unglückl. macht. Und auf solche Weise müssen nothwendig die Könige an den meisten Orte unglücklich seyn, weil sich ihre Gewalt an die wenigsten Oerter erstrecket. Drum hat jener Tyranne der die Gefahr seines Zustandes erfahren, die furchtsame Besitzung eines solchen Königreichs mit dem Schrecken abgebildet, welchen man haben würde, wenn einem ein spitziges und scharffes Schwerd an einem dünnen Faden über dem Haupte hienge. Was ist das nun aber vor eine Gewalt, welche die Stacheln und Spitzen der äuserlichen Furcht, und das heimliche Nagen der Sorgen und Bekümmernisse nicht abwenden und vermeiden kan? Ja sie, die Könige wolten gerne sicher leben, aber sie kennen nicht, und gleichwohl rühmen sie sich ihrer Macht und Gewalt, hältest du aber den vor gewaltig, welcher gerne was wolte, daß er nicht kan? Ist der mächtig, der an sei-

ner Seite einen Trabanten haben muß, der sich vor die, so er schrecken will, mehr fürchtet, dessen Gewalt in der Hand derjenigen beruhet/ die ihm dienen und aufwarten. Was soll ich aber von denen Mignons und vertrauten Freunden der Könige sagen, da die Könige selbst so ohnmächtig sind? Welche offt noch bey ihrer Herren Wohlstande, offt auch durch derselben Fall und Untergang, mit zu Fall und ins Elend gebracht werden! Der Nero hat seinen gewesenen Præceptorem den Senecam gezwungen, sich eine Todes-Art zu erwehlen. Der Antonius hat den Papinianum, der an seinem Hofe lang mächtig gewesen, endlich von denen Soldaten umbringen lassen.

Und zwar wolten sie beyde ihre Chargen gerne niederlegen, ja der Seneca offerirte auch dem Neroni seine Güter, und wolte sich gerne zur Ruhe begeben, aber die schwere Last ihrer Würde zog sie gleichsam mit Gewalt zu ihrem Ruin, und kunte also keiner von beyden das, was er wolte, erlangen. Was ist das nun vor eine Gewalt, die derjenige, so sie besitzet, selbst fürchten muß, und die einem weder Sicherheit schaffen kan, wenn man sie haben und besitzen will, noch auch ihrer loß werden kan, wenn man gleich gerne wolte.

Helffen einem etwa die Freunde was, die uns nicht die Tugend, sondern das blosse Glück zu wege gebracht? keines weges. Denn die uns das Glück zu Freunden gemacht, die macht uns das Unglück zu Feinden. Was ist aber wohl vor eine schädlichere Pest, oder, was kan einem mehr schaden, als einen heimlichen Feind haben, mit dem man als einem Freund umgehen muß?

Mensch

Mensch, wilt du mächtig heissen, Metr. 5.
So bändge deinen Sinn.
Gib nicht den Uppigkeiten
Den geilen Ziegel hin.
Muß man sich gleich von weiten
Zu dienen dir befleissen,
Liegt Indien und Thule schon
Gebückt vor deiner Hoheit Thron
Und du kanst nicht die schwartzen Sorgen zwingen,
Und den verzagten Muth zur Ruhe bringen,
So kanst du nichts, und wirst zu Spott und Hohn.

Libr. III. Prosa 6.

Der Ruhm, und der grosse Nahme, wie betrüglich und schändlich ist er offt? Dahero jener Tragoedien-Schreiber nicht unbillig ausruffet: O eitler Ruhm und schnöde Ehre, wie viel 1000. nichtswürdige und unnütze Menschen hast du schon groß und berühmt gemacht! Denn sehr viele haben einen grossen Nahmen bekommen, bloß aus der falschen Opinion und Einbildung des gemeinen Pöbels, aber was kan schändlichers, als diß, erdacht werden? Denn wer schändlich und ohne Verdienst hoch gepriesen wird, der muß sich seines eigenes Lobes schämen. Und gesetzt, daß auch das Lob durch die Meriten erworben wäre, was kan es doch dem Gemüthe eines rechtschaffenen weisen Mannes helffen, oder vor einen Trost geben, als welcher seine Glückseeligkeit, nicht nach denen gemeinen Reden und Geschnacke des Volcks, sondern nach der Warheit seines guten Gewissens abmisset, und beurtheilet? Wenn nun das so was schönes ist, seinen Nahmen ausgebreitet haben, so muß gewiß folgen, daß

Eurip. in Andromacha.

es was heßliches sey, wenn man solches nicht gethan hat. Da aber, wie ich oben schon gesagt habe, nothwendig viel Völcker seyn müssen, dahin eines einigen Menschen Ruhm nicht gelangen kan, so geschicht es, daß der, welchen du an deinem Ort vor Ruhm-würdig und herrlich hälst, nothwendig an dem andern Orten vor einen geringen und obscuren Menschen passiren muß. Hierbey halte ich die Gunst des gemeinen Volcks nicht einmahl werth, daß man daran gedencket, als welche weder aus Raison und Vernunfft herkommt, noch lang dauren kan. Wer siehet auch nicht, wie eitel und schnöde der Nahme des Adels sey? Denn siehet man auf dessen Ruhm, so ists ein fremder, den wir selbst nicht, sondern unsre Vorfahren erworben haben, sintemahl der Adel nichts anders zu seyn scheinet, als ein Lob, das von den Meriten unserer Eltern und Vorfahren herkommt. Wenn aber das Lob und Herausstreichung, so uns andere beylegen, uns berühmt machet, so müssen diejenigen nothwendig berühmt seyn, von denen man vieles lobt und preiset. Es macht dich aber eines andern Lob und Preiß nicht berühmt, wenn du selbst keines hast. Wenn ja was gutes an dem Adel ist, so halte ich davor, es sey dieses eintzige, das denen adelichen Personen eine Nothwendigkeit aufgeleget zu seyn scheinet, daß sie nicht dürffen von denen Fußtapffen ihrer Löbl. Vorfahren abweichen.

Metr. Aller Menschen Blut und Wesen
Fleust aus einer Quelle nur,
Und die süsse Lebens-Spur
Dadurch alles muß genesen,

Kommt

Kommt von einer Vaters Krafft
Der uns alles giebt und schafft.
Selbst der Sonnen lichtes Prangen
Und des Mondes helle Pracht,
Auch was in den Sternen lacht,
Hat hier seinen Glantz empfangen,
GOtt giebt allen Seelen-Witz
Und den edlen Leibes-Sitz.
Drum was pralt man mit Geschlechte
Und ziehts allen andern für?
Wenn die angebohrne Zier
Man nur nicht herunter brächte
Durch die Laster, die allein
Unsers Adels Schänder seyn.

Lib. III. Prof. 7.

Was soll ich aber von denen Wollüsten des Leibes sagen, welche, ehe man sie hat, viel Angst und Bekümmerniß machen, wenn man ihrer aber satt ist, folget Reue und Verdruß. Was pflegen doch dieselbe vor Kranckheiten und unerträgliche Schmertzen, gleichsam als eine Frucht und Belohnung der Schande, denen Leibern derjenigen zu wege zu bringen, die sie geniessen, und ich weiß in Wahrheit nicht, was die Ubung der Wollust vor Anmuth bey sich habe. Daß aber ihr Ausgang insgemein traurig sey, wird ein jeder leicht begreiffen, der sich nur seiner genossenē libidineuxen Händel erinnern will, und wenn diese Dinge einen glückseel. machen können, so mögen wir nur/ ohne Bedencken, das Vieh glückseelig nennen, als dessen eintzige Begierde auf die Erfüllung der leiblichen Schande und Geilheit erpicht ist.

Zwar wäre wol die Vergnügung, so man an einem lieben Ehgatten und Kindern hat, an sich honett gnug, aber es ist der Natur gar sehr gemäß und wahr, was jener, weiß nicht vor einer, gesagt, daß mancher an seinen Kindern die grösten Peiniger und Hencker angetroffen, und wie empfindlich der Zustand der Kinder einem Vater sey, und wie viel Sorgen er verursache, es mag ihnen gehen, wie es will, habe ich nicht nöthig, dich viel zu erinnern, weil du es theils selber erfahren hast, theils noch itzo dieserwegen in Angst und Bekümmerniß steckest. Ich halte es in diesem Stücke mit meinem Euripide, welcher sagt, daß einer, der keine Kinder habe, eben durch dieses Unglück glücklich sey.

Metr. 7.

Diß ist der Wollust Art,
Sie spielt mit scharffen Spitzen,
Und nach dem Honig-Schwitzen
Verwundet sie die Hertzen allzuhart.
Diß ist der Wollust Art.

Libr. III. Prof. 8.

Ist also kein Zweiffel, daß die Wollust und der Reichthum samt der Hoheit lauter Irrwege seyn, dem, der nach der wahren Glückseeligkeit eilet, und daß sie den Menschen dahin nicht führen können, da sie doch hinzuführen versprechen. Ich will dir aber kürtzlich zeigen, mit was vor Ubel und Elende sie verwickelt seyn.

Denn meynest du etwa viel Geld zusammen zubringen? Ey so must du es ja deme rauben, der es hat. Wilt du gerne in hohen Chargen prangen? so must du dem erst zu Fusse fallen, der dir sie geben kan, und indem du andern an Ehre vorgehen wilt, so

so must du dich durch die Bassese und Niedrigkeit im bitten prostituiren und verächtlich machen. Verlangest du Gewalt? Ey du wirst vielen gefährlichen Nachstellungen unterworffen seyn. Trachtest du nach Ehren? Aber wenn du so hohe und ehrsüchtige Gedancken im Kopffe hast, wirst du unruhig und nicht ausser Gefahr seyn. Wünschest du dir ein wollüstiges Leben? Ey wer wolte doch die Sclaverey eines so geringen und schnöden Dinges, nehmlich des Leibes, æstimiren. Diejenigen, die sich wegen der Güter und Gaben des Leibes etwas düncken lassen, ach! auf was vor ein zerbrechlich Gut verlassen sie sich? Denn könt ihr Menschen wohl an Grösse die Elephanten, an Stärcke die Ochsen, und an Geschwindigkeit die Tyger übertreffen? Nein, hierinn übertreffen diese Bestien euch. Beschauet doch die Weite, Grösse, Vestigkeit und Geschwindigkeit des Himmels, und höret auf, euch über so geringe Dinge zu verwundern. Wiewohl der Himmel nicht so wohl wegen dieser angeführten Stücke, als vielmehr wegen der klugen und accuraten Ordnung, womit er regiret wird, zu bewundern ist. Denn die äuserliche Schönheit und Gestalt desselben ist unbeständig, hinfällig, und flüchtiger als die Frühlings-Blumen. Und wenn die Menschen/ wie Aristoteles sagt, Luchs-Augen hätten, und mit ihrem Gesicht alle Objecta durchdringen könten, würden sie nicht, wenn sie das Eingeweide eines Menschen beschaueten, den äuserlichen so schönen Leib, als etwa der Alcibiades mag gehabt haben, vor etwas heßliches ansehen? Derohalben, daß du so schön zu seyn scheinest, kömt nicht daher, als wenn du

es in der That wärest, sondern weil die, so dich anschauen, so schwache Augen haben. Allein, æstimiret mir die Schönheit so hoch ihr wollet, das müsset ihr zum wenigsten gestehen, daß ein drey-tägiges Fieber alles, was so admirable vorkömmt, auf einmahl destruiren und verderben kan. Woraus man endlich überhaupt den Schluß machen kan, daß diejenigen Dinge, die das Gute, so sie versprechen, nicht leisten können, und (nemlich sie haben ja nicht alles gutes in sich) unvollkommen sind, weder zur wahren Glückseeligkeit den Weg weisen, noch für sich selbst iemanden recht glückseelig machen können.

Metr. 8.

Ihr armen Menschen ihr, wie habt ihr euch verwirret?
Wo führt der Unverstand euch hin?
Hat wohl ein kluger Geist sich iemahls so verirret,
Daß er aus gantz verkehrten Sinn
Gold auf den Bäumen sucht, und Perlen an den Reben?
Wer spricht, der Fische-Schaar soll auf den Bergen schweben?
Wer Haasen jagen will, stelt der in wilden Wellen
Sein Jäger-Garn und Netze auf?
O nein, da wird niemand ein einzig Wildpret fällen,
Man lässet der Natur den Lauff.
Und weiß wohl, was in tieffen Wassern stecket,
Wo Edelsteine sind, wo Fisch und Muschel hecket.
Doch wo das höchste Gut, das ieder wünscht zu finden,
Das wüst ihr armen Menschen nicht,
Ihr sucht es in der Welt und in den tieffsten Gründen,

Da

Das doch der Himmel nur verspricht.
Ihr Blinden! möcht ihr doch den eitlen Durst einst stillen,
Und mit dem wahren Gut die edlen Seelen füllen.

Lib. III. Prosa 9.

Dieses mag genug gesagt seyn, von dem falschen Schein der betrüglichen Glückseeligkeit, und wenn du dieselbe deutlich genug begreiffest, so erfordert die Ordnung nun auch zu zeigen, welches die wahre Glückseeligkeit sey.

BOETHIUS.

Ja, ich sehe wohl, daß weder die Reichthümer allezeit Vergnügung, nach die grossen Herrschafften allezeit Gewalt, noch die Chargen die gebührende Ehrerbietigkeit, noch der Ruhm einen rechtschaffenen Æstim, noch die Wollüste eine wahre Freude nach sich ziehen, und bey sich haben.

PHILOS.

Aber begreiffest du auch wohl die Ursachen, warum es sich also verhält?

BOETH.

Mir deucht, ich sehe dieselbe ein wenig, und gleichsam durch einen Ritz, aber ich wolte es gerne deutlicher von dir verstehen.

PHILOSOPHIA.

Ey, die Ursachen sind sehr bekannt und leicht anzuführen. Denn was von Natur einfach und unzertheilt ist, oder was billig immer solte beysammen seyn, das sondert der menschliche Irrthum von einander, und machet also, daß dasjenige, was wahrhafftig und vollkommen ist, falsch und unvollkommen

men werde. Meynest du denn, daß das, was gar nichts bedarff, Gewalt nöthig habe?

BOETHIUS.

Keines weges.

PHIL.

Du sagest zwar recht, denn so etwas in einem gewissen Stücke gar wenig Krafft hat, das hat nur eines fremden Beystandes nöthig.

BOETH.

Dem ist freylich also.

PHILOSOPHIA.

So ist demnach einerley, nichts bedürffen, und gewaltig seyn?

BOETHIUS.

Es scheinet so zu seyn.

PHIL.

Was nun also beschaffen ist, meynest du denn, daß es zu verachten, oder aller Ehrerbietigkeit würdig sey?

BOETHIUS.

Da hat man ja wohl nicht an zu zweiffeln, daß dieses nicht solte zu æstimiren seyn.

PHIL.

Wohlan, so gehören denn diese drey Dinge beysammen, nemlich: Genugsamkeit, Gewalt und Ehrerbietigkeit, und man muß diese drey vor eins halten?

BOETHIUS.

Die Wahrheit zu bekennen, man muß das freylich thun.

PHILOS.

Was meynest du aber, wenn man diese drey Din-

Dinge beysammen hätte, würde man dadurch obscur, oder berühmt werden? Aber bedencke dich wohl, daß du ja nicht etwas meynest, es mache nicht berühmt; da du doch zuvor schon gestanden hast, daß die Genügsamkeit, die Gewalt und die Ehrerbietigkeit beysammen wären, so muß ja nun der Ruhm nothwendig dabey seyn, sonst müste ja dem noch etwas fehlen, der doch genug hat.

BOETHIUS.

Ja, man muß freylich gestehen, daß auch der Ruhm hierbey nicht könne fehlen.

PHIL.

So folget denn daraus, daß der Ruhm, oder, wenn man berühmt ist, von den obigen drey Eigenschafften nicht unterschieden sey?

BOETH.

Ja, es folget.

PHIL.

Was nun keines andern Dinges bedarff, was alles durch seine eigene Kräffte ausrichten kan, was da berühmt macht, und Ehrerbietung zu wege bringet, muß einen dasselbe nicht auch lustig und frölich machen.

BOETH.

Je woher wolte denn einen solchen Menschen, der diese Dinge alle besitzt, eine Traurigkeit überschleichen? das könte ich in Wahrheit nicht dencken, sondern er muß allezeit voller Freuden seyn, so lange er nehmlich die obigen Stücke behält.

PHIL.

Ja, das folget auch dahero, weil die Genügsamkeit, Gewalt, Ruhm, Ehrerbietigkeit, Freu-

de

de und Lust, solche Dinge sind, die den Nahmen nach zwar unterschieden, in der That aber nothwendig einerley seyn.

BOETH.

Ja, das folget nothwendig.

PHIL.

So hat denn nun die verkehrte Art der Menschen dasjenige, was der Natur nach einfach und einerley ist, von einander gerissen, und indem sie eine Sache, die keine Theile hat, doch zu theilen sich unterstehet, so geschicht es, daß sie weder einen Theil, den man von den gantzen nicht absondern kan, noch die gantze Sache, die sie auf solche Weise nicht gantz verlanget, erlangen und besitzen kan.

BOETH.

Wie gehet das zu?

PHIL.

Wer gerne Reichthum haben will, derselbe, weil es ihm an nichts fehlet, bekümmert sich offt nicht um Gewalt und Macht. Er will lieber obscur und ohne Ruhm in der Welt seyn, ja beraubet sich auch mancher natürlichen und zugelassenen Lust, nur, damit er nichts anwenden, noch das Geld, welches er zusammen gescharret hat, verliehren dürffen. Aber auf solche Weise kan er sich ja nicht einmahl rühmen, daß er alles genug habe, da er doch es, durch die Begierde nach Reichthum, dahin zu bringen gedachte. Denn, wem alle Macht und Krafft verlässet, wen Verdruß und Traurigkeit plagt, wen seine Geringschätzigkeit verächtlich macht, und gleichsam in einem obscuren

Winckel steckt, der kan ja nicht sagen, daß er genug habe, und also reich sey. Wer aber alleine mächtig seyn will, dabey aber allen Reichthum zerstreuet, alle Lust und Vergnügung verachtet, auch alle Ehre, die keine Gewalt bey sich führet, gering schätzet, dem muß ja freylich, wie du siehest, noch vieles mangeln. Denn es geschicht bißweilen, daß ihm, was nöthig ist, fehlet, Angst und Betrübniß quälet, und da er diese Unlust nicht von sich treiben kan, so siehet man ja scheinbärlich, daß er auch keine Gewalt und Macht hat, die er zu haben prætendirte. Auf gleiche Weise kan man auch von den Ehren, Ruhm und Wollüsten urtheilen. Denn da ein jedes von diesen eben das ist, was das andere, so bekommt ein Mensch, der eines ohne das andere haben will, nicht einmahl dasjenige, was er sucht.

BOETH.

Wie so dann?

PHIL.

Wann jemand alles zugleich zu erlangen begehret, derselbe begehret zwar die allerhöchste Glückseligkeit; aber, wird er dieselbe wohl in solchen Dingen finden, von welchen wir bewiesen haben, daß sie dasjenige, was sie versprechen, in der That nicht conferiren.

BOETH.

Keines weges!

PHIL.

So muß man demnach die Glückseligkeit in demjenigen Dingen nicht suchen, welche nur eintzeln diß oder jenes Gut geben, oder zu wege bringen sollen.

BOEHT.

Das muß ich gestehen, und kan nichts wahrhafftigers gesagt werden.

PHIL.

Da hast du also und siehest, theils die eigentliche Beschaffenheit der falschen Glückseligkeit, theils deren Ursache; Lencke nun deine Augen auf das Gegentheil, so wirst du die wahre Glückseligkeit, welche ich dir zu zeigen versprochen habe, bald erkennen.

BOETH.

O die könte ja ein Blinder wohl sehen, denn die hast du mir kurtz zuvor gewiesen, da du mir die Ursachen der falschen Glückseligkeit zu entdecken suchtest. Denn das ist, wo ich nicht irre, die wahre und vollkommene Glückseligkeit, die einen Menschen völlig vergnüget, gewaltig, ehrwürdig, berühmt und frölich macht. Und damit du erkennest, daß ich recht inwendig gemercket habe, daß das die vollkommene Glückseligkeit sey, die auch nur eines von diesen (sind aber allezeit beysammen) in der That und wahrhafftig præstiren kan, so wisse, daß ich dieses ohne allen Zweiffel und Ungewißheit begreiffe.

PHIL.

Ach, wie glückselig bist du doch, mein lieber Sohn, in dieser Meynung, wann du nur dieses eintzige noch wirst gelernet und begriffen haben.

BOETH.

Was ist denn das?

PHIL.

Meynest du denn wohl, das etwas von allen die-

diesen sterblichen und verganglichen Dingen einen solchen Zustand (daß man nehmlich vergnügt, gewaltig, ehrwürdig und frölich sey) zu wege bringen könne.

BOETH

Das meyne ich gar nicht, und das hast du ja zuvor deutlich genug gezeiget.

PHIL.

Und so können denn die zeitlichen Dinge denen Menschen nur ein Schein-Bild der Glückseligkeit, nicht aber ein warhafftig Gut geben und mittheilen.

BOETH.

Ja, ich pflichte dir hierinnen bey, sie können es nicht thun..

PHIL.

Da du nun erkennet hast, welches die wahre und falsche Glückseligkeit sey, so ist noch übrig, daß du auch lernest, wie man die wahren Glückseligkeit erlangen könne.

BOETH.

Das ist es eben, worauff ich längst gewartet habe.

PHILOS.

Weil man aber, wie unser Plato in seinem Timæo haben will, auch in den geringsten Dingen den Göttlichen Beystand anruffen muß, was meynest du nicht, das wir thun müssen, damit wir würdig werden, den Sitz der höchsten Glückseligkeit zu finden.

BOETH.

Ich meyne, man müsse den Schöpffer aller

Dinge anruffen, denn wenn diß nicht geschicht, wird in keiner Sache ein gründlicher Anfang gemachet

PHIL.

Du hast recht. Laßt uns derohalben folgende Seufftzer gen Himmel schicken.

Met. 9. GOtt, dessen weise Hand das gantze Rund der Welt
Erschaffen, und noch stets in schönster Ordnung hält,
Der alles samt der Zeit beweget, reget, treibet,
Und doch selbst unbewegt und ohne Aendrung bleibet:
Daß du so wunderbar aus deiner Gottheit Macht
Das fliessend-dünne Zeug hast in ein Werck gebracht,
Dazu hat dich, O HErr, von aussen nichts beweget,
Nur deine Gütigkeit, die keine Mißgunst heget,
Und nach den Muster nun, das sich dort oben findet,
Ist alles eingericht, was Zeit und Ordnung bindet.
Du bist der Schöneste, und hast die schöne Pracht
Der Welt, aus deinem Witz und Bilde hergebracht,
Und wie du alles bist, und ein vollkommen Wesen,
So ist sie auch durch dich vollkommen und genesen.
Die Elementa sind so ordentlich gefast,
Daß alles wunderschön und recht zusamen past.
Die Kälte mischet sich gar artig mit den Flammen,
Das Trockne kömmt gar offt mit dem, was Naß, zusammen.

Seht,

Seht, wie das leichte Feur nicht gar zu hoch auf-
steigt,
Und auch der Erden-Last, nicht gar in Abgrund
weicht.
Du hast den edlen Geist, der alles hier beseelet,
Als in dreyfacher Krafft, mit Leib und Seel ver-
mählet,
Wie sichs zu jeden schickt. Und wenn er seinen
Lauff
Vollendet, nimmstu ihn zu dir einst wider auf.
Ja jede Seele kehrt, die grossen und die kleinen
Einst wieder in sich selbst, und muß vor dir erscheinen,
Die grossen fliehen hoch an dem gestirnten Plan,
Die kleinen zeigen sich auf niedrer Erden-Bahn,
Biß sie doch alle einst in dich zurücke gehen,
Und durch der Reingung-Feur erhöht und pran-
gend stehen.
Ach Vater! gib doch Krafft, daß sich mein armer
Geist
Aufschwinge, wenn er sich der Eitelkeit entreist.
Laß mich in deinem Licht die Segens-Qvelle finden,
Und meiner Seelen Aug an dich alleine binden.
Vertreib aus meiner Brust den eitlen Erden-
Dunst,
Und strahle starck hinein mit deiner Gottheit
Brunst.
Du bist allein die Ruh, der Himmel aller Fromen,
Wer sich mit dir vereint ist selig und vollkommen.
Dich dermahleins zu sehn ist aller Seelen Zweck,
O Anfang unsres Wohls, O Ende, Führer,
Weg.

Lib. III. Prof. 10.

Dieweil du nun gesehen hast, wie ein unvollkommen und vollkommen Gut beschaffen ist, so meyne ich, man müsse nun auch zeigen, worinnen die Vollkommenheit dieser Glückseligkeit bestehe. Da ich denn davor halte, man müsse zuerst das darbey untersuchen, ob auch ein dergleichen Gut, wie du kurtz zuvor beschrieben hast, in der gantzen Natur und unter den natürl. Sachen vorhanden und zu finden sey, damit wir nicht mit eitelen Einbildungen und Gedancken, da doch in der Wahrheit nichts darhinter ist, betrogen werden. Doch es kan nicht geleugnet werden, daß ein dergleichen Gut seyn müsse, und daß solches Gut ein Brunnen aller Güter sey, denn alles, was man unvollkommen nennet, das wird, wegen Ermangelung der Vollkommenheit, was unvollkommenes genennet, daher es denn kömmt, daß, wenn in allen Arten der Dinge etwas unvollkommenes zu seyn scheinet, auch nothwendig etwas vollkommenes seyn muß. Denn wenn nichts vollkommenes wäre, wo solte denn das unvollkommene seinen Ursprung her haben? Denn die Natur hat nicht von zerstümmelten oder unvollendeten Sachen ihren Anfang genommen, sondern sie hebet an von vollkommenen und gantzen Sachen, und zertheilet sich hernach in die letzten und unvollkommene Stückwercke und wenn nun, wie wir kurtz vorher gewiesen haben, eine unvollkommene Glückseligkeit eines zerbrechlichen Gutes zu finden, so kan man auch nicht zweifeln, es müsse auch eine feste, beständige und vollkommene Glückseligkeit seyn.

BOETH.

Dieser Schluß ist gewiß, feste und warhafftig.

PHIL.

Wo dieselbe aber wohne, das concipire dir so: Der gemeine Verstand aller Menschen begreifft und bemercket, daß GOtt, der Anfang aller Sachen, gut sey. Denn da man nichts ersinnen kan, das besser wäre als GOTT, so kan ja niemand zweiffeln, daß dasjenige gut sey, über welchem nichts bessers ist. Nun weiset aber die Vernunfft, daß GOtt also gut sey, daß sie auch zugleich darthut, daß das in GOtt sich befindende Gute, gantz vollkommen sey, Denn wenn Er nicht ein solch vollkommen Gut wäre, so würde er nicht der Anfang und Anfänger aller Dinge seyn können, denn es würde etwas vortrefflichers zu finden seyn, welches das vollkommene Gut besässe, weil dieses viel eher und älter wäre. Denn wir haben schon gesehen, daß alle vollkommene Sachen eher gewesen, als unvollkommene. Damit nun unsere Vernunfft nicht gantz in infinitum procedire, so muß man feste setzen, daß GOtt der Allerhöchste gantz voll sey des allerhöchsten und vollkommenen Gutes. Wir haben aber schon fest gesetzet, daß das allerhöchste Gut in einer wahren Glückseligkeit bestehe, welche denn also nothwendig bey GOtt muß anzutreffen seyn.

BOETH.

Das nehme ich an, und weiß nicht, ob diesen auf einige Weise zu widersprechen sey.

PHIL.

Aber siehe zu, wie fest und unumstößlich du be-

weisen könnest, daß der allerhöchste GOtt, wie wir gesagt, gantz voll sey des höchsten Gutes?

BOETH.

Wie kan ich das beweisen?

PHIL.

Damit du dir nicht einbildest, es hätte dieser Vater und Schöpffer aller Dinge das höchste Gut, dessen Fülle bey ihm gepriesen wird, entweder wo anders her empfangen, oder nur auf eine solche natürlicher Weise, als wenn GOtt, der es hat, und das Gute, das er hat, 2. unterschiedene Wesen wären; Denn wenn du meynest, er habe es wo anders her empfangen, so must du ja bedencken, es sey dasjenige, was etwas giebt, fürtrefflicher, als das, was etwas empfängt. Wir bekennen aber billig und recht, daß GOTT das allervortrefflichste Wesen sey. Wo er aber von Natur dasselbe Gute zwaor in sich hat, selbiges aber auf gewisse Weise von ihm unterschieden und etwas anders wäre, so kan man unmöglich ersinnen, wer diese beyden unterschiedlichen Sachen zusammen gefügt habe, dieweil wir ja von GOtt reden, als dem einigen Anfang aller Dinge. Endlich, was von einer Sache unterschieden ist, das ist ja nicht dasjenige, wovon es unterschieden und abgesondert ist. Was dannenhero von dem höchsten Gut seiner Natur nach abgesondert, und etwas anders ist, dasselbe ist nicht das höchste Gut. Welches man aber von GOtt gar nicht dencken darff, weil bekant, daß nichts vortrefflichers, als er sey. Denn es kan schlechter dinges keiner Sache, Natur oder Wesen seyn, als das, woher es entsprungen. Dahero ich

ich mit festem Grunde schliessen kan, daß dasjenige, was aller Dinge Anfang ist, auch seinem Wesen nach das höchste Gut seyn müsse.

BOETH.

Das ist gantz recht.

PHIL.

Nun ist schon zugegeben, das höchste Gut beste-he in der Glückseligkeit.

BOETH.

Ja.

PHIL.

So muß man auch nothwendig bekennen, GOtt sey selbst die Seligkeit.

BOETH.

Wie ich dem, was vorher zum Grund gesetzet, nicht widersprechen kan, also sehe ich auch wohl, daß dieses aus jenem richtig folget.

PHIL.

Siehe zu, ob nicht solches noch stärcker könne bewiesen werden, dieweil 2. höchste Güter, welche von einander unterschieden, nicht das höchste Gut seyn können. Denn es ist klar, daß von 2. unter-schiedlichen Gütern das eine dasjenige nicht sey, was das andere ist, derohalben kan keines von beyden vollkommen seyn, indem einem jeden dasjenige mangelt, was das andere ist, was aber nicht voll-kommen ist, dasselbe ist auch, wie bekannt, nicht das höchste Gut; derohalben können diejenigen Gü-ter keinesweges die höchsten Güter seyn, welche von-einander unterschieden seyn. Nun haben wir aber bewiesen, daß die Seeligkeit und GOTT das höchste Gut seyn. Dahero muß eben dasselbi-

ge die höchste Seligkeit seyn, was die höchste Gottheit ist.

BOETH.

Man kan keinen bessern Schluß machen, der so wahrhafftig, und so in der Vernunfft gegründet, oder zu GOttes Nahmen anständiger wäre.

PHIL.

Uber das will ich nach Art derer Geometrarum, die, wenn sie was voraus gesetzet und bewiesen, insgemein noch was draus ziehen und anhängen, welches sie ein Porisma nennen, dir auch noch ein Corollarium oder Anhang zugeben, denn, weil die Menschen durch Erlangung der Seligkeit glückselig werden, die Seeligkeit aber eben die Gottheit ist, so ists offenbar, daß die Menschen, durch Erlangung der Göttlichkeit, selig werden. Und eben aus diesem Grunde folget ferner nothwendig, daß, wie sie durch Erlangung der Gerechtigkeit gerecht, durch die Weißheit weise, also auch durch die Erlangung der Gottheit Götter werden, ist derohalben ein jeder Seliger ein GOtt. Zwar der Natur und Wesen nach ist nur einer, durch Mittheilung aber können wohl mehrere und viele seyn.

BOETH.

Ey! wie schön und köstlich ist diese Folge, du magst es ein Porisma oder ein Corollarium nennen.

PHIL.

Und es ist auch nichts schöners, als was ich aus vernünfftlichen Ursachen hier noch anhängen muß.

BOETH.

Was denn?

PHIL.

PHIL.

Weil es scheinet, die Glückseligkeit begreiffe vieles in sich. Machen denn dieselben Stücke alle gleichsam einen solchen Leib der Glückseligkeit aus, daß doch darinnen unterschiedene und mancherley Theile wären? Oder, ist eines unter denenselben, das die Glückseligkeit völlig an sich habe, und dahin die andern alle sich ziehen?

BOETH.

Ich wolte, daß du mir dieses durch Erzehlung und Benennung der Stücke etwas deutlicher machtest.

PHIL.

Halten wir nicht darvor, die Seligkeit sey das Gut.

BOETH.

Allerdings, und zwar das allerhöchste.

PHIL.

Thue noch hinzu, daß diese Vollkommenheit denen andern Stücken allen kan zugeschrieben werden. Denn eben diese Seligkeit ist die höchste Vergnügsamkeit und Reichthum, eben diese ist auch die höchste Macht, ein hohes Ansehn, ein berühmter Nahme, ja auch die Wollust wird vor eine Glückseligkeit oder höchstes Gut gehalten. Wie ist es nun? Sind alle diese Güter, nehmlich anugsamer Reichthum, Macht und andere Sachen gleichsam nur Glieder der Glückseligkeit? Oder werden sie zu dem einem Guten, als zu dem Gipffel, alle hin referiret.

BOETH.

Ich mercke nun schon, was du zu untersuchen

vorgiebest, aber ich möchte gerne hören, was du statuirest.

PHIL.

Du must den Unterschied dieser Sache so concipiren. Wenn alle diese erzehlten Sachen nur Glieder und Stücke der Seligkeit wären, so wären sie auch von einander unterschieden, und eins nicht, was das andere. Denn das ist die Eigenschafft und Natur der Theile, daß unterschiedene derselben ein Corpus ausmachen. Nun ist aber dieses schon gewiesen, daß alles dieses einerley sey. So sinds derohalben keine Stücke, sonst würde man dencken können, die Seligkeit könne nur von einem eintzigen Theil und Stück zusammen gesetzet werden, welches nicht seyn kan,

BOETH.

Dran ist zwar nicht zu zweiffeln, aber ich erwarte nun das übrige.

PHIL.

Es ist aber offenbar, daß alle besondere Stücke der Glückseligkeit allein auf das Gute ihr Absehen haben. Denn darum suchet man Reichthum, weil man es vor gut hält, deswegen strebet man nach Macht, weil sie ebensfals vor was gutes gehalten wird: Und eben so kan man gedencken von hohen Ansehen, berühmten Nahmen, von vergnügten und lustigen Leben. Also ist die Summa und Haupt-Ursache aller Sachen, die man begehren kan, das Gute, Denn was nichts in sich hält, das entweder in der Wahrheit gut, oder dem Guten gleich ist, das kan keineswegs gesuchet oder begehret werden; Hingegen wird auch nach solchen Sachen,

chen, die an sich selbst gar nicht gut seyn, wenn sie aber nur den Schein und das Ansehen eines guten haben, so wird darnach, als einem veritablen Gute, gestrebet. Dahero man denn billig davor halten muß, die Haupt-Uhrsache, warum man etwas begehren könne, sey das Gute. Dasjenige aber, um des willen etwas begehrt wird, verlanget man am meisten. Als wenn einer zur Gesundheit reiten wolle, der sucht nicht so sehr eine starcke Motion des Leibes, als eine Würckung zu seiner Gesundheit. Weil man nun alles des guten halben verlanget, so sucht ja iederman vielmehr das gute selbst, als die andern Sachen. Nun haben wir schon zugegeben, daß die Seeligkeit dasjenigen sey, warum alles andere gewünschet wird, so ist auch dasjenige, was man sucht, nur bloß die Seeligkeit, daraus denn deutlich erhellet, daß das Gute selbst und die Seeligkeit einerley Wesen habe und eine Sache sey.

BOETH.

Ich sehe nicht, warum man diesem widersprechen solte.

PHIL.

Nun haben wir aber bewiesen, GOtt und die Seeligkeit sey ein Wesen.

BOETH.

Ja.

PHIL.

So darf man denn auch sicher schliessen, daß auch GOttes Wesen selbst in dem guten, und nirgends anders worinnen bestehe.

Komt her, ihr gefangenen Seelen, Met. 10.

So

So die falsche Lust der Welt
Jämmerlich gebunden hält,
Last euch doch nicht länger quälen,
GOtt will von den Boßheits-Ketten,
Den geschwächten Geist erretten.

2

Seht, hier ist der sichre Hafen,
Hier ist eurer Seelen-Ruh,
Eilt nach dieser Freystadt zu,
Da sich müde Seelen laben,
Wenn sie von der Bruth der Erden
Offt und viel verfolget werden.

3.

Nichts kan Geist und Hertz erhellen,
Nicht des Tagus güldner Sand,
Noch des Hemus rother Strand.
Ja des Indus klare Wellen!
Der sonst Edelsteine sendet,
Hat uns nur noch mehr verblendet.

4.

Wer so schnöde Dinge suchet,
So die finstre Erde reicht
Und in ihren Grüfften zeugt,
Hat sein eigen Wohl verfluchet,
Und wird, weil er ihn gewogen,
Selbst mit in den Grund gezogen.

5.

Aber durch die schönen Strahlen/
Womit GOtt und Himmel prangt,
Hat die Seel ihr Heyl erlangt.
Wenn die unsern Geist bemahlen,

Kan

Kan man alles recht erkennen,
Und die Sonne finster nennen.

Lib. III. Prof. 11.

BOETH.

Ich pflichte diesem bey, denn es hänget alles mit sehr wohl gegründeten Uhrsachen an einander.

PHIL.

Wie hoch wirst du es schätzen, wenn du erkennen wirst, was denn dieses Gute selbst sey?

BOETH.

Uberaus und unendlich hoch, massen ich auch zugleich GOtt, der das Gute ist, werde erkeñen können.

PHIL.

Eben dieses will ich dir mit deutlicher und vernunfftmäßiger Wahrheit darzeigen, wenn du nur das feste behältest, was wir vorhero fest beschlossen und approbirt haben.

BOETH.

Es soll feste bey mir bleiben.

PHIL.

Hab ich nicht bewiesen, daß diejenigen Sachen, welche von vielen gesucht werden, darum die wahren und vollkommenen Güter nicht seyn, weil sie von einander unterschieden seyn, und (weil einem im̃er was mangelt, das das andere hat) so könne keines ein gantzes und vollkom̃enes Gut darstellen; Daß sie ferner alsdenn aber erst ein wahres Gut würden, wenn sie gleichsam in ein Wesen und in einen Effect gebracht würden, als was Reichthum wäre, eben dasselbe müste auch Macht, Ansehen, Ruhm und Wollust seyn. Wenn aber diese nicht allerdings eins und eine Sache wären, daß sie alsdenn nichts,

wa r-

warum man sie begehren oder suchen solte, an sich haben?

BOETHIUS.

Ja, es ist deutlich genug bewiesen, so, daß man nicht daran zweiffeln kan.

PHILOSOPHIA.

Wenn nun diejenigen Sachen, welche, wenn sie unterschieden, keines weges gut sind, wenn sie aber beginnen eines zu seyn, alsdenn erst gut werden; geschicht dasselbe nun, daß sie gut seyn, nicht vermittelst der erlangten Einigkeit, und daß dieselben eins worden?

BOETHIUS.

Es scheint so.

PHILOS.

Nun wirst du auch gestehen, daß alles, was gut ist, durch Theilhafftigkeit des guten, oder um des guten willen, gut sey, oder meinest du nicht so?

BOETH.

Freylich.

PHILOS.

So must du denn gestehen, daß eben dasselbe einzige auch zugleich das höchste Gut sey, oder daß das höchste Gut nur ein einziges sey, denn diejenigen Dinge haben einerley Substanz, deren Wirckung nicht unterschieden sondern einerley ist.

BOETHIUS.

Das kan ich nicht leugnen.

PHIL.

Weist du nun auch, daß ein iedes Ding so lange bleibe und subsistire, so lange es eines, oder in demselben einigen eingeschlossen ist, es vergehe aber wie-

wieder, und werde dissolviret so bald es aufhöret eins, oder das einige zu seyn.

BOETHIUS.

Wie geht das zu?

PHILOS.

Gleichwie bey denen Thieren, so lange Leib und Geist sich vereinigen und beysammen bleiben, so heist es ein Thier; Wenn aber diese Einigkeit, durch die Absonderung des einem von dem andern, aufgehoben wird, so höret auch das gantze Wesen auf, und kan kein Thier mehr seyn. Auch der menschliche Leib selber, so lang er in einer Form, durch die Verbindung derer Glieder, beysammen bleibet, so wird er vor einen menschlichen Leib angesehen und gehalten, wenn aber die Theile des Leibes von einander gesondert, und die Einigkeit derselben weggenommen wird, so höhret es auf zu seyn, was er gewesen. Und wenn du nun auf solche Weise die übrigen Dinge durchgehen wirst, so wirst du ohne Zweiffel finden, daß ein jedes Ding, so lange bestehe, so lange es eins ist, so bald sie aber aufhöhren eins zu seyn, so vergehen sie.

BOETH.

Wenn ich dergleichen Dinge mehr betrachte, so deucht mir, ich finde es nicht anders.

PHIL.

Ist denn nun wohl etwas, welches seinem natürlichen Triebe nach nicht gerne wolte subsistiren, sondern lieber verderben und untergehen?

BOETH.

Wann ich die Thiere betrachte, die eine natürliche Krafft haben, etwas zu wollen und nichts zu wollen

len, so finde ich kein eintziges, welches ohne äuserlichen Gezwang, freywillig sein Verderben und Untergang suchte, und allen Trieb, zu subsistiren, und in seinem Esse zu bleiben, gleichsam von sich geworffen hätte: Denn ein iedes bemühet sich ja sein Leben zu erhalten, und hingegen den Tod und sein Verderben zu vermeiden, aber was ich von den Kräntern, Bäumen und leblosen Creaturen dencken soll, weiß ich fast nicht.

PHIL.

O! hier hast du gar keine Ursache zu zweiffeln, denn wenn du die Kräuter und Bäume anschauest, so wirst du vors erste finden, daß sie insgemein an solchen Oertern wachsen, die mit ihrer Natur übereinkommen, und wo sie so leicht vertrocknen und verderben können; Maassen etliche auf denen Feldern, andere auf denen Bergen wachsen: Einige findet man an morästigen, einige an felßichten Oertern, noch andere kommen auch wohl in unfruchtbahren Sande herfür, und wenn man sie an einen andern contrairen Ort pflantzen will, verdorren sie, denn die Natur giebet einem ieden, was sich zu ihm schickt, und ein iedes bearbeitet sich, so lange es dauren kan, sich von dem Untergange loß zu würcken. Was soll ich davon sagen, daß sie gleichsam ihre Mäuler alle nach der Erde hängen, und mit ihren Wurtzeln die Nahrung daraus an sich ziehen, und durch den Safft und Marck, Stärcke und Rinden zeugen und beleben? Ja das aller subtileste, als das Marck, wird allezeit inwendig verwahret, das Auswendige aber wird durch die Härtigkeit des Holtzes bedecket. Die gantz äuserste Rinde

aber

aber muß gleichsam zum Schutz dienen, wieder die Incommodite der Lufft, als die sie auszuhalten capable ist. Ferner, welch einen Fleiß lässet die Natur nicht spüren, daß alles durch den vermehrten Saamen fortgepflantzet werde? Welches alles gleichsam Machinen sind, deren sie sich bedienet, nicht nur die Dinge auf eine Zeitlang, sondern überhaupt gleichsam auf ewig im Stande zu erhalten.

Auch diejenigen Dinge, die man vor lebloß und unbegeistert hält, haben sie nicht gleicher Weise einen Trieb und Begierde nach dem, was ihnen gleich kommt und gleichsam ihre ist? Warum zeucht denn die Leichtigkeit die Feuer-Flammen in die Höhe, und die Schwere druckt die Erden nieder? Deßwegen, weil sich der Ort und die Bewegung zu einen jeden von beyden am besten schicket. Weiter, was mit einem jeden am besten überein kommt und sich zu demselben schicket, das erhält auch dasselbe, gleichwie hingegen feindseelige und widerwärtige Dinge einander verderben. Was sehr hart ist, als die Steine, das hält fest an einander, und lässet sich nicht leicht trennen. Was aber weich und flüssig ist, als die Lufft und das Wasser, das weichet zwar gar leicht, wenn mans trennen will, es läufft aber auch geschwinde wieder zusammen, und will sich mit dem, wovon es abgerissen ist, wieder vereinigen. Das Feuer aber will sich durchaus nicht theilen und von einander schneiden lassen. Wiewohl ich itzo noch nicht von denen willkührigen Bewegungen einer Vernünfftigen Seele, sondern nur von dem natürlichen Triebe der Geschöpffe handele; Dergleichen ist, wenn wir ohne unsere Ge-

dancken und Intention die gegessene Speisen verdauen, und im Schlaffe Odem hohlen, denn die Liebe zu leben, und das Leben zu erhalten, kommt auch bey denen lebendigen Creaturen nicht einmahl her von dem Willen der Seelen/ sondern aus denen principiis der Natur. Denn offt geschichts, daß ein Mensch den Tod umfassen will, wovor sich doch die natürliche Regung entsetzet. Und hingegen demjenigen Triebe, wodurch wir von Natur Kinder zu zeugen geneigt sind, wird offt von dem Willen widerstanden, und derselbe gehemmet; und also komt diese Liebe, sich selbst zu propagiren und zu erhalten, nicht her aus einer vernünfftigen Bewegung der Seele, sondern aus einer natürlichen Neigung und Triebe. Denn es hat die göttliche Providence und Weißheit allen erschaffenen Dingen diese Intention und mächtigen Trieb eingepflantzet, daß sie alle natürlicher Weise so lange gerne in ihren Wesen bleiben wollen, als sie können. Derohalben hast du gar keine Ursache zu zweiffeln, daß nicht alle Dinge von Natur solten eine Begierde haben, in ihren Wesen zu bleiben, und den Untergang zu vermeiden.

BOETH.

Ich gestehe, daß ich dieses nun deutlich begreiffe, was mir so lange ungewiß vorkommen.

PHILOS.

Was aber in seinem Wesen zu bleiben begierig ist, das will auch gerne eines seyn. Denn wenn es nicht eines bleibt, so kan es auch in seinem Wesen nicht mehr bleiben.

BOETH.

BOETH.

Das ist wahr.

PHIL.

So wollen denn nun alle Dinge gerne eines seyn?

BOETH.

Das hab ich schon zugestanden.

PHIL.

Aber von diesem einigen habe ich schon bewiesen, daß es eben das rechte Gute sey.

BOETH.

Ja, das hast du gethan.

PHIL.

Alle Dinge aber streben nach dem rechten Guten, welches man so vorstellen kan, wenn man sagt, das ist eben das rechte Gute, wornach alles strebet.

BOETH.

Das ist allerdings die pure Wahrheit. Denn alle Dinge trachten entweder nach nichts gewisses, und haben keinen gewissen Zweck, dahin sie zielen, und schweben, als ohne einen gewissen Regierer, bald hie bald dorthin: Oder aber, wenn etwas ist, dahin sie alle ihre Absicht gerichtet haben, und wornach sie alle trachten, so muß dasselbe gewiß das höchste Gut unter allen Gütern seyn.

PHILOSOPHIA.

O mein lieber Sohn, wie sehr freue ich mich: Denn du hast nun den rechten Mittel-Punct der Wahrheit getroffen und deinem Gemüthe imprimiret. Und nun hier ist dir offenbahret, was du kurtz zuvor noch nicht begriffen kuntest.

BOETH.

Was ist das?

PHIL.

Welches der Entzweck und das Ziel aller Dinge wäre. Denn eben dasjenige ist es, wornach alles verlanget, und da wir erwiesen, daß dasselbe gut sey, so müssen wir gestehen, daß der Entzweck aller Dinge gut sey.

Metr. II.
Wer tiefsinnig forschen will um die Wahrheit aus zuspüren,
Daß ihn nicht ein Irrweg möge ziehen von der rechten Bahn.
Muß das innre Seelen-Licht in sich selbst zurücke führen,
Und der Sinnen enge Schrancken ziehen ein, so eng er kan.
Er muß wissen, daß der Geist alles in sich selbst besitzet,
Was man sonst von aussen suchet, und da sieht er in der That,
Besser, als wenn Phœbus hier mit geschwächten Strahlen blitzet,
Alles, was die Irrthums-Wolcke uns bißher verdecket hat.
Denn die grosse Leibes-Last, die den Geist vergeßlich machet,
Hat nicht völlig ausgelöschet aller Weißheit-Glantz und Licht.
Nein, der Saame regt sich noch, und ein kleines Füncklein wachet,
Welches durch den Wind der Lehre bald in hellre Flammen bricht.

Wer

Wer könt sonst so gründlich wohl, wenn man ihn was tieffes fraget,
Offt was wahr zur Antwort geben, weñ nicht noch der Weißheit-Spur
In der Seelen übrig wär, drum hat Plato recht gesaget:
Was man (lernet, weiß, das) lernt man nicht, man erinnert sich es nur.

BOETH.

Ich pflichte hierinne dem Platoni starck bey: Denn du erinnerst mich dieser Dinge schon zum zweyten mahl; Weil ich dieselbe erstlich wegen der Anklebung und Ansteckung der Leibes Last und hernach vor grosser Betrübniß gleichsam verlohren hatte.

PHILOS.

Wenn du auf das, was du oben schon gestanden, wilt und kanst zurücke sehen, so wird auch das nicht weit zurücke seyn, sondern du wirst dich dessen auch leicht erinnern können, was du nicht zu wissen meinest.

BOETH.

Was ist denn das?

PHIL.

Wie und wodurch die Welt regieret werde.

BOETHIUS.

Ich erinnere mich, daß ich hierinne meine Unwissenheit gestanden habe. Aber, ob ichs gleich nun weiß, so wolte ich doch wohl gerne, daß du es itzo etwas deutlicher ausführen möchtest.

PHIL.

Du hast kurtz zuvor ausser allen Zweiffel gesetzet, daß die Welt von GOtt regieret werde.

BOETH.

Das meine ich noch, und werde mein Lebtag nicht daran zweiffeln. Ich will auch kürtzlich sagen, welche Beweiß-Gründe mich solches zu glauben bewegen. Die Welt hätte aus so mancherley und widerwärtigen Theilen unmöglich können in eine Forme gebracht werden, wo nicht einer wäre, der unterschiedene Dinge vereinigte, und die so mancherley vereinigte Dinge würden durch ihre Diversität und Uneinigkeit leicht wieder getrennet werden, wo nicht einer wäre, der das, was er zusammen geknüpfet, auch fein erhielte. Die Natur würde ferner ihren so ordentlichen Lauff nicht behalten: Sie würde auch ihre Bewegungen nach so unterschieden Oertern, Zeiten, Kräfften, Raumen und Eigenschafften nicht verrichten können, wo nicht einer wäre, welcher als ein beständiges und unwandelbares Wesen, diese Veränderung und Abwechslung nicht dirigirte. Diesen nun, durch dessen Krafft die Geschöpffe erhalten und beweget werden, nenne ich mit dem gebräuchlichen Worte, GOtt.

PHIL.

Wenn du dieses also meinest und begreiffest, so werde ich nicht viel Mühe mehr haben, dich völlig wieder in deine alte Glückseeligkeit zu setzen und in dein rechtes Vaterland einzuführen. Aber laß uns das, was wir gesagt, etwas genauer betrachten. Haben wir nicht zur Glückseeligkeit mit gerechnet, daß einer alles genug habe, und daß GOtt die Glückseeligkeit sey?

BOETH.

Ja, das haben wir gethan.

PHIL.

So wird ja GOtt wohl, die Welt zu regieren, keine äuserlichen Mittel und Hülffe nöthig haben, denn wenn er die nöthig hätte, so hätte er nicht alles genug?

BOETH.

Das ist nothwendig eine klare Wahrheit.

PHIL.

So regieret denn GOtt alles durch sich selbst?

BOETH.

Das kan nicht geläugnet werden.

PHIL.

Nun ist ja auch bewiesen, daß GOtt das Gute selbst sey?

BOETH.

Deß erinnere ich mich wohl.

PHIL.

So regieret er denn alles durch das Gute, oder durch das, was gut ist, denn er regieret ja durch sich selbst, und dieses ist also das Steur und Ruder wodurch die Welt-Machine fest und unverderbt bleibt?

BOETH.

Hierinne stimme ich dir gar sehr bey, und ich habe schon vorher, wiewohl etwas schwach, gemuthmasset, daß du dieses sagen würdest.

PHIL.

Das glaube ich wohl, denn ich halte davor, du beginnest nunmehro deine Augen etwas munterer aufzu thun um die Wahrheit zu erkennen. Aber, was ich nun weiter sagen will dienet nicht weniger die Wahrheit genauer einzusehen.

BOETH.

Was ist denn das?

PHILOSOPHIA.

Wenn man billig glaubt, daß GOtt alles mit dem Steuer-Ruder der Gütigkeit regiere, und daß alles, wie ich oben gesagt, auf einen natürl. Trieb zu einem guten Entzweck ziele, kan man wohl zweifeln, daß alle Dinge mit ihrem guten Willen gleichsam so regieret werden, und sich nach dem Wincke und Willen ihres Regierers mit einer süssen Einigkeit richten?

BOETHIUS.

Nein, daran hat man nicht zu zweiffeln, und so muß es nothwendig seyn. Denn das Regiment schiene nicht glücklich zu seyn, wenn es nur ein Joch wäre, das niemand gerne trüge, und nicht eine Glückseeligkeit aller derer, so da gehorchten.

PHIL.

So ist denn nichts, daß, so ferne es dem Triebe der Natur folget, GOtte solte widerstreben.

BOETHIUS.

Nein, es ist nichts, das solches thäte.

PHIL.

Gesetzt auch, daß sich etwas unterstünde, GOtte zu widerstreben, würde es denn wohl was ausrichten, wider dem, welcher, indem er alle Glückseeligkeit besitzet, auch zugleich der allermächtigste seyn muß?

BOETHIUS.

Nein, es würde nichts ausrichten.

PHILOS.

So ist deñ nun nichts, welches GOtte, dem Höchsten Gute, wolte oder könte widerstreben? BOE-

BOETHIUS.

Ich glaube, es ist nichts, das dieses thue.

PHIL.

Und so ist eben diß das höchste Gut, welches alles so kräfftig und so liebreich beherrschet.

BOETH.

O wie ergötzen mich nicht nur deine vorgebrachten Beweißgründe sondern auch die Worte selbst, deren du dich bedienest, daß sich endlich die Thorheit, die so viel widerbellen wird, ihrer selbst schämen muß.

PHIL.

Du hast gehöret in denen Fabeln, daß die Riesen einmahl hätten den Himmel stürmen wollen. Aber die gütige und göttliche Tapfferkeit hat sie so abwiesen, wie sie es werth waren. Aber wilt du, daß wir diese Sache ein wenig disputiren und gegen einander halten, so wird aus diesem Streite vielleicht ein schönes Füncklein der Wahrheit heraus springen.

BOETHIUS.

Wie es dir beliebet.

PHIL.

Daß GOtt der Allmächtigste sey, daran wird niemand zweiffeln.

BOETH.

Wer Verstand hat, wird daran nicht zweiffeln.

PHIL.

Wer nun der allermächtigste ist, der wird alles können?

BOETH.

Freylich.

PHIL.

Kan denn GOtt auch nun das Böse thun/ wenn er alles kan?

BOETH.

Keines weges.

PHIL.

So ist ja das Böse nichts, da es der nicht kan, der doch alles kan?

BOETH.

Vexirest du mich, indem du so einen unauflößlichen Labyrinth derer Fragen und Vernunfft-Schlüsse machest, da du bald vorwerts, bald hinterwerts raisonirest? Oder stellest du den admirablen Kreiß oder Circel der Göttlichen Einfaltigkeit und Einigkeit vor? Denn da du zuvor von der Glückseligkeit zu reden anfiengest, so sagtest du, diß wäre die höchste Glückseligkeit, die in GOtt wäre; Und GOtt selbst wäre das höchste Gut, und alle Glückseligkeit wäre GOtt selbst. Und daraus folgete, daß nichts oder niemand glückselig wäre, der nicht zugleich mit GOtt wäre. Wiederum sagtest du, GOtt und die Glückseligkeit wären eines Wesens, und dieses eintzige wäre das höchste Gut, wornach die Natur allerdinges strebete. Du lehrtest auch, daß GOtt alle Dinge mit dem Scepter seiner Gütigkeit regierete, und alle Dinge gehorcheten Ihme willig und gerne, und nichts sey von Natur böse, und dieses bewiesest du nicht mit euserlichen sondern inwendigen Gründen, da immer eines aus dem andern von selbst folgete.

PHIL.

Nein, wir vexiren nicht, sondern wir haben eine

Sache

Sache ausgeführet, welche die allerwichtigste ist, durch Beystand GOttes, welchen ich lange deßwegen angeruffen habe. Denn das ist die Form des Göttlichen Wesens, daß es weder auf was ausser sich fält, noch in sich was euserliches annehme, sondern, wie der Parmenides spricht: Er bewege und trage die gleiche Last immer in ihren Circeln herumb.

Da wir nun die Vernunffts-Gründe nicht von aussen, sondern von der Beschaffenheit der Sache selbst hergenommen und betrachtet haben, so hast du dich nicht zu verwundern, da du von dem Platone gelernet hast, daß die Reden und Worte auch mit der Sache, davon man handelt, überein kommen, und derselben ähnlich seyn müssen.

Metr. 12.

1.

Glückselig! wer da kan
Die reine Lebens-Qvelle
Beständig klar und helle
Im Geiste schauen an.
Glückselig! wer vom Joch
Der Erden-Last entbunden
Die wahre Freyheit funden,
Und unverrückt geniesset noch.

2.

Hört, was dort Orpheus thut,
Als ein betrübtes Scheiden
Ihn hieß die Schöne meyden
In der sein Hertze ruht.
Er stimmt so kläglich an

Daß

Daß Baum und Wälder gehen,
Daß Wasser stille stehen,
Und seinen Lauff nicht halten kan.

3.

Da steht ein zartes Wild
Bey einem grimmigen Löwen,
Vor dem es sonst muß beben,
Wenn er von ferne brüllt:
Hier horcht er gantz entzückt.
Der Hund steht bey den Haasen.
Weil jenes grimme Rasen
Der Sayten süsser Thon bestrickt.

4.

Denckt, was Music ausricht:
Sie kan durch Felsen dringen,
Und wilde Thiere zwingen,
Jedoch den Meister nicht.
Des innerlicher Schmertz
Läst sich durch nichts verhindern,
Durch keinen Trost vermindern,
Er qvälet das betrübte Hertz.

5.

Er klagt den Himmel an,
Als dessen Strengigkeiten
Sich wie ein Feur ausbreiten,
Das niemand löschen kan.
Drum eilt er unterwerts,
Und will in Höllen-Gründen
Trost und Erbarmung finden,
Zu heilen seiner Seelen Schmertz.

6.

Hier weiß er seine Pein

So

So kläglich vorzustellen,
Und was Minervens Qvellen
Ihn vormahls flösten ein,
Das bringt er künstlich an.
Es zeigen auch die Thränen
Und Seuffzer-reiches Sehnen,
Was Wehmuth, Schmertz und Liebe kan.

7.

Es wurd die blasse Schaar,
Die Richter aller Seelen,
In dieser dustren Hölen
Erstaunet, daß so gar
Durch diesen süssen Klang
Der Höllen Hund beweget,
Die grimme Wuht ableget,
Und endlich schlummrend niedersanck.

8.

Die Furien, deren Amt
Sonst mit sich bringt, zu plagen
Die Bösen, und zu schlagen,
Die weinten allesamt.
Ein ungewohnter Trieb
Den keine wust zu nennen,
Begunnt ihr Hertz zu brennen,
Das Pein und Marter unterblieb.

9.

Man sah das Jammer-Rad
Des Ixions still stehen,
Und nicht herum sich drehen,
Der Durst, der Tantaln hat
So lange schon geplagt,
Stilt sich zusamt den Schmertzen,

Den

Den Tityus im Hertzen
Empfindt, wenn ihn der Geyer nagt.

10.

Und endlich brach der Schmertz
Dem sonst so strengen Meister
Der abgelebten Geister
Das itzt bewegte Hertz.
Er sprach: Es hat gesieget
Dein Wunder-süß Gethöne,
Nimm die geliebte Schöne
Nur wieder hin und sey vergnügt.

11.

Nur nimm diß wohl in Acht,
Wenn du wirst aufwerts steigen,
Um jener Welt zu zeigen,
Die du hast loß gemacht.
So sieh dich ja nicht um,
Sonst wird es dich gereuen,
Und jene trifft von neuen
Der vorge blasse Todes-Grimm.

12.

Jedoch, wer kan die Wuht
Der hefftgen Liebe zwingen,
Kein sagen und kein singen
Dämpfft ihrer Sehnsucht Gluth:
Der gute Orpheus sah
Mit einem Liebes-Blicke
Auf seinen Schatz zurücke,
Da war sie hin und nicht mehr da.

13.

Die Fabel geht auf euch,
Die ihr in jene Höhen

Des Himmels denckt zu gehen
Aus diesem Laster-Reich.
Wer seiner Seelen Aug
Bald wieder abwerts lencket,
Hat, was er liebt, versencket,
Zu des Verderbens Schlund und Rauch.

## Actus V. Scen. 3.

Casſiodorus, Arrog. Satyrique, Cajoleur.

CASSIODORUS.

Ich will nimmermehr hoffen, daß der Geck im Ernste auf so gefährliche Dinge verfallen soll.

CAIOL.

Ihro Excellence können versichert seyn, daß es nicht anders ist.

SATYR.

Er will durch des Königs Tod eine Crone auf sein Haupt bringen, weil sonst keiner in der gantzen Welt dessen so würdig, als er.

CASSIOD.

Aber, was hat ihn denn so erbittert auf den König gemacht, der ihm doch so grosse Gnade erwiesen?

CAIOL.

Er ist persuadiret, der König sey Ursache an seiner letzten Verirung und merckets, daß alles zu seiner Beschimpffung zielet.

SATYRIQUE.

In der That haben die Feinde des Königs bey ihm sollicitirt und guldene Berge versprochen, wenn er denselben könte unvermerckt aus dem Wege räumen.

CAS-

CASSIODORUS.

Sehet ihr Herren, Narren-Spiel will Raum haben, der König könte durch diesen Thoren leicht in die gröste Lebens-Gefahr gebracht werden, weil er ihm so sehr trauet und stets um sich hat, aber ihn, dergleichen Boßheit zu begehen, nicht capable hält.

CAIOLEUR.

Eben deßwegen haben wir unsere Schuldigkeit zu seyn erachtet, dieses verfluchte Dessein eines gefährlichen Narrens zu offenbahren.

SATYR.

Und erbieten uns zu allen getreuen Diensten, dieses Unglück zuverhüten.

CASSIOD.

Man muß es ie eher ie lieber dem Könige entdecken, und den Narren beym Kopffe nehmen und ins Toll-Hauß bringen lassen.

CAIOL.

Ihro Excellence vergeben mir, man könte die Gefahr durch eine Kurtzweile abwenden.

SATYR.

Und den tummen Teuffel in sein eigen Schwerdt lauffen lassen.

CASSIODORUS.

Wie soll ich das verstehen?

CAIOL.

Wir wollen uns stellen, als wenn wir ihm in seiner Entreprise hülffliche Hand reichen wolten.

SATYR.

Wir wollen Zeit, Ort und Art bestimmen, wie und wo er den König ermorden soll.

CAS-

CASSIODORUS.

Das muß behutsam tractiret und mit dem Könige abgeredet werden.

CAIOL.

Ich will ihm eine Pistole heimlich statt der Kugel mit Federn laden.

SATYR.

Wenn er meint den König tödlich zu treffen, so laufft die Sache auf ein Gelächter hinaus.

CASSIODORUS.

Wohl, ich gehe hin, dem Könige hiervon Part zu geben, die Hrn. fädeln die Sache so ein, daß der Thor ohne Gefahr entdecket und in seiner eigenen Narrheit gefangen werde. Adieu.

CAIOL.

Bruder, hier wird ein gut Trinckgeld zu verdienen seyn.

SATYR.

Seht, dort kömmt der Narr; wir wollen uns ein wenig verborgen halten.

(ARROGANTE kömmt mit Spanischen Schritten und gehet in tieffen Gedancken auf und nieder.)

ARROG.

Par bleu, wie geschwinde geht das Uhrwerck meiner Gedancken, und ie mehr es eilt, ie weniger kan ich zu einem gewissen Schluß kommen. O! wer in der Welt so hoch, so klug und so berühmt ist, der hat keine ruhige Stunden. Glückseeliger und auch Unglückseeliger Arrogante! du bist sehr hoch gestiegen, aber, aber, was soll ich thun? Wohin soll der Blitz meiner Resolution fallen? auf deß Königs

Haupt oder auf die nichts-würdigen Ministres? oder sollen beyde sterben? Doch, wenn ich den König erwürge, kan ich auch wohl bey einem andern Souverainen mehr Ehre und Gunst erlangen, als ich itzo habe? Aber, hat nicht der König bißweilen sein Plaisir mich zu vexiren? Mir deuchts. Ey da schlage Blitz und Pulver drein, wenn ich das wüste, so müste er sterben.

CAIOL.

Ihro Excell. vergeben uns, dero getreue Diener haben sie lange vergeblich gesuchet.

SATYR.

Und wir können gleichwohl keinen Augenblick ohn in ihren Diensten leben.

ARROG.

Legte doch wohl der Atlas, von der schweren Last ermüdet, dann und wann sein Haupt zur Ruhe, wenn er könte. Wie solte ich mir denn nicht auch einmahl in der stillen Einsamkeit meine Vergnügung suchen.

CAIOL.

Und eben deßwegen sind wir betrübt, daß wir unserm Staats-Atlanti in seiner Einsamkeit nicht können hülffliche Hand leisten.

ARROG.

Die Affaires, womit ich itzo chargiret bin, lassen sich nicht wohl andern vertrauen.

SATYR.

Wo ein treues Hertz und verschwiegener Mund ist, da kan man einem Diener auch wohl die grösten Heimlichkeiten vertrauen.

ARROG.

Es ist gefährlich.

CAIOL.

Wir sind bereit die Gefahr mit Ew. Excell. zu theilen.

SATYR.

Ich will mein Blut vor sie opffern.

CAIOL.

Diese Seele gehöret GOtt, und das Hertz samt allen Bluts-Tropffen Ew. Excell.

ARROG.

Ach ihr Kinder, ihr habt mich überwunden, ich kan euch nichts verheelen.

SATYR.

Verheelen uns Ihr. Excell. etwas aus Mißtrauen, so bringen wir uns aus Desperation ums Leben.

CAIOL.

Ich vermöchte in Ihre Disgrace und Subsçons nicht einen Augenblick zu leben.

ARROG.

Hört, ihr lieben Kinder, ich habe eine wichtige Sache für.

CAIOL.

Je wichtiger, desto rühmlicher.

SATYR.

Ein grosser Geist waget alles.

ARROG.

Der König soll von meinen Händen sterben.

CAIOL.

Glückseeliger Todt, der durch solche tapffere Hände vollbracht wird.

ARROG.

Und ich werde dadurch zum Vice-Roy in gantz Italien.

SATYR.

Was Vice, König müssen sie werden.

ARROG.

Aber, wie ist es anzufangen, daß dieser Mord heimlich geschehe?

CAIOL.

Da ist bald zu zukommen.

SATYRIQUE.

Wir wollen ihn attaquiren, wenn er gantz alleine im Garten spatzieren gehet.

SATYR.

Stech ich oder schieß ich ihn?

CAIOL.

Ein Stich ist mißlich und trifft nicht alsofort das Hertz.

ARROG.

So will ich ihn denn von hinten zu mit einer Pistole durch den Kopff schiessen.

CAIOL.

Hier ist eine unvergleichliche Pistole, die ich allezeit geladen bey mir trage, Ew. Excell. stecken sie unter ihren Rock.

SATYR.

So bald der Schuß geschehen ist, wollen wir uns durch die Buscade des Gartens retiriren, und das weite Feld suchen.

CAIOL.

Mir deucht, der König kommt dort von ferne her. Wir wollen uns verstecken, und wenns Noth ist, Ew. Excell. zu Hülffe kommen.

ARROG.

Ach das thut ja. Ich werde lauter Hertz, alles, was an mir ist, zittert.

THEOD

THEOD.

Siehe da! unser getreuer Arrogante sucht seinen Zeitvertreib auf einer angenehmen Promenade, wie wir sehen.

ARROG.

Dieses Divertissement hat der Himmel nicht nur Königen, sondern auch Königl. Gemüthern vergönnet.

THEOD.

So höre ich wohl, unser Arrogantes ist auf die Könige und deren Privilegien jaloux.

ARROG.

Wo die Königl. Tugenden fehlen, da wird der Königl. Nahme ein elendes Sceleton.

THEOD.

Das sind spitzige Vorstellungen.

ARROG.

Was spitzig ist, dringet durch.

THEOD.

Aber, wehe dem, der die Spitze der Könige fühlen muß.

ARROG.

Wehe dem Könige, der die Treue seiner Unterthanen mißbrauchet.

THEOD.

Sclave, was bedeuten diese Reden?

ARROG.

Sie zeigen an die beleidigte Tugend, die sich zur Rache rüstet. (Ziehet die Pistole hervor.)

THEOD.

Verwegener, du bist des Todes.

ARROG.

Falscher, du must sterben.

 (Schiest

(Schiest ihm mit der Pistole nach dem Kopffe, daß die Federn herum stieben.)

THEOD.

Verrätherey! Verrätherey! Trabanten! Diener! (Diese kommen augenblicklich.) Nehmet diesen verfluchten Menschen in Arrest, der sich so gröblich an der Königl. Maj. vergriffen.

ARROG.

Verfluchtes Instrument, verfluchte Hand, so diesen Fehl-Schuß verrichtet hatt.

THEOD.

Werffet diesen Treulosen in das tieffste Gefängniß, die grausamste Tortur soll ihm heraus pressen, wer dieser Verwegenheit Anstiffter, und die abscheulichste Todes-Art soll derselbe büssen.

ARROG.

Ein grosses Hertz kan nicht gebunden werden.

THEOD.

Wart, wir wollen dich klein genung machen.

(Gehet ab.)

(Die Trabanten machen sich über ihn, und weil er sich opponirt, wird er endlich, nach vielen Prostitutionen, fortgeschleppet.)

## Actus V. Scena 4.

Lib. IV. Prosa 1.

BOETH.

Was biß anhero, O du Vorgängerin und Führerin zum wahren Lichte, deine kluge Rede mir zuverstehen gegeben, hat mich, so wohl wegen der sonderbahren Gedancken recht göttlich, als auch wegen deinen Beweiß-Gründen unwidersprechlich

zu seyn, überzeuget, ja du hast eben dasselbe gesagt, welches, ob ich es schon neulich aus Schmertz des zugefügten Unrechts vergessen, dennoch vor diesem mir nicht gäntzlich unbekant gewesen. Aber dieses ist eben die gröste Ursache unserer Betrübniß, daß, da GOtt, als der gute Regierer aller Sachen, allenthalben gegenwärtig ist, dennoch das böse entweder nothwendig seyn, oder doch wenigstens ungestrafft hingehen könne, weshalben ich dich bitte, wie sehr wunderns-würdig dieses eintzige sey, genau zu überlegen, diesem aber wird noch ein grösseres beygefüget. Denn die Tugend wird nicht allein, wenn die Boßheit gleichsam herrschet und floriret, aller Belohnung beraubet, sondern auch so gar von denen lasterhafften Leuten gleichsam unter- und mit Füssen getreten, und als ein Laster bestrafft, daß nun ein solches in dem Reiche des allwissenden, allmächtigen, und das gute allein wollenden GOttes geschehe, vermag niemand genugsam zu admiriren, noch sich darüber gnug zu beklagen.

PHIL.

Es wäre auch gewiß, nach deiner Meynung, der Klugheit è Diametro entgegen, ja unter allen erschrecklichen Dingen fast das erschrecklichste, wenn gleichsam in eines solchen grossen Hauß-Vaters so wohl eingerichteten Hause, geringe Gefässe geehret, die köstlichen aber verunehret und von Koth und Unflath verunreiniget würden, es ist aber in Wahrheit nicht also. Denn wenn dasjenige, welches von uns kurtz zuvor ist geschlossen und bewiesen worden, fest und unverwerfflich heissen soll, so wirst du auch aus dessen Autorität, von welches Reich

wir anitzo reden, bald erkennen, daß die Frommen allezeit mächtig, die Gottlosen aber allezeit veråchtlich und schwach seyn, und daß die Laster gewisse Straffen, die Tugenden aber Belohnungen zu gewarten haben, daß es denen Frommen glücklich, denen Gottlosen aber allezeit unglücklich ergehe, und was dergleichen mehr, welche, nach gedåmpfften Klagen, dich bekråfftigen und convinciren können, und weil du nach meiner Anweisung schon lange zuvor die Beschaffenheit der wahren Glückseeligkeit, und worinnen dieselbe bestehet, gesehen, so will ich dir vorjetzt, nachdem wir alles, so ich zu præmittiren nöthig erachtet, durchgegangen, den Weg, worauf du wieder nach Hause kehren kanst, zeigen. Ich will auch deinem Gemüthe Flügel, damit es sich in die Höhe heben kan, gleichsam anhefften, daß du nach vertriebenen Zweiffel, Verwirr- und Bestürtzung, durch mein führen, auf meinen Wegen, ja auf meinen Wegen frisch und gesund wiederum zurück kehren kanst.

Met. Ich habe leichte Flügel,
1. Und such den hohen Sternen-Pol.
Krafft dieser kan die Seele
Sich über Wolck und Hügel
Erheben von der niedren Erden-Höle,
So wird sie hoch erhöht, so ist ihr hertzlich wohl.
Sie übersteigt die hohen Kertzen,
Dadurch der Himmel wird erhellt,
Biß sie mit Gluth-beflamten Hertzen
Das lichte Sonnen-Zelt
In schönster Pracht kan finden,

Und sich mit andern Lichtern dort verbinden.
Sie eilt auch wohl zurück, und schaut, woselbst die Nacht
In süsser Dämmerung und holden Schatten lacht.
Noch mehr, sie eilt zuletzt
Hin, wo der Vater selbst der hellen Lichter thronet,
Der dieses gantze Rund regieret.
Ach Seele bist du erst dahin, wo diese Schönheit wohnet,
So bist du schon genug ergötzt
Und in das rechte Vaterland geführet.
Hier ist gut seyn, hier will ich bleiben,
(So redet dein entzückter Mund,)
Hier war mein Ursprung. Nichts soll mich von hinnen treiben.
Und schaust du denn zurück auf dieses denckle Rund,
So wirst du gnug erkennen,
Daß auch die Mächtigsten der Erden,
Die hier so sehr gefürchtet werden,
Nur Exulanten sind zu nennen.

Libr. IV. Prof. 2.

BOETH.

Du versprichst warlich grosse Dinge, von welchen ich auch nicht zweiffele, du werdest sie glücklich in das Werck richten können, doch bitte ich, denjenigen, welchen du itzo zu guter Hoffnung aufgemuntert, nicht lange aufzuhalten.

PHIL.

Erkenne derohalben erstlich, daß die Frommen allezeit mächtig, die Gottlosen aber von allen Kräff-

ten gleichsam verlassen seyn, deren erster Satz aus dem andern bewiesen und demonstriret wird. Denn weil das Gute und Böse einander zuwider ist, so folget daher, daß, wenn das Gute mächtig, das Böse nothwendig schwach und ohnmächtig seyn muß, und wenn die Schwäche des Bösen bekandt, so muß auch die Stärcke des Guten offenbahr werden. Damit du aber desto besser meiner Meynung Glauben beymessen mögest, so will ich die obigen 2. Sätze durchgehen, und bald aus diesem, bald aus jenem mein Vorhaben bekräfftigen. Alle Bewerckstellung menschlicher Verrichtungen beruhen auf 2. Stücken, auf dem **Willen** und auf dem **Vermögen**, wenn deren eines mangelt/ ist niemand etwas auszurichten vermögend. Denn wenn der **Wille** fehlt, so wird ein jeder dasjenige, was er nicht will, keines weges anfangen, und wenn das **Vermögen** mangelt, wird der Wille gantz vergeblich seyn. Wenn du dahero zum Exempel einen wornach streben siehest, welches er doch niemahls erlanget, so darffst du sicher glauben, daß es ihm eintzig und allein, dessen, was er will, nicht theilhafftig zu werden, an Vermögen gefehlet habe.

BOETH.

Das ist so deutlich, daß es keines weges kan geleugnet werden.

PHIL.

Wenn du aber siehest, daß jemand sein Vorhaben zum gewünschten Entzweck bringet, wilt du alsdenn zweiffeln, daß er solches auszurichten vermögend gewesen?

BO-

BOETH.

Keines weges.

PHIL.

Was also ein jeder kan, in solchem muß man ihm auch sein Vermögen, und was er nicht kan, sein Unvermögen und Schwachheit nicht absprechen.

BOETH.

Das gestehe ich gar gerne.

PHIL.

Erinnerst du dich derohalben nicht, daß, wie aus unseren obigen Vernunfft-Schlüssen erhellet, die gantze Intention des menschlichen Willens, welche gantz unterschiedene Beflissenheiten heget, gleichsam zur Glückseeligkeit eile.

BOETH.

Recht! Ich erinnere mich wohl, daß dieses auch bereits sey erwiesen worden.

PHIL.

Erinnerst du dich auch, daß die Glückseeligkeit das Gute selbst sey, und wenn solcher gestalt die Glückseeligkeit begehret wird, zugleich auch von allen was gutes begehret werde?

BOETH.

Das darff ich mich keines weges erinnern, sondern ich weiß es, weil ich es schon meinem Gedächtniß feste eingepräget.

PHIL.

Bestreben sich derohalben alle Leute, so wohl böse als fromme, ohne Unterscheid, und haben die *Intention* das Gute zu erlangen?

BOETH.

Ja, dieses ist eine wahre Consequence.

PHIL

PHIL.

Es ist doch aber auch gewiß, daß die Menschen, durch Erlangnung des Guten, gut oder fromm werden.

BOETH.

Ja, diß ist gewiß genug.

PHILOS.

So erlangen derohalben auch die Frommen, was sie begehren?

BOETH.

So deuchtet mir.

PHIL.

Wenn aber die Gottlosen das Gute, welches sie begehren, erlangen, so könten sie ja nicht mehr gottlose seyn.

BOETH.

Ja, so ists.

PHIL.

Da aber alle beyde das Gute begehren, und diese es zwar erlangen, jene aber niemasls, so ist kein Zweiffel, daß die Frommen mächtig, die Gottlosen aber schwach und ohnmächtig seyn.

BOETH.

Wer hieran zweiffelt, kan weder die Natur der Sachen, noch die Folge obiger Vernunfft-Schlüsse in Erwegung ziehen.

PHIL.

Wenn sich 2. Personen nach ihrer Natur ein Vorhaben auserseben, da der eine solches durch seine natürliche Glückseeligkeit verrichtet und zu Ende bringet, der andere aber diese natürliche Capacität nicht hat, doch aber auf eine andere Art, welche nicht

nicht mit der Natur überein stimmet, nicht zwar sein Vorhaben erfüllet, sondern nur einem andern, der es erfüllet, nachahmet, welchen meynest du wohl, der unter diesen beyden der mächtigste oder stärckere sey.

BOETH.

Ob ich schon muthmasse, wo du hin zielest, so verlange ich dennoch dieses etwas deutlicher zu hören.

PHIL.

Leugnest du wohl, daß die Bewegung des Gehens denen Menschen nach der Natur gegeben sey?

BOETH.

Das leugne ich im geringsten nicht.

PHIL.

Zweiffelst du auch wohl, daß darzu nur allein das natürliche Amt der Füsse erfordert werde.

BOETH.

Auch hieran zweiffele ich gar nicht.

PHIL.

Wenn nun einer die Krafft, zu Fusse einher zu gehen, besitzet, ein anderer aber, in Ermangelung dieses natürlichen Amts derer Füsse, mit den Händen solches zu verrichten sich bemühet, welcher von beyden kan nun wohl mit Recht vor vermögender oder stärcker gehalten werden.

BOETH.

O, füge nur auch das übrige hinzu. Denn die Antwort ist leicht hinzu zuthun, daß einer, der solche natürliche Krafft besitzet, stärcker und vermögender sey, als derjenige, welchem sothanes Vermögen mangelt, daran wird wohl niemand zweiffeln.

PHIL.

PHIL.

Nun trachten die Frommen durch eine rechte natürliche Verrichtung und gehörigen Tugend-Trieb nach dem höchsten Gut, welches so wohl Frommen als Gottlosen vorgeleget ist. Die Gottlosen aber suchen eben dasselbe Gute durch allerhand unordentliche Begierden, welche das natürliche Amt, Mittel und Verrichtung, das Gute zu erlangen, nicht sind, zu überkommen. Ist vielleicht deine Meynung hievon anders?

BOETH.

Keines weges, denn ich mercke schon was hieraus zu folgen ist, daß nehmlich, wie ich schon zugegeben habe, die Frommen nothwendig mächtig, die Bösen aber schwach und unvermögend seyn müssen.

PHIL.

Du procedirest recht wohl, und dieses ist mir gleichsam als denen Medicis ein Zeichen, woraus sie zu hoffen pflegen, das die Natur wieder aufgeweckt sey, und gleichsam wider die Kranckheit streite. Aber, weil ich sehe, daß du alles so fertig verstehen kanst, so will ich ietzo mehrere Beweiß-Gründe anführen. Denn, betrachte doch die grosse offenbahre Schwachheit lasterhaffter Leute, welche nicht einmahl dahin gelangen können, zu welchem sie doch ihre natürliche Meynung, Trieb und Bestrebung führet, ja gar mit Gewalt darzu treibet; Und was würde es alsdenn mit ihnen werden, wenn sie von ihrer, ihnen gleichsam vorgehenden und den Weg weisenden Natur, eine solche grosse und fast unwiederstrebliche Hülffe nicht zu gewarten hätten. Betrachte ferner, was vor einem grossen Unvermö-

gen

gen die lasterhafften Leute unterworffen sind, denn es sind keine geringe und schlechte Sachen oder Belohnungen, wornach sie streben und doch nicht erlangen können / sondern sie erliegen und ermüden gleichsam in dem Haupt-Werck und Gipffel ihrer Bestrebung, so, daß diese elende Leute nicht zum Effect bringen können, woran sie doch Tag und Nacht arbeiten, und worinnen hingegen der Frommen Kräffte einen grossen Vorzug haben. Denn/ gleichwie du denjenigen, welcher, auf den Füssen einhergehende, an solchen Ort gelangen könte, wo man nicht weiter kommen kan, vor den allergeschicklichsten im Gehen halten würdest, also wirst du auch nothwendig schliessen, daß derjenige, welcher das Ziel und den Zweck seines und aller Menschen Verlangens, ausser welchem nichts mehrers zu erlangen ist, erreichet, auch Zweiffels ohne der Allmächtigste sey, woraus denn fliesset, was obigen entgegen gesetzet wird, daß nehmlich die Gottlosen aller Kräffte entblöst zu seyn scheinen. Denn warum erwehlen sie statt der Tugenden die Laster? Etwa durch Unwissenheit des Guten? Aber, was ist wohl schwächer, als die blinde Unwissenheit? Wissen sie doch wohl, wornach man sich stets bestreben muß; Nichts aber, als ihre Lust und Begierde, stürtzet diese verkehrte Leute, daß sie also auch durch ihre Unmäßigkeit schwach und elend sind, maassen sie wider die Laster nicht zu streiten vermögen, auch in dem Laster eine wahre Vergnügung finden können. Oder verlassen sie vielmehr mit Wissen und Willen das Gute, und ergeben sich denen Lastern? Auf solche Weise aber hören sie nicht

allein

allein mächtig, sondern auch selbsten zu seyn gäntzlich auf, denn welche den allgemeinen Entzweck aller Dinge verlassen, die hören auch zugleich aufzu seyn. Ob nun schon dieses einem jeden sehr wunderlich vorkommen wird, daß die Bösen, welche den grösten Theil der Leute ausmachen, selbst, wie wir gesagt haben, nicht seyn, so verhält sich doch die Sache nicht anders. Denn daß diejenigen, welche gottloß sind, auch würcklich gottloß und böse seyn, leugne ich gar nicht, daß aber eben dieselben würcklich an- und vor sich selbsten diejenigen seyn, die sie seyn müssen, leugne ich absolutement. Denn gleichwie du eines verstorbenen Menschen Cörper einen todten Menschen nennest, simpliciter und schlechter dinges aber ihn einen Menschen nicht nennen kanst, also habe auch zugegeben, daß die Lasterhafften zwar böse Menschen seyn, aber daß sie an sich absolut rechtschaffene Menschen seyn, kan ich nicht bejahen. Denn dasjenige ist würcklich, welches die Ordnung und Natur behält, welches aber von der Ordnung und Natur abweichet, das verlieret auch sein Wesen, so in seine Natur geleget ist. Du möchtest aber vielleicht sagen: Die Gottlosen vermögen und können doch gleichwohl etwas? Dieses habe ich auch nicht geleugnet, solch ihr Vermögen aber rühret nicht von ihren Kräfften, sondern von ihrer Schwachheit her. Denn sie können böses thun, welches sie nimmermehr könten, wenn sie in der Ausrichtung des Guten zu verbleiben capable wären, welche Möglichkeit klar beweiset, daß sie augenscheinlich nichts können, denn daferne,

wie

wie wir kurtz vorher bewiesen, das Böse nichts ist, so fliesset hieraus, daß die Gottlosen nichts können, da sie das Böse nur zu thun vermögen.

BOETH.

Das ist klar und deutlich genug.

PHIL.

Damit du aber verstehen mögest, was eigentlich die Krafft dieses Vermögens sey, so haben wir kurtz vorhero geschlossen, daß nichts mächtigers sey, als das höchste Gut.

BOETH.

Ja, so ists.

PHIL.

Böses aber kan besagtes höchste Gut nicht verrichten?

BOETH.

Warlich! keines weges.

PHIL.

Ist nun wohl iemand, ausser einem närrischen Menschen, welcher meynen solte, die Menschen könten alles? Gewiß! Niemand, und eben dieselben können doch Böses thun.

BOETH.

Wolte GOtt aber, daß sie es nicht könten.

PHIL.

Da nun eintzig derjenige, welcher das Gute besitzet, alles vermag, und diejenigen, welche im Bösen mächtig seyn, nicht alles thun oder ausrichten können, so ist dahero klar, daß diejenigen, welche das Böse können, wenig oder nichts können. Hierzu kömmt noch, daß alles Vermögen unter die zu begehrende Sachen zu rechnen sey, und daß, wie wir schon gezeiget haben, alle zu begehrende oder zu er-

wünschende Dinge zum Guten, als gleichsam zu einem Gipffel ihrer Natur transferiret werden. Das Vermögen aber, eine Ubelthat zu begehen, kan zum guten keines weges gezehlet werden, derohalben ist es auch nicht zubegehren, da nun ferner alle Krafft und Vermögen zu begehren ist, so folget dahero gleichfalls, daß der Gottlosen ihr Können und Vermögen gantz kein Vermögen sey. Aus welchen allen zwar der Frommen Vermögen, der Gottlosen aber keines weges in Zweifel zu ziehende Schwachheit und Unvermögen offenbahr erhellet, ja es fliesset auch hieraus die Wahrheit der Platonischen Sentence, daß nemlich die Weisen allein, was sie begehren, thun und verrichten, die Gottlosen aber zwar, was ihnen beliebet, treiben und sich darnach exerciren, aber dennoch, was sie verlangen, nicht erfüllen könten, denn sie thun, was ihnen beliebet, und meynen, durch dasjenige, worinnen sie Vergnügung finden, das begehrte Gute zu erlangen, da sie doch nichts wenigers als dieses überkommen, weil die Boßheit zur Seeligkeit nimmermehr gelangen kan.

Könge, die du sitzen siehst
Met. Auf dem hohen Ehren-Thronen
2. Wo nur Purpur, Gold und Cronen
Haupt und Glieder gantz umschliest,
Können bey dem Schutz der Waffen
Offtmahls doch nicht sicher schlaffen.
Zorn und Grimm entseelt sie gantz,
Und das Schnauben ihrer Nasen
Scheint nur Blitz und Wuth zu blasen.

Doch

Doch entzeuch den eitlen Glantz
Ihrer Pracht, und laß sie gehen,
Wirst du lauter Sclaven sehen.
Schau, wie der Begierden Gifft
Samt des Grimmes Feuer-Flammen,
Die von Styx und Pluto stammen,
Das betrübte Hertze trifft,
Furcht und Hoffnung, Angst und Quälen
Scheinen hier sich zu vermählen.
Siehst du nun daß diese Last
Und so viel Tyrannen drücken
Einen Menschen, dessen Rücken
Diese Bürde aufgefast?
Ey so schweig von Herrschafft still,
**Wo man nicht darff was man will.**

Lib. IV. Prof. 3.

Siehest du derohalben wohl, in was vor Koth sich die Boßheit herum weltzet, und mit was vor einem hellen Schein die Frömmigkeit hervorleuchte? Woraus offenbahr ist, daß denen Frommen niemahls Belohnungen, und denen Lastern niemahls die gebührende Straffe mangele, denn denenjenigen Sachen, welche verrichtet werden, scheinet dasjenige, worum eine jede Sache, worden, scheinet dasjenige, worum eine jede Sache verrichtet wird, nicht mit Unrecht zur Belohnung gereichen zu können, eben, als wenn einer, der in denen Schrancken läufft, vor die Ursache seines Lauffens eine Crone zu gewarten hat. Nun haben wir bereits gezeiget, daß die Glückseeligkeit eben dasjenige Güte sey, in welches Absicht man alles unternimmt, derohalben ist denen menschlichen Verrich-

tungen dieses Gute, als gleichsam eine allgemeine Belohnung fürgeleget, welches auch gar nicht von denen Frommen kan abgesondert werden. Denn es kan ja derjenige, welcher das Gute nicht mehr besitzet, nicht ferner gut genennet werden, derohalben haben die tugendhafften und guten Sitten niemahls an ihren Belohnungen einen Mangel. Dahero mögen nur die Gottlosen wüten, so viel sie wollen, einem Fromen wird deñoch seine Crone nicht verwelcken noch entrissen werden; Wie denn auch eine fremde Boßheit die eigene Zierde fromen Gemüthern keines weges entwendet, weñ sich aber iemand einer fremden Zierde zu erfreuen hätte, so könte ihm diese ein anderer, oder auch derjenige, welcher sie ihm zugewand, wiederum wegnehmen, weil solche Zierde und Belohnung einem jeden aber seine eigene Frömmigkeit zuwendet, so wird es alsdenn an seiner Belohnung einen Mangel haben, wenn er wird aufhören gut zu seyn. Weil nun übrigens alle Belohnung deswegen begehret wird, weil man sie vor gut hält, wer wird denn wohl denjenigen, der des guten mächtig, vor einen solchen halten, der ohne Belohnung sey? Welcher Belohnung aber? gewiß der allerschönsten und grösten. Denn erinnere dich derjenigen Zugabe, welche ich dir kurtz vorher insonderheit mitgetheilet, und schliesse also: Weil das gute die Seeligkeit selbst ist, so folget, daß auch alle Frommen aus Uhrsachen ihrer Frömmigkeit seelig werden/ welche aber seelig sind, müssen auch so gar zu Göttern werden, derohalben ist die Verwandelung in Götter bloß eine Belohnung der Frommen, welche keine Zeit verzehret, keine Gewalt verringert,

und

und keine Gottlosigkeit verdunckelt. Bey so gestalten Sachen nun kan auch kein kluger Mensch an derer Gottlosen unausbleiblichen Straffe zweiffeln. Denn da das Gute und Böse, als auch die Straffe und Belohnung einander schnur stracks zu wider und entgegen sind, so muß man dasjenige, so man in Belohnung des Guten siehet, im Gegentheil nothwendig auch in Bestraffung des Bösen gewahr werden; Gleichwie nun denen Frommen selbst ihre Frömmigkeit ein Lohn ist, also ist auch denen Gottlosen selbst ihre Boßheit eine Straffe, denn wer ietzo gestrafft wird, zweiffelt nicht/ daß ihm etwas böses wiederfahren sey. Wenn sich derohalben die Gottlosen selbst beurtheilen wolten, können selbige, welche die äusserste Boßheit unter allen bösen nicht nur afficiret, sondern auch gar sehr beflecket, sich so dann wohl der Straffe überhoben zu seyn scheinen? Siehe aber im Gegentheil an Seiten der Gottlosen, was selbigen vor eine Straffe gleichsam auf dem Fusse nachfolget. Denn du hast kurtz vorhero vernommen, daß alles, was geschicht eines, und daß dieses eine gut sey, dahero folget, daß alles, was geschicht, auch den Schein eines Guten habe, was derohalben solcher Gestalt von dem Guten abläst, das höret auch auf zu seyn, was sie vorher gewesen, daß sie aber noch Menschen seyn, zeiget nur die Gestalt ihres menschlichen Cörpers, weil selbige, nachdem sie zu Gottlosen worden, die menschliche Natur gantz verlohren; Da aber einen jeden seine eintzige Frömmigkeit noch über die Menschen erheben kan, so ist unstreitig, daß die Boßheit diejenigen, welche sie von der Menschheit verstossen, unter das Verdienst

eines Menschen versetzet. Derohalben geschichts, daß du denjenigen, welchen die Laster gantz ungestalt gemacht haben, vor keinen Menschen halten kanst. Ist einer geitzig, und reist fremde Güter mit Gewalt an sich, wirst du ihn einem Wolff gleich schätzen. Ist einer frech und unruhig, und übet sich in lauter Zänckereyen, so wirst du ihm mit dem Hunde vergleichen. Freuet sich ein hinterlistiger Nachsteller, daß er dem andern durch Betrug was entzogen habe, so wirst du ihn einem Fuchse gleich halten. Brennet gleichsam iemand von unmäßigen Jacht-Zorn, so wirst du an ihm ein Löwen-Gemüth beurtheilen. Ist iemand feig, flüchtig und furchtsam, auch vor nicht zu scheuende Dinge, so wird er billig mit einem Hirsche verglichen. Ist einer faul, dumm und schläfferig, so lebt er als ein Esel. Ist einer in seinen Verrichtungen und Beflissenheiten liederlich und unbeständig, so ist er in seiner Lebens-Art denen flüchtigen Vögeln gleich: Verunreiniget sich einer mit häßlichen und unreinen Lüsten, so empfindet er die Wollust eines Koth-liebenden Schweines. Daher geschicht es denn, daß welcher, nach verlassener Frömmigkeit, ein Mensch zu seyn aufhöret, der wird, da er in diesen göttlichen Stand zu treten nicht vermögend ist, in ein Vieh verwandelt.

Ulysses, jener kluge Held,
Met. Must einst nach Sturm und Winden
3. Die schöne Insul finden,
Wo Circe Hoff-Stadt hält,

Da schenckt die schöne Hexe ein,
Und mischt mit Gifft den süssen Wein.

* *
*

Durch ihrer Kräuter Krafft
Kunt Leib, Gestalt, Gebehrden
Gar bald verwandelt werden:
Und als den Höllen-Safft
Des Helden Suite eingeschluckt,
Wurd ihnen Haupt und Form verruckt.

* *
*

Der eine wird ein Schwein,
Der ist mit Zahn und Klauen
Erschrecklich anzuschauen,
Wie grimmge Löwen seyn.
Ein ander, der nicht weinen kan,
Fängt wie ein Wolff zu heulen an.

* *
*

Der muß ein Tyger seyn,
Und grimme Minen machen,
Nebst andern Gauckel-Sachen,
Nur unser Held allein
Bleibt durch des Himmels Gütigkeit
Von dieser Pest und Macht befreyt.

* *
*

Der arme Ruder-Knecht
Muß statt des Brodtes Eicheln fressen,
Er hat sich selbst vergessen,
Kein Glied steht wohl und recht.
Gesichte, Sprach und Form vergehen,
Nur der Verstand bleibt feste stehen.

* *
*

Die Seele weichet nicht,

Sie seufftzet und beklaget
Das Unglück, so sie plaget,
Und ihren Leib zerbricht.
So schwach war doch die Zauber-Krafft,
Daß sie nichts an dem Geiste schafft.

* * *

Der Menschen Krafft und Licht
Wohnt in verborgnen Hertzen,
Hier brennen solche Kertzen,
Die keine Macht zerbricht.
Was nur die äusern Glieder trifft,
Das ist fürwahr ein schlechter Gifft.

* * *

Der dringt viel schärffer ein,
Der Witz und Tugend raubet,
Und mir nicht mehr erlaubet
Ein rechter Mensch zu seyn.
Der Geist und Seele gantz verwundt,
Läst er gleich Leib und Glied gesund.

Lib. IV. Pros. 4.

BOETHIUS.

Ich gestehe es und sehe wohl, man könne mit Recht sagen, es werden solche lasterhafften Leute, ob sie gleich die Gestalt des menschlichen Leibes beständig behalten, doch en regard der Gemüths-Qualitäten, in Bestien verwandelt. Aber ich wolte wohl, daß solchen grausamen und boßhafftigen Gemüthern nicht vergönnet wäre, zum Verderben ehrlicher und frommer Leute ihre Wuth aus zu lassen.

PHIL.

Es ist ihnen solches auch nicht vergönnet; wie am ge-

gehörigen Orte wird gezeiget, werden. Jedoch wenn eben solches, das ihnen zugelassen zu seyn vermeinet wird, wahrgenommen würde, so würde schon um ein ziemliches die Straffe derer Lasterhafften Menschen verringert werden. Massen die Gottlosen, welches vielleicht iemand unglaublich vorkommen kan, nothwendig unglückseeliger seyn müssen, wenn sie ihr Begehren ausführen können; als wenn sie dasjenige/ was sie verlangen/ nicht ins Werck stellen können. Denn wenn es schon was elendes ist, was böses gewolt zu haben, so ist es ja viel elender, dasselbe gekonnt zu haben, ohne welches der elende Wille ohne Würckung liegen muß. Weil nun ein ieder ein solches Elend hat, so werden diejenigen, bey welchen du siehest, daß sie was böses wollen, können und vollbringen, nothhalben mit 3 fachen Unglück geplaget.

BOETH.

Ich pflichte dir darinnen bey, aber ich wünsche von Hertzen, daß sie solches Unglück möchten loß seyn, und keine Möglichkeit haben, etwas böses zu begehen.

PHILOS.

Sie werden es geschwinder loß werden, als du es wünschest, und eher, als sie selbst meynen, daß sie davon solten befreyet werden. Denn es kan in dem kurtzen Ziel des Lebens nichts so spät hinaus gesetzet werden, welches absonderlich ein unsterbliches Gemüthe als etwas gar zuweit hinausgesetztes ansehen und erwarten müste. Ihre grosse Hoffnung, und ungemein-listige Intrigues werden offt durch ein plötzlich und unverhofftes Ende zerstöhret, wel-

ches den auch ihrem Elende einiger massen ein Ende giebt, denn wenn die Boßheit elende macht, so müssen diejenigen, so am längsten gottloß seyn, elender seyn, und ich wolte diese Leute vor die unglückseeligsten schätzen, wenn nicht zuletzt der Tod ihrer Boßheit einmahl ein Ende machte. Denn wenn wir von der Unglückseeligkeit der Boßheit der Warheit gemäß beurtheilet haben, so erhellet klar, daß das ein Unendlich Elend seyn müsse, von welchem bekandt ist, daß es ewig währen soll.

BOETH.

Es ist dieses zwar ein sehr wunderliches Anbringen, das man schwerlich zugeben kan. Doch sehe ich wohl, daß das, was schon zuvor concediret worden, diesem gar zu convenable sey.

PHILOS.

Du urtheilest gantz recht, wenn aber jemand meynet, der Schluß käme etwas allzuhart heraus, der muß billig beweisen, daß in vorgegangenen was falsches sey, oder muß zeigen können, daß die Connexion derer Sätze nicht kräfftig genug sey, solchen Schluß heraus zu bringen, sonst aber, wenn die Præmissæ zugestanden, so darff er sich nicht über die Folgerung beschweren. Denn dieses auch, was ich itzo noch sagen will, dürffte wohl eben so wunderlich dir vorkommen, doch aus diesem, was schon gesagt, ist es gleichfals eine richtige Folge.

BOETHIUS.

Was denn? PHILOS.

Daß nehmlich diejenigen Gottlosen viel glückseeliger seyn, so ihre Straffe ausstehen, als die von keiner Justice mit Straffe können gebändiget wer-

werden. Denn ich will itzt nicht davon sagen, welches einem jeden leicht einfallen kan, daß der Gottlosen Sitten durch Rache können verbessert werden, und aus Furcht der Straffe zu dem, was gut und recht ist, geleitet werden, und daß die andern ein Exempel nehmen sollen, solche straffbahre Laster zu fliehen, sondern ich meyne eine andere Art, wie die Gottlosen, so ungestrafft frey bleiben, unglückseeliger seyn, ob man gleich nicht regardiret auf Verbesserung oder auf ein Exempel vor andern.

BOETH.

Was wird denn noch wohl vor eine andere Art seyn können.

PHIL.

Haben wir nicht schon zugegeben, daß fromme Leute glückseelig, böse Leute unglückseelig seyn?

BOETH.

Ja!

PHIL.

Wenn nun zu eines Elend etwas Gutes zu gegeben wird, ist der nicht glückseeliger, als ein solcher, dessen Elend bloß und gantz allein ist, ohne Vermischung mit einigem Guten?

BOETHIUS.

Ja, es scheinet so.

PHILOSOPHIA.

Wie, wenn aber solchem elenden Menschen, der alles Guten sich beraubet siehet, auch über dem, dadurch er schon elend ist, noch einander Unglück zugeführet wird, ist er nicht vor vielmehr unglücklich zu halten, als der, dessen Unglück durch Mittheilung einiger guten Sachen vermindert wird?

BOETH.

BOETHIUS.

Ja, warum nicht?

PHIL.

Also haben gottlose Leute, wenn sie gestrafft werden, etwas gutes zu geniessen, nehmlich die Straffe selbst, welche in Ansehung der Gerechtigkeit gut ist; Wenn sie aber ungestrafft davon gehen, so sind sie etwas tieffer in Unglück gesetzet, nehmlich, daß sie ungestrafft bleiben, wovon du bekennet hast, daß es nach dem Verdienst der Ungerechtigkeit ein Unglück sey.

BOETH.

Das kan ich nicht läugnen.

PHIL.

Also seynd böse Leute, so mit einer ungerechten Freyheit ungestrafft durchgehen, weit unglückseeliger, als die, so die gerechte Bestraffung erlitten haben. Nun ist aber offenbahr, daß es recht und billig sey, wenn böse Leute bestraffet werden, wenn sie aber ungestrafft davon lauffen, sey es unrecht?

BOETH.

Wer wolte das leugnen?

PHIL.

Und es wird auch niemand leugnen können, daß alles, was gerecht ist, auch was Gutes sey, und vice versa weiß man, was unrecht ist, sey auch was Böses.

BOETH.

Dieses folget zwar richtig aus dem, was kurtz zuvor geschlossen worden, aber höre, meynest du denn nicht, daß auch nach dem Tode noch vor die Seele Bestraffungen seyn werden?

PHIL.

PHIL.

Ja wohl, sehr grosse, wovon einige, wie ich meine, durch recht schmertzliche und harte Pein, andere aber durch ein gelinde Reinigung geschehen. Aber, itzo ist nicht mein Propos hievon zu reden, wir haben aber bißhero dieses tractiret, daß du erkennen möchtest, wie die Gewalt der bösen Leute, welche dir so unglücklich vorkam, gar nicht sey, und daß du siehest, solche Leute, über welcher ungestrafften Freyheit du klagtest, gehen gar nicht frey ohne Bestraffung ihrer Boßheit aus, und damit du lernetest, die Freyheit, deren geschwindes Ende du bathest, und wünschtest, werde nicht lange bestehen, und ie länger dieselbe dauren werden, desto unglücklicher würden sie werden. Am aller unglückseeligsten aber, wenn sie ewig währen würde. Und überdem wären die Gottlosen viel unglückseeliger, die mit Unrecht ungestrafft loß gelassen werden; als die eine gerechte Straffe ausstunden. Aus welcher Meynung denn folget, daß sie denn allererst mit denen schwersten Straffen beleget werden, wenn man sie vor ungestrafft hält.

BOETH.

Wenn ich deine Raisonnements betrachte, so halte ich gewiß davor, daß es die deutlichste Wahrheit sey. Wenn ich aber auf der Leute Meynung und Urtheile sehen werde, wer wolte wohl sagen, daß man dieses allein nicht glauben, sondern nicht einmahl anhören müsse.

PHIL.

Das ist freylich also; Denn sie können die, zu Finsterniß beständig angewohnte Augen, zu dem Lich-

Lichte einer deutlichen Wahrheit nicht aufheben. Sie sind denen Vögeln gleich, deren Gesicht durch die Natur erleuchtet, von dem Tag aber geblendet wird. Denn sie sehen nicht auf die Ordnung und Beschaffenheit der Sachen, sondern auf ihre eigene Affecten, oder schätzen sich glückseelig, wenn sie frey und ungestrafft Böses thun dürffen. Betrachte aber einmahl, was das ewige Gesetz verordnet: Wenn du dein Gemüth zu guten Sachen appliciren wirst, so ist nicht nöthig, daß ein Richter dir Belohnungen offerire, du hast dich selbst schon zu denen besten Theil gesellet, wenn du aber deine Bemühung auf böse Sachen wenden wirst, so darffst du auch die Rache nicht ausser dir suchen, denn du hast dich selbst schon in das schlimmste Unglück hineingestürtzet. Wie wenn du deine Augen jetzt nach der schmutzigen Erde, bald nach dem Himmel wendest, da alles ausser dir dich nicht beunruhiget, so wird dir, nachdem du deine Blicke kehrest, bald im Schlamm, bald bey den Sternen zu seyn bedüncken. Doch der gemeine und dumme Pöbel dencket auf so was nicht; Wie nun? solten wir uns denn solchen zugesellen, die, wie wir gezeiget haben, denen Bestien gleich sind? Wie? wenn iemand sein Gesicht verlohren, ja gar vergessen hätte, daß er ehemahls sehen können, und der auch meinete, es fehle ihm nichts an dem vollkommenen Stande eines Menschen, solten wir denn auch wohl diejenigen, so solches wohl sehen können, vor blind halten. Denn so werden sie uns nicht einmahl zu gestehen, daß doch eben so feste Beweißgründe hat, daß nehmlich diejenigen unglückseeliger seyn, so andern Un-

recht anthun, als die, so von andern Unrecht leiden.

BOETH.

Ich möchte wohl die Ursache davon selber hören.

PHIL.

Meynest du, es sey nicht jeder Gottlose straffenswürdig?

BOETHIUS.

Nein, gar nicht.

PHILOS.

Es ist aber schon vielfältig bekannt, daß die Gottlosen unglückseelige Leute seyn.

BOETHIUS.

Ja.

PHIL.

Also zweiffelst du nicht, diejenigen, so straffwürdig seyn, wären elende Leute.

BOETHIUS.

Das ist richtig!

PHIL.

Wenn du nun als ein Richter untersuchen müßtest, was meynest du, wen du straffen würdest? der unrecht gethan, oder der es erlitten hätte?

BOETH.

Ohne Zweiffel würde ich den, der da leiden müssen, durch den Schmertz des, der ihn beleidiget hätte, zu straffen suchen.

PHILOSOPHIA.

Also würde der, der Unrecht gethan, dir elender fürkommen, als der, der Unrecht leiden müssen?

BOETH.

BOETH.

Die Folge ist richtig.

PHIL.

Aus dieser und andern Ursachen, die sich auf eben diese Wurtzel gründen, daß die Schande an sich selbst elend mache, erhellet, daß das angethane Unrecht kein Elend sey, der es erduldet, sondern vielmehr der es begangen. Doch, nunmehro thun die Procuratores und Advocaten gleich das Gegentheil, denn sie suchen bey denen Richtern insgemein vor diejenigen, so etwas schweres und ungerechtes erlitten, eine Erbarmung zu erwecken; da man doch billiger mit denen, so Unrecht begangen, Mitleyden haben solte, welche nicht von zornigen, sondern von gütigen und mitleidigen Anklägern vor Gericht, wie Krancke zu denen Medicis, müsten geführet werden, daß sie die Kranckheiten ihres Verbrechens durch die Straffe abschnitten und abthäten. Da denn auf solche Weise die Advocaten ihren Fleiß gantz erfrieren lassen müsten, oder, wo sie ja denen Leuten dienen wolten, aus ihren Schutz-Reden eine Anklage machen müsten. Ja selbst die Gottlosen, wenn ihnen vergönnet wäre, durch eine kleine Ritze die verlassene Tugend wieder anzuschauen, und zu suchen, wie sie den Wust der Laster durch die Marter und Pein der Straffen ablegen müsten, würden dieses vor keine Marter halten, da die zu erlangende Frömmigkeit solche genug ersetzen kan, und würden nicht fragen nach denen fleißigen Advocaten, und würden sich gleich denen Richtern übergeben. Daher es kömt, daß bey keinen Weisen der Haß statt findet, denn wer wird wohl fromme Leute, ohne, wer

nicht

nicht höchst unrecht ist, hassen? Wer aber böse Leute hasset, hat auch keine Vernunfft. Denn wie die Mattigkeit derer Leiber, also ist die Lasterhafftigkeit auch gleichsam eine Kranckheit der Gemüther: Da wir nun davor halten, man müsse der Liebe nach krancke Leute nicht hassen, sondern vielmehr mit denenselben Erbarmen haben, also darff man auch weit mehr diejenigen nicht verfolgen, sondern sie sind zu bedauren, deren Gemüther die Gottlosigkeit viel grausamer, als die gröste Mattigkeit quälet.

Was hilfft ein solcher Lerm mit Kriegen und mit Waffen, Mett. 4.
Da ihr einander würgt mit euer eignen Hand,
Ihr Menschen, soll euch ja der Todt bey Seite schaffen,
So wartet ihn nur ab, er kömmt schon hergerannt.
Ihr dürfft ja selber nicht in eurem Blute wühlen,
Und nur auf Mord und Fall mit Stahl und Pulver zielen.
Kein Löwe, Tyger, Bähr, kein gifftger Molch und Schlange
Würgt, tobet, beist und sticht sein eigenes Geschlecht;
Wie macht ihr Menschen denn einander selbst so bange?
Stehts um die Einigkeit bey euch denn gar nicht recht?
Ach leyder! ja, ihr habt offt gantz contraire Sitten
Drum muß es immer seyn gezäncket und gestritten.

Manch ungerechter Krieg, so manche grimmge Schlachten
Wagt man in dieser Welt. Was hat man vor Raison?
Seht wie durch Schwerdt und Pfeil sie sich zu tödten trachten,
Der Vorwandt ist, man giebt so jedem seinen Lohn.
Ists diß? so must du dich mit Lieb zum Frommen neigen,
Und denen Bösen doch Mittleyden stets erzeigen.

Lib. IV. Prof. 5.

BOETH.

Hier sehe ich schon was vor Glückseeligkeit oder Elend auf das Verdienst so wohl derer Frommen als der Gottlosen gesetzt seyn. Aber ich bedencke auch, daß bey diesem ungemeinen Glück etwas Böses oder Gutes sey. Denn es wird auch kein weiser Mann lieber ein Exulant, arm u. beschimpfft seyn wollen, als brav reich, ehrwürdig, mächtig zu seyn und in seinem Vaterlande zu bleiben. Denn also wird das Amt der Weißheit viel herrlicher und scheinbahrer tractiret, wenn auf gewisse Masse die Glückseeligkeit der Regenten auch dem untergebenen Volcke mitgetheilet wird, und zumahl, da du das Gefängniß, Bande und andere Märter derer verordneten Straffen vielmehr vor schädliche Bürger, als wovor sie auch constituiret seyn, gehöret. Also verwundere ich mich zum höchsten, warum doch dieses so umgekehrt, und die, denen Gottlosen gehörige Straffen, die Frommen treffen, und die Gottlosen die Belohnungen der Tugenden zu sich reissen, und also verlange ich von dir zu wissen, was doch

doch die Ursache solcher Ungerechten Confusion seyn solte. Denn ich würde mich nicht so sehr verwundern, wenn ich gläubete, daß alles ohngefähr und zufälliger Weise sich veränderte und vermischte. Nun, da GOtt der Regierer aller Sachen ist, erstaune ich noch mehr, daß Er denen Frommen zwar öffters Gutes, und denen Bösen Unglück, hingegen auch denen Frommen viel Widerwärtiges, und denen Gottlosen alles nach Hertzens Wunsch gehen läst; Wo nicht eine Ursache zu finden, was solte wohl vor ein Unterscheid von denen sich ohngefähr ereignenden Fällen seyn können?

PHIL.

Es ist nicht zu bewundern, wenn man etwas verwegenes und confuses glaubt, da man die Ursache der Ordnung nicht weiß, doch du, ob du schon die Ursache solcher Ordnung nicht weist, must gewiß glauben, es gehe alles recht und wohl, weil ein guter Regent die Welt regieret. Met. 5.

Wenn iemand nicht versteht,
Daß der Gestirne Wagen
Nah bey dem Polo geht,
Warum Bootes ihn so langsam fort läst tragen,
Und selber schier nicht seine Flammen,
Die doch so schwinde sich umdrehn,
Läst einsten untergehn,
Der wird des Himmels-Lauff bewundern, nicht verdammen.
Der volle Mond muß gantz erbleichen,
Wenn ihn der Schatten Nacht umhüllt;
Die Sterne, die ihm vormahls musten weichen,
Die werden wiederum mit ihren Glantz erfüllt.

Denn fängt der abergläubsche Hauffe an
Ein klingend Ertz zu rühren,
Da soll die Zauber-Krafft,
Die sonst den Mond verdunckeln kan,
Bald ihre Krafft verliehren,
Da doch ein hoher Trieb diß alles würckt und schafft.
Wer wundert aber sich so sehr,
Wenn Wind und Wetter toben,
Wenn sich das stürmerische Meer
Hat über Damm und Feld erhoben?
Wer ist wohl gantz erstaunt, wenn Phœbus heisse Blitzen
Den kalten Schnee und Eiß zerschmeltzen und erhitzen?
Warum? Hier ist die Ursach leicht zu finden,
Dort aber konts kein Witz ergründen.
Der niedre Pöbel steht verirret,
Wenn sich was seltzames und plötzlichs sehen läst,
Weil sich sein Unverstand gar leicht verwirret.
**Laß der Unwissenheit verdickte Nebel schwinden,**
**So wird sich leicht die Ursach finden,**
**Warum dir diß und das so wunders-voll gewest.**

Lib. IV. Pros. 6.

BOETH.

Das ist gantz recht. Aber da du billig die Ursachen solcher verborgenen Dinge hervorbringen, und die, mit Dunckelheit umgebene Rationes, deutlich must erklären können; als bitte ich, daß du deine Meynung sagest, und mir von solchem Wunderwerck,

werck, das mich am meisten bestürtzt macht, rechten Unterricht geben wollest.

PHIL.

Du forderst mich zu einer Sache, die freylich vor allen andern fragens-werth, aber kaum zu ergründen ist. Denn es ist eine solche Materie, daran, wenn man einen Zweiffel weggeräumet, unzählig viel andere, als Köpffe an der Schlange Hydra, wieder zuwachsen, und deren wird kein Ziel und Maß seyn können, ohne, wenn ein recht lebhaffter und feuriger Geist dieselbe mit seinem Verstande umschräncket und bezwinget. Denn bey dieser Materia pflegt man zu fragen, von der Einfachheit der Göttlichen Vorsehung, von dem Schicksal, von plötzlich sich ereignenden Zufällen, von der Göttlichen Erkäntniß aller Sachen, und von der Göttlichen Prædestination, wie auch von dem freyen Willen, welches, wie wichtig dieses alles sey, du selbst erwägen kanst. Doch, weil deren Erkäntniß zu deiner Artzeney auch etwas beytragen kan, so wollen wir, so viel die kurtze Zeit zu lassen wird, einen kleinen Vorschmack davon nehmen, wenn du aber ein Plaisir hast an einem musicalischen Carmine und angenehmen Versen, so must du dir diese Lust dazu ein wenig vergehen lassen, biß ich erst die Ursachen ordentlich und in einer Connexion verbringen kan.

BOETH.

Nach Belieben.

PHIL.

Die Erzeugung aller Sachen, und aller Fortgang der veränderlichen Naturen, und was sonst

auf andere Art bewegt wird, bekömmt aus dem festen und beständigen Geist Gottes, oder unbeweglichen Göttlichen Gemüthe seine Ursachen, Ordnung und Gestalt, dieser, der da gleichsam in seinem Schloß der Einfachheit sitzt, setzet unterschiedene Arten und Weisen, wie alles gehen und geschehen soll, diese Art und Weise, wenn man sie in dem reinen Hertzen und Verstande GOttes ansiehet, wird genennet die Göttliche Vorsehung, *Providentia*, wenn man aber auf das, was er beweget und was er verordnet, regardiret, so haben solches die Alten das Schicksal oder Fatum genennet, deren Unterscheid gar leicht erhellen wird, wenn man nur beyder Macht wohl überleget. Denn GOttes Vorsehung ist eben die Vernunfft-mäßige Ursache, die von ihm, als dem HErrn aller Dinge, gesetzet ist, und die alles anordnet, das Fatum oder Schicksal aber ist die Disposition und Ordnung, so in allen beweglichen und veränderlichen Sachen ist, und wodurch die Providence alles in richtiger Ordnung an einander connectiret, denn die Providence begreifft zugleich alle Sachen, ob sie gleich sehr unterschieden und unendlich sind, das Schicksal oder Fatum aber bringet ein jedes in Bewegung, und theilet es ein in gewisse Oerter, in Form und Gestalt, und in seine Zeiten, daß also diese Erleuterung der Ordnung der zeitlichen Sachen, wenn sie in GOtt als beysammen und vereiniget angesehen wird, die Providence ist. Wenn man aber diese Vereinigung und Zusammensetzung wieder auseinander leget, und nach der Zeit eintheilet, so heisset es das Fatum, oder die Schickung

GOt-

GOttes. Welches, ob es wohl unterschieden ist, so hanget doch eines an dem andern. Denn die Ordnung des Schicksals kommt aus dem einfachen Wesen der Providence hervor. Denn, gleich wie ein Künstler die Gestalt eines, vor sich habenden Werckes, erst nur im Sinne concipiret, und denn das Werck in Effect bringet, und was er vorhero nur einfach und im Vorbilde gesehen, durch die rechte Zeit und Ordnung vollführet; Also bestimmet GOtt durch die Providence zwar alles ins besondere und feste, was da geschehen soll, durch das Schicksal aber administriret er dieses, was er bestimmet und beschlossen, auf mancherley Weise und Zeiten. Es mag nun also diese Schickung verrichtet werden, vermittelst Göttlicher Geister, die der Providence GOttes dienen und aufwarten, oder es mag diese Ordnung des Schicksals durch eine allgemeine Seele, oder durch die gantze dienstwillige Natur, durch die Bewegung der Gestirne, oder durch eine Englische Krafft, oder durch dem mannigfaltigen Fleiß derer Geister, oder nur durch einige von diesen oder von allen insgesamt gehalten werden; so ist doch dieses klar und offenbahr, daß die unbewegliche und einfache Weise, wornach alles muß verrichtet werden, die Providence oder Vorsehung GOttes sey. Das Schicksal aber sey derjenigen Sachen, welche das Göttliche einfache Wesen, daß sie geschehen sollen, disponiret hat; Es sey die bewegliche Connexion, Ordnung der Zeit; dahero geschicht es, daß alles, was dem Fato unterworffen, auch der Providence untergeben ist, der auch das Schicksal selbst unterworffen

 ist.

ist. Einige Sachen aber, welche unter der Providence gesetzt seyn, übersteigen die Ordnung des Fati, diß sind aber diejenigen Sachen, welche der ersten Gottheit ganz nahe und fest verbunden, und also die Ordnung der veränderlichen Fatalität übersteigen, denn, wie, wenn sich um eine Angel unterschiedene Kreise drehen, derjenige Circul, der der innerste ist, zu dem einfachen Wesen der Mitte sich am nächsten nähert, und gleichsam ein Angel ist, um welche die übrigen, ausser ihm gesetzten Kreise, sich drehen, der euserste Kreiß aber einen weiten Umkreiß hat, und ie weiter er von dem unzertheiligen Punct abweichet, in einem desto grössern Raum ausgebreitet wird, wenn sich aber etwas an dem Mittel-Punct anhänget, es zu dem einfachen Wesen gebracht wird, und aufhöret sich auszubreiten und zu lauffen; Eben auf gleiche Weise, ie weiter etwas von dem ersten Geiste abweichet, ie mehr wird es in die Stricke des Schicksals verwickelt, und ist es so viel von dem Schicksal freyer, so viel es sich zu dem Mittel-Punct aller Sachen nähert. Wenn es sich nun an den festen Grund des obersten Geistes hält, so hat es keine Bewegung mehr, und übersteiget auch also die Nothwendigkeit der Fatalitäten. Wie sich nun verhält ein vernünfftiger Schluß gegen den Verstand, dasjenige, was gezeuget wird, gegen dem, was schon ist, die Zeit gegen die Ewigkeit, ein Circul gegen den Mittel-Punct; Also verhält sich auch die veränderliche Ordnung des Schicksals gegen das fest-gesetzte einfache Wesen der Göttlichen Vorsehung. Solche Ordnung beweget den Himmel und die Gestirne, und

tem-

temperiret die Elemente gegen einander, und verwandelt wechsel-weise eins ins andere. Eben dieselbe erneuert alles, was gebohren wird, und was stirbet, durch die Fortpflantzung gleicher Art und ihres Saamens. Diese verbindet auch die Verrichtungen und das Glück der Menschen durch unauflößliche Ursachen, welche, da sie aus dem Anfang der unbeweglichen Providence entstehen, so müssen sie auch gleichfals nothwendig seyn. Denn auf solche Art werden die Sachen am besten regieret, wenn das, im Geiste GOttes verbleibende, einfache Wesen eine unvermeidliche Folge derer Ursachen hervor bringet, und diese Folge oder Ordnung aber die veränderlichen Sachen, und die sonst blind hingehen würden, durch ihre Standhafftig- und Unbeweglichkeit einschrencket, daher es denn kömmt, daß, ob gleich euch, weil ihr diese Ordnung nicht überleget und begreiffen könnet, alles confus und verwirret vorkömmt, sie doch nichts destoweniger durch gewisse Art und Weise alles zum besten wendet und disponiret. Denn es ist nichts, daß auch durch die Gottlosen selbst zu einem bösen Ende geschehen solte, welche ein falscher und böser Irrthum, wie schon mit mehrern gezeiget worden, da sie was gutes suchen, verleitet, zu geschweigen, daß diejenige Ordnung, so von dem Punct des höchsten Guts herrühret, iemanden von seinem Ursprung abhalten solte. Du möchtest aber sagen, was kan so unbillig wohl confundiret werden, als da es ehrlichen und frommen Leuten so wohl unglücklich als glücklich, und denen Bösen so wohl nach Hertzens Wunsch als zu weilen widerwärtig gehet? Sind

denn aber nun die Menschen mit einem solchen aufrichtigen und vollkommenen Verstand begabet, daß die, welche sie vor Fromme oder Böse halten, auch nothwendig so seyn müssen? Es sind ja derer Menschen Meynungen hierinnen einander selbst entgegen, daß wenn einige diese Lob-würdig, so halten andere dieselben Straff-würdig. Doch gesetzt, es könte einer die Frommen und Bösen unterscheiden, wird er denn auch gleich das innerste Temperament derer Gemüther, wie man sonst vom Leibe zu reden pflegt, durchschauen und beurtheilen können? Denn es ist fast eben so wunderlich, wenn einer nicht weiß warum gesunden Leibern dem einen was süsses, dem andern bitteres wohl schmeckt und bekömmt? warum einigen Krancken mit gelinden, andern aber mit scharffen Sachen geholffen wird. Hierüber aber wird sich ein Artzt, der die Art und Beschaffenheit der Gesundheit und der Kranckheit wohl verstehet, gar nicht verwundern. Was ist aber wohl vor ein ander Mittel zum Wohlseyn der Gemüther, als die Frömmigkeit? Was ist die Kranckheit anders als die Laster? Wer kan aber wohl besser das Gute erhalten, und das Böse abwenden, als GOtt, der Regierer und Beherrscher der Gemüther? Welcher, da er gleichsam aus einer Warte und Wacht-Thurn seiner Providence umher siehet, alles, was jedem am dienlichsten, erkennet und alles anordnet, was sich zu jedem schicken und fügen will. Dahero entstehet nun das grosse Wunderwerck der wunderlichen Ordnung des Schicksals, da der aus seiner Weißheit was thut, worüber die Unwissende so erstaunen. Denn nur etwas weniges,

niges, so viel die Menschl. Vernunfft von der Tieffe der Gottheit begreiffen kan, durch zu nehmen, so urtheilet von demjenigen, der, wie du meynest, der allergerechteste und gröste Liebhaber der Billigkeit sey, die allwissende Providence GOttes gantz anders, und hat unser lieber bekandter Lucanus angemercket, daß bey dem damahligen Krieg zu Rom, die Parthey des Sieges, nehmlich des Cæsaris, denen Göttern, die Parthey aber des Uberwundenen, neml. des Pompeji, als der überwunden worden, dem Catoni gefallen habe. Was du also hier wider Verhoffen geschehen siehest, da haben die Sachen gantz ihre richtige Ordnung, aber in deiner Meynung ist eine verkehrte Confusion. Aber, wenn jemand so wohl moralisiret wäre, daß so wol GOtt als Mensch wohl von ihm hielten und urtheileten, er wäre aber schwächlich am Gemüthe und Verstande, so würde er, wann ihm etwas Widerwärtiges begegnete, vielleicht aufhören, die Tugend und Unschuld zu verehren, da er durch sie sein gutes Glück nicht hätte erhalten können. So schonet also die weise Fügung GOttes eines solchen, den ein widerwärtiges Glück verschlimmern könte, damit er nicht viel leiden und tragen müsse, da er keiner Arbeit gewohnet ist, und sich in das Unglück nicht würde schicken können. Es sey ein anderer in allen Tugenden vollkommen, heilig und GOTT ziemlich nahe, so lässet die Göttliche Providence nicht zu, daß ihm einige Widerwärtigkeiten zustiessen, ja so gar läst sie ihn auch nicht einmahl leibliche Kranckheiten anfechten. Denn, wie einer, der vortrefflicher als ich ist, saget: Der Leib eines

bei-

heiligen Mannes ist ein himmlisches Gebäu, welches die Göttliche Krafft selbst aufgeführet hat. Es geschicht aber offt, daß das oberste Regiment denen Frommen aufgetragen wird, damit der überhand nehmenden Boßheit Einhalt gethan werde. Andern giebt sie etwas vermischetes nach Beschaffenheit der Gemüther, etlichen läst sie was Widerwärtiges zukommen, daß sie nicht bey ihrer allzulangen Glückseligkeit mögen übermüthig werden, andern läst sie es hart und sauer gehen, daß sie sich in ihrer Tugend, durch beständige Ubung in Gedult, desto mehr confirmiren. Einige fürchten sich gar zu sehr vor was, dem sie doch wohl gewachsen, andere hingegen achten was gar zu gering, das sie doch zu ertragen nicht capable sind. Solche führet sie durch Widerwärtigkeit zu ihrer eigenen Erkänntniß. Etliche haben sich durch einen theuren und rühmlichen Todt einen grossen Nahmen bey der Nach-Welt erkaufft. Einige, so sich durch keine Straffe überwältigen lassen, haben andern ein Exempel gegeben, daß die Tugend von dem Bösen nicht könne überwunden werden, welches alles, wie gerecht und ordentlich, und denen, so es begegnet, zum besten geschehen, ausser allen Zweiffel ist. Denn auch dasjenige was denen Bösen bald widerwärtiges, bald nach Wunsch begegnet, rühret eben aus diesen Ursachen, und zwar, was die Widerwärtigkeiten anbelanget, so wundert sich niemand darüber, weil jederman davor hält, daß sie es wohl verdienen. Deren Straffen denn so wohl die andern von Schand-Thaten abschrecken, als auch diejenigen, denen sie angethan werden, verbessern.

Ihr

Ihr Glück und Wohlstand aber, giebt denen Frommen einen deutlichen Beweiß, was sie von einer solchen Glückseeligkeit halten sollen, welche sie sehen, daß solche offt denen Bösen zu Dienste stehe, und ich glaube, daß es hierinnen gar klug verordnet sey, weil etwañ einer eine verwegene und unbändige Natur hat, daß ihn die Armuth vielmehr zu Lastern anreitzen könte, so hat die Providence ihm, als ein Mittel vor diese Kranckheit, Geld und Gut hingegeben. Dieser, wenn er sein, mit Schandthaten beflecktes Gewissen ansiehet, und seinen beglückten Zustand gegen seine Unwürdigkeit betrachtet, so befürchtet er sich vielleicht, er werde dasjenige, was er mit Lust und Vergnügen geniessen kan, mit Trauren verliehren, und entbehren müssen. Und wird also seine Lebens Art ändern, und indem er befürchtet, seines Glückes verlustig zu werden, wird er seine gottlose Boßheit verlassen. Andere sind durch ihre unbillig erworbene Glückseeligk. in ein billiges und verdientes Verderben gestürtzet werden Etliche haben Gewalt und das Regiment, andere zu straffen, erlangt, damit solches denen Frommen zur Ubung, und denen Bösen zur Straffe gereichte. Denn wie die Frommen und Bösen keine Vereinigung unter sich haben können, also können auch die Gottlosen selber sich nicht mit einander vergleichen. Und warum nicht? dieweil ein jeder mit sich selbst uneins, indem die Laster das Gewissen nagen und zerreissen, und weil sie offt was thun, daß, wenn es geschehen, sie sagen, man hätte das nicht thun müssen. Woraus die höchste Providence offters ein grosses Wunder-

Werck sehen lassen, daß die Bösen eben von und durch die Bösen fromm gemacht werden. Denn da einige meynen, sie müsten viel Unrecht von denen schlimmsten und lasterhafftesten leiden, so werden sie aus Haß gegen das Böse bewogen, und kehren sich wieder zu der Frömmigkeit und Tugend; indem sie sich befleißigen, denenjenigen, so sie hassen, gantz ungleich zu seyn. Denn das ist allein die göttliche Gewalt, bey welcher auch alles böse gut ist, weil selbige es recht zu gebrauchen und aus allen einen guten Effect heraus zubringen weiß. Denn es ist eine gewisse Ordnung, welche alles begreiffet, daß, wenn etwas von der ihm gesetzten Ordnungen abweicht, und wo anders hinfält, so muß es doch wieder in eine andere Ordnung fallen, damit in dem Reich und Regimente der Providence die zufälligen und blinden Zufälligkeiten keine Macht haben. Es ist aber schwer, daß ich, als wenn ich GOtt selbst wäre, dieses alles aussprechen könte, und es ist auch nicht einmahl einem Menschen zu gelassen, alle Anstalten und Künste der Wercke GOttes mit seinem Verstande zu begreiffen, oder mit Worten zu erklären. Es mag genug seyn, daß wir dieß gesehen haben, daß GOtt, von dem alle Naturen herkommen, und der jedes zum besten kehret, alles anordne, und in dem er das, was er hervorgebracht, in der Gleichheit mit sich erhalten will, so treibet er alles Böse von dem Gräntzen seines Reiches durch die Ordnung der nothwendigen Schickungen. Dahero es denn kömt, daß, was man auf der Erden überflüßig, und unnöthig zu seyn erachtet, in Ansehung der anordnenden Providence nirgends böses, son-

dern

dern alles gut sey. Doch ich sehe, daß du schon längst verdrießlich worden durch die Wichtigkeit dieser Quæstion, und über die weitläufftigen Rationes gantz müde seyest, und nun auf ein süsses und angenehmes Carmen hoffest, so nimm denn hin diesen Laab-Drunck, damit du erquicket, und auf das noch zurückständige desto begieriger werden mögest:

Wilt du das heilge Recht des Allerhöchsten lernen, Met. 6.
Und dessen herrlich Reich mit reinen Augen sehn;
So schwinge Geist und Hertz biß an den Sitz der Sternen,
Da finst du Lieb und Recht in schönster Ordnung gehn.
Die schönen Cörper sind in ihrem Trieb beständig,
Nichts trennt den Liebes-Bund, nichts macht sie hier abwendig.

* * *

Die Sonne hält niemahl durch ihre heisse Gluthen
Des kalten Mondes Lauff und dessen Ordnung auf:
Der Bähr aus Mitternacht sucht nicht Hesperiens Fluthen,
Nein, iedes liebt und hält den angenehmen Lauff.
Und wenn der Hesperus den kühlen Abend machet,
So schafft der Lucifer daß Tag und Sonne lachet.

* * *

So emsig treibt das Werck die süsse Wechsel-Liebe,
Die macht, daß alles hier den steten Lauff erhält,
Die

Die Himmels-Gegend weiß von keinen andern Triebe,
Der schnöden Zänckerey ist hier kein Platz bestellt.
Die Elemente selbst hält diese Krafft zusammen,
Da mischet sich verliebt das Kalte mit den Flammen.

* * *

Das nasse pflegt so dann dem trocknen gern zu weichen,
Das Feuer steigt empor, und sucht die leichte Lufft,
Die Erde, deren Last die Höh nicht kan erreichen,
Liegt liebreich unterwerts, wenn sie die Liebe rufft.
Sie will mit Blum und Blüth in warmen Frühling spielen,
Der Sommer aber soll auf Ceres Gaben zielen.

* * *

Der Trauben-reiche Herbst will Obst und Frucht gewähren,
Der Winter hat mehr mahl uns Schnee und Wind erregt,
Und dieser Wechsel muß erhalten und ernehren
Was auf dem gantzen Rund Geist, Lufft und Leben hegt.
Ja dieser Wechsel macht, daß alle Dinge müssen
Wann sie den Lauff vollbracht, den ersten Ursprung küssen.

* * *

Indessen sitzt der Herr und Schöpffer aller Sachen
Auf seinem hohen Sitz, und führt mit starcker Hand

Den

Den Zepter seiner Macht, Er weiß es wohl zu machen,
Er, der als Fürst und Herr, der gantzen Welt bekandt.
Was zu geschwinde laufft, kan er zurücke bringen,
Und den erregten Strom in Stand und Ordnung zwingen.

* * *

Denn wenn er dieses nicht, was starck und vorwerts rennet,
Nicht wiederum zurück in seinen Circul brächt;
So würde dieser Welt Bestand und Lauff getrennet,
Die Ordnung höhrte auf, und alles stünde schlecht!
Es würde jedes Ding in eitel nichts verfliessen,
Dieweil sie ihren Brunn der Ordnung so verliessen.

* * *

Diß ist die edle Krafft der allgemeinen Liebe,
Die jeder Creatur fest angebohren ist:
Zum Guten geht ihr Zweck, diß sind die süssen Triebe,
Ohn welche die Natur sich in sich selber frist,
Dieweil nichts dauren kan, als wenn es wiederkommen
Zu dem, von wem es erst sein Wesen hergenommen.

Lib. IV, Prof. 7.

PHIL.

Siehest du nun, was aus allen diesem, das wir gesagt haben, folge?

BOETH.

Was denn?

PHIL.

Daß alles, so wohl Glück als Unglück, gut sey.

BOETH.

Und wie kan das geschehen?

PHIL.

Höre zu! da alles Schicksall, es sey ein angenehmes oder ein widriges, sowohl denen Frommen zur Belohnung oder zur Ubung, als denen Gottlosen zur Straffe und Besserung geschickt wird, so erhellet, daß es beyderley gut ist, weil es entweder gerecht oder nützlich ist.

BOETH.

Der Beweiß ist mehr als zu wahr, und wenn ich die göttliche Vorsehung und GOttes Schicksal ansehe, so stehet deine Meynung auf festen Gründen. Aber, wenn dir es nicht zu wider ist, so laß uns dieses unter diejenigen Sachen setzen, wovon du erst gesagt, daß sie sehr unglücklich wären, und von vielen nicht statuiret würden

PHIL.

Wie so?

BOETH.

Dieweil die Leute insgemein und zwar offt zu sagen pflegen: einige Leute hätten böß Glück, oder es gienge einigen übel.

PHIL.

So wilt du denn, daß wir uns etwas nach des gemeinen Mannes Reden accommodiren sollen, daß wir nicht das Ansehen haben, als wichen wir gantz von dem menschlichen Gebrauch ab?

BOETH.

Wie dirs beliebet.

PHILOS.

Hältest du denn dasjenige nicht vor gut, was nützlich ist?

BOETH.

Freylich.

PHIL.

Was aber einen übet oder bessert, ist das nicht nützlich?

BOETH.

Das muß ich gestehen.

PHIL.

Also ist es gut?

BOETH.

Warum nicht?

PHIL.

Das ist aber derjenigen ihr Stand, welche entweder schon tugendhafft sind, und wider die Widerwärtigkeiten streiten, oder sich von denen Lastern ablencken, uud sich auf den Weg der Tugend begeben.

BOETHIUS.

Das kan ich nicht läugnen.

PHIL.

Wie ists aber mit angenehmen Sachen beschaffen, welche denen Frommen als eine Belohnung beygeleget werdrn, meynet denn der gemeine Mann, daß solches böse sey?

BOETH.

Keines weges, sondern, wie es auch ist, man hält diß vor recht gut.

PHIL.

Was aber von dem andern, welches, da es was hartes und widerwärtiges ist, und die Bösen mit gebührender Straffe zwinget, hält das der Pöbel vor was gutes?

BOETH.

O nein, unter allen elendesten Sachen, so nur zu erdencken, hält er dasselbe vor das miserableste.

PHILOSOPHIA.

Nun siehe zu, daß wir ja nicht, indem wir des Pöbels Meynung nachhängen, etwas absurdes und unzuläßiges vorbringen.

BOETH.

Wie das?

PHIL.

Denn aus demjenigen, was wir schon zugegeben haben, folget, daß der Zustand dererjenigen, welche die Tugend schon besitzen, oder dieselbe erlangen, und darinnen zu nehmen, überall, es sey auch wie es wolle, gut, deren aber, so in der Boßheit verbleiben, böß und sehr elend sey.

BOETH.

Das ist wahr, ob es gleich niemand gestehen wird.

PHILOS.

Daher soll ein weisser Mann eben so wenig beschweret und verdrüßlich werden, wenn er mit dem Unglück streiten muß, als ein tapfferer Soldat unmuthig werden darff, wenn ein Kriegs-Tumult und grosser Alarm gehöret wird. Denn beyde haben bey diesen Schwierigkeiten Anlaß und Gelegenheit, und dieser zwar seine Gloir zu vermehren, und

jener sich in seiner Weißheit zu confirmiren, dannenhero auch die Tugend, Virtus, Krafft heisset, die sich propriis viribus d. i. auf ihre eigene Kräffte verlassen kan, und durch keine Widerwärtigkeit überwunden wird. Denn ihr, die ihr in der Tugend schon etwas avanciret, seyd auch deswegen nicht in die Welt gekommen, daß ihr in Ergötzlichkeiten schwimmen, und in Wollüsten euch ermüden sollet, sondern, daß ihr mit allerhand Unglücksfällen scharffe und hefftige Streite ausstehen sollet, damit ihr nicht in Unglück unterdrücket oder im Glück verderbet werdet, drum haltet stets durch standhaffte Kräffte die Mittelstrasse; Was aber drunter oder drüber ist, das hat und bringet Verachtung der Glückseeligkeit, und hat keine Belohnung der Mühe und Arbeit zu erwarten. Denn es stehet in eurer Macht, in was vor einen Stand des Glückes ihr euch setzen wollet. Denn alle Widerwärtigkeit die übet, oder verbessert, oder bestraffet uns. Met.

Ein Agamæmnon bringt dort fast zehn Jahre zu, 7.
Wenn er die stoltze Macht der Phrygier will brechen,
Und den entführten Schatz des Bruders tapffer rächen,
Da hat Brust, Faust und Schwerd, so Tag als Nacht nicht Ruh.
Ja da er Mann und Schiff den Wellen will vertrauen,
Und durch geweyhtes Blut der Winde Gunst erwerben,
Muß sein unschuldig Kind, die schöne Tochter sterben,
Und durch ihr keusches Blut den Sieges-Altar baun.

Er zieht sein Vater-Hertz, als liebste Kleider, aus,
Und läst des Priesters-Stahl in deren Adern wühlen,
Auf derer zarten Brust nur Lieb und Anmuth spielen,
Die Liebe küsset da des Todes Furcht und Grauß.
Wie wird Ulysses doch in Schmertz und Noth gebracht,
Da Polyphemus ihm Geferd' und Freunde frisset,
Wiewohl er diese Lust mit vielen Thränen büsset,
Da ihn der kluge Held, zum blinden Monstro macht.
Was hat den Herculem zu solchen Ruhm erhöht?
Nur Tapfferkeit und Kampff. Er würget die Centauren,
Die dort mit frecher Wuth auf süsse Waaren lauren.
Die rauhe Löwen-Haut, die ihn so wohl ansteht,
Hat er nach Blut und Kampff der Bestie abgestreufft,
Und mit Blitz-schnellen Pfeil die Harpyen erschossen,
Der güldenen Aepffel-Pracht geraubet u. genossen,
Obgleich ein Drache wacht, vor dem sich fürcht und läufft
Was sonst recht tapffer scheint. Nur Hercules weicht nicht,
Der grimmge Höllen-Hund muß sich ihn binden lassen,
Des Diomedes Pferd', die sonst nur Menschen frassen,

Die

Die werden hier zu samt dem Herren hingericht.
Die Schlange, deren Gifft nur Pest und Tod erwecket,
Und in dem Schwefel-Pfuhl, der Lerna heisset, wohnet,
Wird von der tapffern Faust am wenigsten verschonet,
Ob der zerhackte Rumpff gleich neue Köpffe heckt.
Der Achelous kömt mit Schimpff um Schatz und Horn,
Er muß die Liebes-Gluth in seinem Flusse kühlen,
Und statt des Wollust-Saffts die kalten Fluthen fühlen,
Dahin ihn plötzlich stürtzt des Helden grimmiger Zorn.
Antæus, dessen Krafft viel 1000. sonst bezwang,
Muß endlich wie ein Kind in seinem Blut ersticken,
Uud den erbosten Geist der Erden-Mutter schicken,
Als er in Libyen mit unserm Hercul rang.
Der Räuber Cacus stirbt von eben dieser Faust,
Der sonst Evanders Mord und Blut-Begier kan stillen,
Wenn Erymanthens Höh mit Schaum und Wuth zu füllen,
Des wilden Ebers Grimm erschröcklich tobt und braust,
So legt es Hercules den starcken Schuldern auf,
Und träget es dahin, wo's sein Verderben findet,
Kurtz, dieser tapffre Held, der alles überwindet,
Steigt endlich durch Gefahr hin zu der Sternen Hauff,

Und seiner Thaten Lohn muß selbst der Himmel seyn.
Ihr tapffern Seelen eilt, und folget dem Exempel,
Durch Faulheit steigt man nicht zum Ruhm- und Ehren-Tempel
Nach überwundner Welt, geht man zum Himmel ein.

Lib. V. Prof. 1.

BOETH.

Deine Ermahnung ist gerecht, und stehet deiner Autorität und hohen Ansehen gar wohl an, aber, was du schon längst gesagt hast, es sey nehmlich die Frage von der Providence oder göttlichen Vorsorge mit vielen andern verknüpffet und verwickelt, solches erfahre ich in der That. Denn ich frage dich, ob ein Zufall und was er sey?

PHIL.

Ich bin bereit meinem Versprechen nachzukommen, und dasselbe zu erfüllen, zugleich auch dir den Weg, welcher dich wieder in dein Vaterland bringen möge, zu zeigen. Diese Dinge aber, ob sie gleich sehr gut und nützlich sind, daß man solche wisse und verstehe, so sind sie doch von unserm Vorhaben etwas unterschieden, weswegen ich denn noch besorgen muß, du möchtest durch diese Abwege so abgemattet werden, daß du hernach den rechten Weg oder Reise zu Ende zu bringen nicht mehr im Stande seyst.

BOETH.

Da sorge du nur nicht in geringsten davor. Denn dasjenige zu erkennen, welches nicht sonderlich ergötzet, wird mir iederzeit die allersüste Ruhe selber seyn.

Wie

Wie sich auch deine bißherige Rede auf ungezweiffelte Wahrheiten gegründet hat, so werde an der Wahrheit der folgenden im geringsten nicht zweiffeln.

PHIL.

Ich will dir hierinnen gehorsamen. Wenn jemand dieses wolte einen Zufall nennen, da sich etwas aus ohngefährl. Bewegung und ohne ordentliche Connexion der Ursachen zuträgt, so versichere ich hingegen / daß ein Zufall gar nichts sey, und nur ein leeres Wort, welches nichts bedeutet. Denn wie kan wohl etwas ohngefährlich seyn, oder, wo kan die Verwegenheit wohl Raum und Platz finden, da GOtt alles in gewisse Ordnung und Schrancken zwinget und setzet, denn dieses ist ausser Zweiffel; aus nichts, kan nichts entstehen und werden, und dieses, als warhafftig anzunehmen, hat keiner von den Alten iemahls Bedencken getragen, wiewohl sie dasselbe nicht von einem würckenden Principio, sondern von der Natur und Beschaffenheit der Materie verstanden, und dieselbe hierinnen zum Grund geleget haben. Aber, wenn etwas entstehet, da keine Ursachen darzu da sind, so ist es eben, als wenn ich sagte, es ist aus Nichts entstanden. Da aber nun dieses nicht geschehen kan, so kan auch kein solcher Zufall seyn, wie er itzt beschrieben worden.

BOETH.

Wie so denn? Ist denn gar nichts zu finden, welches man einen Zufall, oder etwas von ohngefähr geschehenes, nennen könte? Oder ist vielleicht noch etwas übrig, obgleich solches der gemeine Mann

nicht weiß, welchem diese Wort mit Recht zukomme?

PHIL.

Mein Aristoteles hat dasselbe in seiner Physique beydes kurtz und mit der Wahrheit ziemlich übereinkommend beschrieben.

BOETH.

Wie denn?

PHIL.

So offt etwas einer Sache wegen unternommen oder verrichtet wird, und begiebet sich aus sonderbahren Ursachen etwas anders, als man intendiret, und worauf man gezielet hat, so wird solches ein Zufall genennet. Als wenn iemand, um seinen Acker zu bauen, etwas in die Erde hinein gräbet, und einen daselbst verscharreten Gold-Klumpen anträffe. Hiervon glaubt man nun zwar, es habe sich solches ohngefähr zugetragen, aber es ist nicht ohngefähr oder von nichts hergekommen: Denn es sind eigene und besondere Ursachen, deren Zusammenlauff diesen Zufall scheinet verursachet zu haben. Denn woferne der Ackermann nicht hätte in die Erde gegraben, und woferne derjenige, so das Geld abgeleget, selbiges nicht hätte an solchem Orte verscharret, so würde das Geld nicht gefunden worden seyn. Dieses wären also die Ursachen und der Ursprung eines Zufalls oder eines Dinges, so aus unvermuthet auf einander treffenden und zusammen kommenden Ursachen, nicht aber nach den Willen und der Intention dessen, der es verrichtet, geschicht. Denn es hat weder der, der das Gold vergraben, noch der, der den Acker gebauet, gewolt

wolt oder im Sinne gehabt, daß das Gold möchte gefunden werden, sondern, wie ich gesagt habe, daß jener daselbst etwas verscharret, und dieser aufgegraben und gefunden, das hat sich unvermuthet also begeben und gefüget. Ist mir also vergönnet einen Zufall zu beschreiben, so spreche ich: Ein Zufall ist eine unvermuthete und aus gewissen zusammen kommenden Ursachen erfolgende Begebenheit in solchen Dingen, die man doch um einer gewissen Ursache willen vornimmt. Daß aber etliche Ursachen zusammen kommen, und gleichsam ohngefährlich zusammen lauffen, das macht diejenige Ordnung, welche in einer unvermeydl. Connexion würcket, und, weil sie aus dem Brunnen der Göttl. Providence herqvüllet, alle Dinge in gewisse Zeit und Ort einschliesset.

Man sieht aus einer Qvell den Phrat und Tyger fliessen Met. 5.
Dort in Armenien, wo man die Völcker findt,
Die pflegen ihre Pfeil von hinterwärts zuschiessen
Wenn sie dem Scheine nach bereits schon flüchtig sind.
Doch werden sie gar bald getrennt
Da dieser hier der dort hin rennt.
Wo ihre Ströme nun von neuen sich verbinden,
Stößt auf einander auch, was ieder mit sich führt:
Man sieht, wie Schiff und Stamm sich hierzu sammen finden,
Die jeder sonst a part mit seinen Fluthen rührt.

Seht

Seht, wie der Strom dasjenge häufft,
Was ohngefähr zusammen läufft.
Doch wird der Flüsse Lauff durch die Natur regieret,
Die Ordnung bringts so mit, der Fluß geht unterwerts.
Und schleppet alles fort, dahin es wird geführet.
So treibet auch das Glück nur einen blinden Schertz.
Es scheint, als wär es ohngefähr
Und ist nie Zaum und Zügel leer.

Libr. V. Pros. 2.

BOETH.

Das verstehe ich und bin versichert, daß es sich wie du gesagt, so verhalte, aber bleibet uns denn nicht bey dieser Aneinanderhangung derer Ursachen noch eine Freyheit des Willens übrig, oder zwinget gleichsam eine fatale Kette die Bewegung derer Menschlichen Gemüther so, daß sie gar keine Freyheit behalten?

PHIL.

Es bleibt ein freyer Wille übrig, und wird keine vernünfftige Natur und Creatur seyn, die nicht solte einen freyen Willen haben. Denn was natürlicher Weise die Vernunfft brauchen kan, das hat auch eine Beurtheilungs-Krafft, womit es alles unterscheidet, und dasjenige, was man fliehen muß, von dem, was man wünschen und begehren soll, absondert. Was man aber vor was gutes schätzet, das wünschet man sich, hingegen fliehet man dasjenige, was man als was böses fliehen muß. Derowegen hat dasjenige auch, wo Verstand

stand und Vernunfft anzutreffen ist, einen freyen Willen etwas zu wollen, und etwas nicht zu wollen. Doch glaube ich, es sey dieser freye Wille nicht in allen von gleicher Fertigkeit; denn die, so hohen und Göttl. Wesens seyn, haben einen tieffer-durchdringenden Verstand und Beurtheilungs-Krafft, einen unverdorbenen Willen, und eine Macht, daß sie alles, was sie nur wünschen, alsofort vollbringen, und sich desselben theilhafftig machen können. Daß die Menschen freyer seyn, folget gar deutlich, wenn sie sich beständig in der Betrachtung des Göttlichen Wesens aufhalten. Sie sind aber nicht so frey, wenn sie auf die Cörper fallen, und mit irrdischen Gliedern, gleichsam als mit Ketten, gebunden sind, die grösten Sclaven aber sind sie, wenn sie sich denen Lastern ergeben, und sich ihrer eigenen Vernunfft nicht mehr bedienen können. Denn wenn sie die Augen ihres Verstandes von dem Lichte der höchsten Wahrheit zu niedrigen und dunckeln Dingen gewendet, so werden sie alsobald, gleichsam mit einer dicken Wolcke der Unwissenheit, umgeben, und werden so dann durch die verderbten Affecten in eine continuirliche Unruhe versetzet, und wenn sie denenselben folgen / und demjenigen, was sie eingeben, beystimmen, so befördern sie selbst die Sclaverey, darein sie sich gestürtzet, und sind gleichsam mit ihren freyen Willen gefallen. Welches aber das Auge der Göttlichen Providence, das da von Ewigkeit alles vorher siehet, deutlich genug erkennet und siehet, und alles so austheilet und verrichtet, wie es, nach eines jeden Meriten, vorhero be-

beschlossen. Denn es siehet alles, und höret alles.

Met. Homerus singt zwar schön

2. Von Phœbus güldnen Strahlen,
Die alles hier bemahlen,
Was wir vor Augen sehn;
Doch Phœbus kan offt kaum
Durch seine Wolcken dringen
Viel weniger bezwingen
Den holen Erden-Raum.
Samt Thetis tieffen Gründen;
Wo gar kein Licht zu finden.
GOtt ist das rechte Licht,
GOtt ist die wahre Sonne
Der Creaturen Wonne,
Deß Glantz durch alles bricht.
Kein Schlund und keine Macht
Kan sein scharff Aug verhindern,
Noch Glantz und Licht vermindern,
Zu seiner Augen-Pracht.
Es dringt durch alle Hölen
Diß Licht der frommen Seelen.
Sein scharffer Augen-Blick
Schaut, was in Tieff und Höhen
Itzund pflegt zu geschehen.
Er geht darauf zurück,
Und sieht, was schon vorbey.
Und, was auch noch soll werden
Auf diesem Rund der Erden,
Als wenns geschehen sey.
Kurtz! GOtt ist unsre Sonne,
Licht, Leben, Glantz und Wonne.

Libr.

Libr. V. Prof. 3.

BOETH.

Nun werde ich durch einem andern und noch viel wichtigern Scrupul abermahl noch confuser.

PHIL.

Warum? Jedoch, ich mercke schon, was dich perturbiret.

BOETH.

Es scheint, als wenn es gar nicht mit einander bestehen könne, daß nehmlich GOtt alles vorher wissen, und doch auch ein freyer Wille seyn solle: Denn, wenn GOtt alles vorher siehet, so muß dasjenige, was seine Providence schon längst vorher gesehen, nothwendig geschehen; denn GOtt kan nimmermehr irren. Derohalben, wenn sie von Ewigkeit schon, nicht nur die Thaten derer Menschen, sondern auch ihre Anschläge und ihren Willen und Neigungen vorher gewust, so kan ja der Wille keine Freyheit haben, und wird ja nichts geschehen, und keine Neigung im Willen entstehen können, welches nicht die infallible Providence GOttes vorher gewust hätte, denn, wenn die menschl. Sachen anders, als sie von GOtt vorher gesehen, können gelencket und eingerichtet werden, so wird die Allwissenheit GOttes, von zukünfftigen Sachen, nicht bestehen können, sondern vielmehr ein eitler Wahn und Einbildung seyn, welches man aber von GOtt nimmermehr sagen oder gedencken darff. Doch approbire ich auch derjenigen Meynung nicht, die da dencken, sie könten diesen Knoten wohl auflösen, indem sie sagen: Es müste etwas nicht deßwegen geschehen, weil die Allwissenheit GOttes

vor-

vorher gesehen, daß es geschehen würde. *Au contrair*, weil das geschehen würde, so habe solches der Göttlichen *Providence* nicht verborgen seyn können, und auf solche Weise wäre das Gegentheil nothwendig, denn das müste ja eben nicht nothwendig geschehen, was vorher gesehen worden, sondern was geschehen würde, das müste schon vorher gesehen seyn. Eben, als wenn wir darnach fragten, welches von diesen beyden des andern Ursache wäre, und ob die Vorsehung die Nothwendigkeit der zukünfftigen Dinge, oder diese die Vorsehung verursache. Wir bemühen uns aber dieses zu demonstriren, daß die vorher gesehene Sachen (die Connexion der Ursachen mag seyn wie sie will) nothwendig auch erfolgen müssen, ob es gleich scheinet, wegen der Vorsehung müsten die Sachen eben nicht nothwendig so kommen; denn, wenn einer sitzt, so muß die Meynung, daß er denckt, er sitze, wahr seyn, und wiederum im Gegentheil, wenn die Meynung wahr ist, daß er sitze, so muß er auch nothwendig sitzen. Ist also beydes nothwendig. Das eine, daß er sitze, und das andere, daß dieses wahr sey. Es sitzet nun aber einer nicht deßwegen, weil diese Meynung wahr ist, sondern vielmehr ist diese darum wahr, weil vorher iemand sitzen muß. Also, ob schon die Ursache dieser Warheit nur aus einem Theil entstehet, so hat es doch beyderseits eine Nothwendigkeit bey sich. Gleichermassen muß man auch von der Vorsehung GOttes, und von zukünfftigen Dingen raisonniren, denn ob sie gleich deßwegen vorher gesehen worden, weil sie künfftig sich begeben werden; so müssen doch nichts desto-

destoweniger entweder die zukünfftigen Sachen von GOtt vorher gesehen werden, oder die vorher gesehene Dinge müssen nothwendig erfolgen, welches allein schon capable ist, den freyen Willen aufzuheben. Ferner, wie verkehrt und falsch wäre das, wenn die zeitlichen Begebenheiten eine Ursache der Göttlichen ewigen Vorsehung seyn und heissen solten? Was ist es aber anders, wenn man davor hält, GOtt sehe die zukünfftigen Sachen darum vorher, weil sie geschehen werden, als wenn man meynet, dasjenige, was sich ehemahls zugetragen, sey die Ursache dieser höchsten Vorsehung GOttes. Zudem / gleichwie, wenn ich weiß, daß etwas ist, dasselbe nothwendig seyn muß, so muß auch dasjenige, was ich weiß, daß es zukünfftig oder geschehen werde, nothwendig erfolgen oder geschehen. Also folget denn, daß der Erfolg der vorher gesehenen und vorher gewusten Sachen nicht kan vermieden werden, sondern nothwendig geschehen müsse. Endlich, wenn iemand eine Sache anders ansiehet, als es in der Wahrheit, so ist solches nicht allein keine Wissenschafft, sondern gar ein betrüglicher falscher Wahn, welcher von einer wahren Wissenschafft weit entfernet ist. Wenn derohalben auf solche Weise was zukünfftig ist, daß sein Erfolg nicht gar gewiß und nothwendig, wie kan man denn vorhero wissen, daß das geschehen werde. Denn, wie Wissenschafft nichts falsches und ungewisses bey sich hat, also kan auch dasjenige, was dieselbe sich concipiret, nicht anders beschaffen seyn, als die Wissenschafft solches weiß und erkennet. Denn das ist die Ursache, warum die

Wissenschafft ohne Irrthum ist, dieweil ein jedes Ding also seyn und sich verhalten muß, wie die Wissenschafft solches begreiffet und sich concipiret. Wie kan denn nun GOtt zukünfftige Sachen, so doch noch ungewiß sind, vorher wissen? Denn, wie seine Meynung oder Wissenschafft von zukünfftigen Dingen unvermeydlich ist, die Dinge aber gleichwohl anders kommen können, so irret er, welches man aber von GOtt nimmermehr gedencken noch sagen darff. Siehet er aber Zukünfftige so, wie sie würcklich sind und seyn werden, und weiß, daß sie so wohl geschehen als nicht geschehen können; was wäre alsdenn das vor eine weise Vorsehung, welche nichts gewisses und fest-gesetztes sehen oder begreiffen kan? Oder was wird sie viel anders seyn als jene lächerliche Weissagung des Tiresias: **Was ich sagen werde / das wird entweder seyn, oder nicht seyn.** Ja! was wird die Göttl. Vorhersehung viel besser seyn, als eine Menschliche Meynung, wenn sie, wie die Menschen judiciret von ungewissen Sachen, von denen sie nicht wissen, wie sie ablauffen werden? Da nun aber bey diesem Gewißheits-vollen Brunnen und Ursprung aller Sachen nichts ungewisses seyn kan, so muß dasjenige auch nothwendig geschehen, was seine feste und unveränderliche Weißheit vorher gesehen, dahero denn die Menschl. Anschläge und Verrichtungen keine Freyheit haben, massen der Geist GOttes, der alles vorher ohne Falschheit und Irrthum gesehen, denenselben ein gewisses Ziel und Erfolg vorschreibet und daran bindet. Wo man aber die-

dieses einmahl annimmt, so siehet man leicht, was vor eine grosse Verwirrung und Elend in denen Sachen der Menschen erfolgen würde. Denn man würde denen Frommen vergeblich Belohnungen, und denen Bösen vergeblich Straffe auflegen, welche sie durch einen freywilligen und ungezwungenen Trieb ihres Gemüths ja nicht verdienten. Und das, was man itzo vor höchst billig hält, nehmlich die Gottlosen zu straffen und die Frommen zu belohnen, würde vor das allerunbilligste und ungerechteste gehalten werden, massen dieselben nicht aus eigenen Willen dieses oder jenes ergreiffen, sondern aus Nothwendigkeit, daß solches geschehen muß, darzu gezwungen würden. Also würde auch alles, was man von Laster und von Tugend saget, nichts mehr seyn, sondern Verdienst und Verbrechen alles vermischt und ohne Unterscheid verwirret seyn. Und was das ärgste, so nur erdacht werden kan, da aus der Providence GOttes die Ordnung aller Sachen geleitet wird, und der Menschen Anschläge und Willen hierzu nichts vermögen, so werden auch alle unsere Laster und Böses auf GOtt, der doch der Urheber alles Guten ist, gelehnet, und demselben zugerechnet. So hat man auch keine Ursache mehr, entweder worauff zu hoffen, oder etwas abzubitten, denn, was soll man hoffen, oder was kan man bitten, wenn alles Gutes, und was man gerne will, durch eine unvermeydliche Ordnung aufeinander so folgen muß? So wird denn die einzige Gemeinschafft zwischen GOtt und denen Menschen, nehmlich, daß man hoffen und bitten kan, aufgehoben wer-

den. Allermassen wir durch unsere gehörige und billige Dehmuth bey GOtt machen können, daß er solche durch seine unschätzbahre Gnade reichlich vergilt. Welches noch die eintzige Art und Weise ist, wie die Menschen sich mit GOtt unterreden, und mit diesem unzugänglichen Lichte, ehe sie noch dasselbe erlangen, durch demüthiges beten vereiniget werden können. Wann aber auch dieses, bey zugelassener Nothwendigkeit zukünfftiger Dinge / für unkräfftig und nichts-gültig gehalten wird; was wird nun noch seyn, dadurch wir mit dem obersten HErrn aller Sachen vereinigt werden, und demselben anhangen können? derohalben müste denn nothwendig das Menschl. Geschlecht, wie du kurtz zuvor gesagt, wenn es von seinem Schöpffer und Ursprung abgesondert würde, zu nichte werden, und zu Grunde gehen.

Met. Wer hat den süssen Bund der Dinge so zerrissen?

3. Wer konte es doch machen,
Daß zwey wehrhaffte Sachen
Sich so entgegen sind?
Wie daß sich Dinge zancken müssen,
Die man bey einem Ursprung find?
Ist denn gar keine Einigkeit,
Die gute und wahre Dinge kan verbinden?
Ach unser armer Geist, den danckle Glieder drücken,
Kan das verborgne Licht nicht wohl erblicken.
Und des Verstandes Dunckelheit
Kan den Zusammenhang der Sachen nicht ergründen.

Doch

Doch warum pfleget er offt schier zu brennen,
Die Wahrheit zu erkennen?
Weiß er denn, was er wissen will?
Ey wenn ers weiß, was will ers erst noch wissen?
Und weiß ers nicht, so sey er doch nur still.
Und sey nicht so vergeblich doch beflissen.
Wer ist, der etwas sucht, davon er doch nichts weiß?
Wer wendt auf unerkannte Dinge Fleiß?
Denn, was man hat, kan man nicht finden.
Und, das gefunden, kennt ein Blinder nicht.
Da unser Geist noch rein und einfach war,
Da kunt er alles tieff ergründen.
Nun, da er in des Leibes Kercker liegt.
Da hat er seiner, doch nicht gantz und gar,
In etwas nur vergessen,
Und hat das Hauptwerck noch, deß was er sonst besessen,
Die vielen Theile aber sind dahin.
Wer nun die Wahrheit recht erforschen will
Hat weder nichts, noch alles in dem Sinn.
Und, was er noch besitzt, das muß er stets erwegen,
Das daß Vergeßne sich auch wieder möge regen.

Libr. V. Prof. 4.

PHIL.

Das ist schon eine alte Klage von der Providence GOttes, welche Marc. Tullius in seinen Schrifften von unterschiedenen Arten der Weissagungen häufig geführet, wie du auch selbst diese Materie schon lang und viel untersuchet hast, aber keiner

von euch hat dieselbe gründlich und kräfftig genug ausführen können. Und ist die Ursache solcher Dunckelheit und Undeutlichkeit, daß die unruhige Menschl. Vernunfft sich nicht zu den einfachen Wesen der Göttlichen Vorhersehung nahen kan, denn wenn dieselbe nur einiger massen könte betrachtet werden, so würde man gar keine Undeutlichkeit dabey antreffen, welches ich denn hernach erklären und darthun will, wenn ich vorhero das, was dich unruhig machet, werde ausgeführet haben. Denn ich frage dich: Warum hälst du den Schluß oder Ursache, so diesen Zweiffel auflösen soll, vor nicht kräfftig genug, welche, da sie gesagt, die Vorwissenheit der zukünfftigen Dinge könne keine Nothwendigkeit verursachen, daher schliesset, die Freyheit des Willens werde durch die Vorwissenheit nicht verhindert? Kanst du denn wo anders her beweisen, daß die künfftigen Dinge nothwendig geschehen müsten, ausser, daß dasjenige, was man vorher gesehen, auch nothwendig folgen müsse? Wenn also die Vorhersehung zukünfftiger Sachen zu keiner Nothwendigkeit verbindet, wie du denn kurtz zuvor gestanden, warum soll man denn indifferenten und willkührigen Sachen einen gewissen Ausgang aufzwingen? Gesetzt nun, damit du nur siehest, was daraus folgen könne, es wäre keine Vorsehung, würden denn darum die Sachen, so von unsern freyen Willen dependiren, an eine Nothwendigkeit gebunden seyn? Keines weges. So wollen wir also setzen, es sey eine Providence, selbige verbinde aber nichts zu einer Nothwendigkeit, so wird also, meiner Meynung nach, der Wille

sei-

seine volle und absolute Freyheit behalten. Doch, möchtest du sagen: obgleich die Vorwissenheit keine Nothwendigkeit ist, daß künfftige Sachen nach ihren Wissen gehen müsten, so ist sie gleichwohl ein Zeichen, daß dieselben nothwendig so kommen würden. Auf solche Weise nun folgte, daß die künfftigen Sachen nothwendig ergehen müsten, wenn schon vorhero keine Erkänntniß derselben gewesen wäre, denn ein iedes Zeichen weiset nur das, was es ist, machet und würcket aber nicht, was es anzeiget. Derohalben muß vorhero erwiesen werden, daß alles aus Nothwendigkeit geschehen müsse; Damit man sehen könne, die Vorwissenheit sey eine Ursache dieser Nothwendigkeit, denn sonsten, wenn diese (die Nothwendigkeit) nichts ist, oder wenn nichts nothwendig geschicht, so kan auch jene (die Vorsehung) nicht deßjenigen Dinges Zeichen seyn, welches nicht ist. Nun ist aber bekannt, daß ein gründlicher, fester und vernünfftlicher Beweiß, nicht etwan aus Zeichen oder von aussen her gesuchten Sachen zu nehmen sey, sondern aus conveenablen und nothwendigen Ursachen. Aber, wie kan seyn, daß zukünfftige Dinge, die vorher gesehen seyn, doch nicht erfolgen solten? Eben, als wenn wir glaubten, dasjenige würde nicht erfolgen, was die Vorsehung vorher weiß, daß es künfftig seyn oder geschehen werde; und nicht vielmehr davor hielten, daß, ob es schon erfolgte, habe es doch in sich selbst, und von Natur, keine Nothwendigkeit gehabt, darum es hätte erfolgen müssen, welches du hierbey leicht wirst abnehmen können. Denn viele Sachen, indem sie geschehen, sehen wir mit Au-

gen an, weil sie uns vor Augen liegen: Als, was ein Fuhrmann bey einem Wagen, wenn er denselben fähret oder umwendet, thut; und dergleichen Dinge mehr. Ist denn nun dabey eine Nothwendigkeit, daß es so geschehen muß? Gar nicht! denn was solte die Kunst helffen, wenn alles aus einer Nothwendigkeit und Gezwang so beweget würde? Derohalben sind diese Dinge, welche, indem sie geschehen, aus keiner Nothwendigkeit geschehen, auch ehe sie geschehen, an keine Nothwendigkeit gebunden, und sind Sachen, die sich wohl zutragen können. Derohalben sind etliche Sachen künfftig und werden geschehen, deren Erfolg mit keiner Nohtwendigkeit verknüpffet; sondern davon gantz frey ist. Denn ich dencke ja, es werde niemand sagen, dasjenige, was itzo geschicht, wäre nicht zukünfftig gewesen, daß es geschehen sollen. Also haben denn die Sachen, ob sie schon vorher gesehen worden, doch ihren freyen Erfolg, und geschehen ohne Noth. Denn, wie die Wissenschafft demjenigen Dinge, das itzo geschicht, keine Nothwendigkeit aufleget, also zwinget auch die Vorherwissenheit dasjenige, was noch geschehen wird, zu keiner Nothwendigkeit. Aber du sprichst: **Eben das fragt sich auch noch, ob auch diejenigen Sachen, so an keinen gewissen Erfolg gebunden, auch wohl vorher können gesehen oder gewust werden.** Denn es scheinet, als reime sichs nicht mit einander, und du meynest, wenn es vorher gesehen, so folge die Nothwendigkeit, wenn aber keine Nothwendigkeit da wäre, so könne man es auch nicht vorher wissen. Denn man

man kan ja von nichts eine Wissenschafft haben, als von gewissen Sachen. Wenn aber das, was einen ungewissen Erfolg hat, als etwas gewisses vorher gesehen würde, sey dasselbe ein danckler Wahn, und keine wahre Wissenschafft, denn du meynest, wenn man eine andere Meynung hätte, als sich die Sache selbst verhielte, so sey solches einer rechten Wissenschafft gar nicht gemäß. Die Ursache aber dieses Irrthums ist: weil man meynet, daß alles, was ein ieder weiß, werde nur aus und nach der natürlichen Krafft der Sachen erkennet, welche erkennet werden; da es doch gantz anders und das Gegentheil ist, denn alles, was erkannt wird, das wird nicht begriffen, nach seiner Krafft, und wie es eigentlich an sich selbsten ist, sondern vielmehr nach dem Vermögen und Beschaffenheit deren, so es erkennen. Denn, daß ich dieses mit einem kurtzen Exempel erkläre, so erkennet und begreiffet das Gesicht einen runden Cörper auf eine andere Weise, als eben dessen Ründe von dem Fühlen erkennet und concipiret wird, denn jenes bleibet davon entfernet, und beschauet denselben mit denen Augen-Strahlen gantz und auf einmahl, dieses aber, nemlich das Fühlen, hänget sich gleichsam an den Cörper an, und begreiffet nach gerade dessen Ründe, indem es an dessen Umkreyß daran herum fähret. Also wird auch der Mensch anders betrachtet von denen Sinnen, anders von der Imagination, wiederum anders von der Vernunfft, und anders von dem Verstande. Denn die Sinnen beurtheilen die Gestalt einer Sache, so ferne sie in einem materia-

lischen Subjecto angetroffen wird, die Einbildung aber betrachtet dieselbe ohne Materie, die Vernunfft aber übersteiget auch diese noch, und erweget die eigentliche Gestalt, so in ieden Dingen ist, mit einer universellen Betrachtung. Der Verstand aber gehet nun noch weiter. Denn, indem er die Universalität noch übersteiget, betrachtet er nur bloß die einfache Gestalt mit der Schärffe des Geistes. Wobey denn dieses am meisten zu bedencken ist; denn eine höhere Begreiffungs Krafft fasset die geringern mit in sich, die geringere aber kan auf keine Weise zu der höhern auffsteigen. Denn, es können weder die Sinnen ausser der Materie etwas ausrichten, noch die Einbildung die allgemeine Gestalt beschauen, noch die Vernunfft die einfache Gestalt begreiffen; Sondern der Verstand sieht gleichsam von oben hinein, und begreiffet recht die Gestalt, und beurtheilet alles, was darbey anzutreffen ist, aber auf solche Weise, wie er die Gestalt selbst, welche kein Merckmahl von einer andern Sache seyn kan, begreiffet; Denn er erkennet zugleich den universen Concept der Vernunfft, und die Gestalt, so die Einbildung begreiffet, und die Materie, die in die Sensus fället, daß er sich gar nicht, weder der Vernunfft, noch der Einbildung, noch derer Sinnen bedienen darff, sondern siehet, so zu sagen, formaliter alles nur durch einen eintzigen Blick des Geistes. Wie auch die Vernunfft, wenn sie etwas universelles betrachtet, die Einbildung und die Sinnen nicht nöthig hat, und ohne deren Hülffe Einbildungen und sinnliche Dinge begreiffen kan. Denn diese beschreibet einen universellen Begriff

also: Der Mensch ist ein vernünfftig zwey füßig Thier. Ob nun dieses wohl eine allgemeine Erkänntniß ist, so weiß man doch wohl, daß es eine Sache, so auch die Einbildung und die Sinnen angehet, weil jene dieselbe nicht durch die Einbildung oder durch die Sinnen, sondern mit einem vernünfftigen Begriff betrachtet. Auch die Einbildung, ob selbige wohl erst den Anfang, sich Figuren zu formiren, aus denen Sinnen, als aus dem Gesichte genommen hat, so betrachtet sie doch gleichwohl, ohne Zuthuung derer Sinne, alle sinnliche Sachen, nicht durch eine sinnliche Urtheilungs-Krafft, sondern durch das Judicium der Einbildung. Siehest du nun, daß ein jedes in der Betrachtung aller Sachen bloß sich seiner eigenen Kräffte bedienet, und nicht derjenigen Sachen, die betrachtet werden? Und solches gantz recht, denn da alles Urtheilen eine Verrichtung eines Urtheilenden ist, so muß auch einer nothwendig seine Mühe nicht aus einer fremden, sondern aus eigener Macht vollführen können.

Die alten Stoiker, die allzutummen Seelen, Met. 4.
Nahm diese schnöde Meynung ein,
Daß unserm Geist in seiner Cörper-Hölen
Die Bilder des Verstands von ausen müsten seyn
So eingedrückt; wie wenn ein zartes Blat,
Das sonst gantz leer und glatt
Ohn eintzig Bild und Buchstab ist geblieben,
Mit einem Griffel wird bemahlet und beschrieben;
Wenn aber dieses wahr,
Wenn das Gemüth gar keine Funcken hegt,
Wenn sich kein Licht im Hertzen regt,
Und unsre Seele nur ein todter Spiegel war,

Der iedes Bild von aussen an sich nimmt.
Und wenn kein Strahl von neuen glimmt,
Wo komt denn das so helle Licht doch her,
Dadurch die Seele offt fast alles sehen kan?
Wo die Urtheilungs-Krafft, die auch, was noch so schwer,
Und ohne allen falschen Wahn,
Betrachtet und entscheidet?
Die bald biß in den Himmel steigt,
Und sich an hohen Dingen weydet,
Bald sich in tiefe Höhlen neigt,
Und Gut und Böses da erkennet,
Und diß von jenem trennet?
Diß muß aus höhrer Krafft,
Als der Materie Schwachheit schafft,
In unsre Hertzen fliessen.
Und sie mit einem Trieb begeistern und begiessen.
Doch kan von aussen was der Seelen Krafft erwecken,
Und durch der Sinnen Zärtlichkeit
Erfreuen und erschrecken.
Wie wenn das Licht die Augen trifft;
Und der erregte Schall sich in die Öhren streut:
So wird der Geist von neuen aufgeweckt,
Und fängt denn seine Wirckung an,
Die sich den äusern Bildern gleicht,
Und doch zuvor schon in ihm steckt,
So, daß er alles sehn, hörn und begreiffen kan.

Lib. V. Prosa 5.

PHIL.

Wenn in Empfindung der Leiber / obschon die von aussen hinzu kommenden Beschaffenheiten oder Obje-

Objecta die Instrumenta der Sinnen afficiren, mithin die Leidenschafft des Leibes vor der Munterkeit des operirenden Gemüths hergeht, wodurch die Verrichtung des Gemüths in sich, und die inwendig ruhende Gestalt oder Form aufgefodert und in Bewegung gebracht wird, wenn, sage ich, in Empfindung der Leiber, das Gemüth selbsten nichts in sich nimt und an sich nichts leidet, sondern durch seine Krafft, die, dem Leibe verursachte Leidenschafft beurtheilet, wie vielmehr werden denn nun diejenigen Dinge, welche von allen Leibes-Affecten frey sind, nicht denen äuserlichen Objecten folgen, sondern die Verrichtung ihres Gemüths fortsetzen? Auf diese Weise nun sind vielfältige Erkänntnisse denen unterschiedenen Wesen und Naturen beygeleget worden. Denn der Sinn allein, welcher alles andern Erkänntnisses mangelt, ist denen unbewegl. und doch beseelten und lebhafften Dingen zu Theil gefallen, dergleichen die Meermuscheln sind, und was sonsten noch, an denen Klippen hangende, ernehret wird. Die Einbildungs-Krafft aber ist denen beweglichen Thieren gegeben, welches man an ihrer eingebohrnen Neigung, etwas zu fliehen oder zu begehren, abnehmen man. Die Vernunfft aber kömt nur dem menschlichen Geschlecht zu, gleichwie der Verstand eintzig und allein dem göttlichen, dahero es denn geschicht, daß diejenige Wissenschafft alle andere übertrifft, welche aus ihrer eigenen Natur, nicht allein ihr eigenes, sondern auch diejenigen Dinge, so zu den übrigen Erkänntnissen gehören, erkennet. Denn was würde es werden? Wenn die Sinne und Einbildung denen Vernunffts-Schlüssen zuwider

wären,

wären, sagende: daß das allgemeine, oder die universal Concepte, welches die Vernunfft vermeinte anzuschauen, nichts wären? denn was mit den Sinnen und der Imagination begriffen wird, das könne nicht allgemein seyn. So müsse derohalben, entweder das Urtheil der Vernunfft wahr, und gar nichts sensible, oder sinnlich seyn, oder, weil ihm bekannt/ daß gar vieles denen Sinnen und der Einbildung unterworffen, so müsse der Concept der Vernunfft vor eitel und nichts-würdig angesehẽ werden, als welche dasjenige, was sinnlich und was einzelnes ist, eben als ein allgemeines betrachtet. Wenn nun hierauf die Vernunfft also antwortete, daß sie zwar beydes, was sinnlich und imaginable ist, auf die Weise der Allgemeinheit betrachte, das sinnliche aber, und das imaginable könne nicht zu der Erkänntniß der Allgemeinheit gelangen, oder darnach trachten, weil dessen Erkänntnüß über die Cörperlichen Gestalten sich nicht erstrecken kan, in Erkänntnüß der Sachen aber müsse man vielmehr den stärckern und vollkommenen Urtheil Glauben beymessen. Würden wir nun wohl nicht, die wir sowohl die urtheilende / als einbildende und sinnliche Krafft besitzen, in einen solchen Streit, die Sache der Vernunfft approbiren und selbiger Beyfall geben? Diesem ist nicht ungleich, daß die menschliche Vernunfft davorhält, der göttliche Verstand sehe die zukünfftigen Dinge nicht anders, als wie sie selbige begreiffe. Denn du schliessest also; Weñ einige Dinge einen gewissen und nothwendigen Ausgang nicht zu haben scheinen, so können sie auch nicht vorher gewust werden, als wenn sie gewiß so kommen

men

men würden. Derohalben kan man solche Sachen auch nicht vorher wissen, und wenn wir glauben wolten, es sey solches möglich, so wird nichts seyn, welches nicht aus Nothwendigkeit so erfolgen müsse; wenn wir derohalben, wie wir der Vernunfft theilhafftig sind, also auch das Urtheil des göttlichen Gemüths haben könten, so würden wir, wie wir bereits geurtheilet haben, daß der Sinn und Imagination der Vernunfft weichen müsse/ auch mit Fug und Recht davor halten, daß die menschliche Vernunfft sich dem göttlichen Gemüth unterwerffen müsse. Weshalben lasset uns den Gipffel solches höchsten Verstandes, wenn wir können, besteigen, und uns dahinauf schwingen, denn alda wird die Vernunfft sehen, welches sie in sich nicht anschauen und betrachten kan, und dieses ist es eben, wie nehmlich eine gewisse und fest bestimte Vorwissenschafft auch diejenigen Dinge, welche keinen gewissen Ausgang haben, sehen und erkennen könne, und dieses sey nicht ein blosser Wahn oder Meynung sondern vielmehr eine in keine Gräntzen eingeschlossene Einfaltigkeit der höchsten Weißheit.

Wie so gar mancherley ist die Gestalt der Thiere, Met. 5.
Die dieses Rund in seinen Gräntzen nehrt?
Das eine kriecht gebückt im Staub-Reviere,
Und hat der Würme Zahl vermehrt.
Das andre hebt der leichte Flügel
Durch Lufft und Wind zum Wolcken-Hügel.
Die andern kleben nur an schwerer Last der Erden,
Und lieben Wald und Feld,

Da

Da sie in mancher Form zwar wohl gefunden werden,
Doch seht, wie iedes diß behält;
Sie schauen all gebückt die schwere Erde an,
Daß man hieraus ohnschwer die Dummheit mercken kan.
Der eintz'ge Mensch hebt nur
Sein Angesicht empor und sucht des Himmels-Spur.
Der Leib ist aufgericht,
Und acht't die Sonne nicht.
So zeigt denn die Figur, o Mensch, dir selber an,
Wo deine Thorheit nur diß recht begreiffen kan.
Du müssest Geist und Hertz von Niedrigkeit entfernen,
Und nach der Höh der Sternen
Die Sinnen schicken frey,
Daß nicht dein Geist viel niedriger als Leib und Auge sey.

Lib. V. Prosa 6.

Weil derohalben, wie wir kurtz vorhero gezeiget haben, alles, was man weiß, nicht aus seiner, sondern aus der Natur derer Begreiffenden, erkennet wird, so wollen wir nunmehro gebührend betrachten, welches der Zustand des göttlichen Wesens sey, damit wir auch erkennen können, wie es ferner um dessen Wissenschafft stehe. Daß nun GOtt ewig sey, urtheilen alle vernünfftige Leute. Wir wollen aber nun betrachten, was die Ewigkeit sey, denn dieses wird uns zugleich die göttliche Natur und

und deren Wissenschafft offenbahren. Es ist derohalben die Ewigkeit eine völlige, und zugleich vollkommene Besitzung eines unumschränckten Lebens, welches aus entgegen gesetzten zeitlichen Dingen desto deutlicher erhellet. Denn alles, was in der Zeit lebet, das gehet gegenwärtig fort von den vergangenen zu den zukünfftigen, und nichts bestehet in der Zeit, welches zugleich den gantzen Raum seines Lebens umfassen könne, massen das morgende ihn noch nicht ergriffen, das gestrige aber schon vergangen ist. Ihr lebet auch in den heutigen Leben nicht länger, als in demselben beweglichen und in der Eile vorbeygehenden Augenblick. Welches nun einer solchen Beschaffenheit der Zeit unterworffen ist, obschon dasselbige, wie Aristoteles von der Welt geurtheilet hat, nicht angefangen iemahls zu seyn, und auch nicht aufhöre, mithin dessen Leben nebst der Unendlichkeit der Zeit immer verlängert werde, ist dennoch noch nicht ein solches, oder so beschaffen, daß man es mit Recht vor ewig halten könte, denn ob es schon den Raum des unendlichen Lebens in sich begreiffet, so kan es doch zugleich den gantzen Raum nicht fassen, und das Zukünfftige, als welches noch nicht vorbey, hat es noch nicht. Was derohalben eines unumschränckten Lebens gäntzliche Fülle und Vollkomenheit zugleich begreiffet und besitzet, deme weder etwas von dem Zukünfftigen, noch von dem vergangenen mangelt, das wird mit Recht vor ewig gehalten, und dieses muß nothwendiger Weise, da es sein selbst mächtig, ihm allzeit gegenwärtig beystehen, und eine gegenwärtige Unendlichkeit der beweglichen Zeit gegenwärtig bey sich haben. Dahero

hero einige, welche, da sie hören, daß Plato geglaubet, diese Welt habe keinen Anfang der Zeit gehabt, und würde auch niemahls einen Abgang derselben oder ein Ende haben, fälschlich davor halten, daß man auf solche Weise die erschaffene Welt mit dem Schöpffer gleich ewig machen wolte. Denn ein anders ist, durch ein unumschräncktes Leben geführet werden, welches Plato der Welt zugeeignet, ein anders aber, die gantze Gegenwart eines unumschränckten Lebens umfassen, welches eintzig und allein, wie bekandt, dem göttlichen Gemüth eigen ist, massen GOtt nicht nach der Grösse der Zeit vor älter, als die erschaffenen Dinge, sondern vielmehr nach der Eigenschafft seiner einfachen Natur, muß gehalten werden, denn die unendliche Bewegung der zeitlichen Dinge, ahmet diesen gegenwärtigen Zustand des unbeweglichen Lebens nach, und da sie ihn zu erfüllen, und gleich zu machen nicht vermögend ist, so verfält sie aus der Unbeweglichkeit in die Bewegung, aus der Einfächtigkeit des gegenwärtigen, in die unendliche Grösse des Zukünfftigen und Vergangenen, und da sie die gantze Fülle ihres Lebens nicht zugleich erfüllen kan, so scheinet sie eben dadurch, indem sie einiger massen niemahls aufhöret zu seyn, demjenigen, welches sie nicht erfüllen und ausdrucken kan, auf einige Weise beyzukommen, indem sie an eine jede Gegenwart dieses geringen und flichtigen Augenblicks henget, welche Gegenwart, weil sie einiges Bildniß jener bleibenden Gegenwart träget, verursachet, daß diejenigen Dinge, mit welchen sie verwand, würcklich zu seyn scheinen. Weil sie aber nicht hat bleiben können, so hat sie gleichsam

die

die unendliche Reise der Zeit ergriffen: Auf was Art es denn geschehen, daß sie das Leben im Fortgehen verlängert, dessen Fülle sie durch beständig Verbleiben nicht umfassen können. Wenn wir derohalben denen Sachen ihre gebührende Nahmen beylegen wollen, so wollen wir, dem Platoni folgende, GOtt zwar ewig, die Welt aber immerwährend nennen. Weilen nun ein iedes Urtheil oder Begriff, nach seiner Natur, die ihm unterworffenen Dinge begreiffet, GOttes Zustand aber allzeit ewig und gegenwärtig ist, so bleibet doch auch dessen Wissenschafft, welche alle Bewegung der Zeit überstiegen, in der Einfachheit ihrer Gegenwart, und indem sie den unendlichen Raum des Vergangenen und Zukünfftigen zumsammen fasset, so betrachtet sie alles in ihrer einfächtigen Erkänntnüß, als wenn es ietzo geschehen. Wenn du derohalben die Vorwissenschafft überlegen wilt, wodurch GOtt alles erkennet und unterscheidet, so wirst du mit Recht urtheilen, daß diese nicht eine Vorwissenschafft gleichsam des Zukünfftigen, sondern die Wissenschafft eines niemahls abnehmenden Gegenwärtigen sey. Dahero man solche nicht eine Vorhersehung oder prævidentia, sondern vielmehr eine Vorsehung oder providentia, nennet, weil sie, von geringen und niedrigen Dingen entfernet, alles gleichsam von dem hohen Gipffel der Sachen vor sich siehet. Was begehrest du derohalben, daß dasjenige nothwendig geschehen müste, welches von dem göttlichen Lichte beschauet wird, da doch die Menschen nicht einmahl demjenigen eine absolute Nothwendigkeit injungiren, welches sie vor Augen haben und ansehen,

denn, bringet wohl dein Ansehen denenjenigen Dingen, welche du gegenwärtig siehest, einige Nothwendigkeit? keines weges. Da nun aber, weñ uns vergönnet die göttliche und menschliche Gegenwart zu compariren, wie ihr einige Dinge in dieser eurer zeitlichen Gegenwart sehet, also siehet GOtt alles in seiner ewigen, weßhalben denn das göttliche Vorwissen die Natur und Eigenschafft der Sachen nicht verändert, und solche Sachen siehet er bey sich in Gegenwart, dergleichen in der Zeit künfftig hin sich zutragen werden. Er confundiret auch auch nicht die Urtheile der Sachen, sondern er erkeñet und unterscheidet in einem Augenblick seines Gemüths, so wohl diejenigen Dinge, welche sich nothwendig als nicht nothwendig also ereigen werden, gleich wie ihr, da ihr zugleich einen Menschen auf der Erden wandern, und die Sonne am Himmel aufgehen sehet, dennoch unterscheidet, ob ihr schon alles beydes zugleich anschauet, und dabey urtheilet, das jenes freywillig, dieses aber nothwendig also geschehe, derohalben beunruhiget oder zernichtet also das alles zugleich sehende göttliche Auge die Beschaffenheit der Sachen keines weges, welche bey ihm zwar gegenwärtig, nach Beschaffenheit der Zeit aber zukünfftig sind. Dahero es geschicht, daß dieses keine Meynung, sondern vielmehr eine, auf der Wahrheit sich gründente Erkänntnüß sey, wenn er zukünfftige Dinge zuvor erkennet, aber doch wohl weiß, daß eben dieselben deßwegen nicht nothwendig also sich zutragen müssen. Wenn du aber hier einwenden woltest: Was GOtt siehet, daß es so kommen werde, das muß auch

kom

kommen, was aber kommen muß, das muß sich auch nothwendig so zutragen, mich also an das Wort der Nothwendigkeit bändest, so will ich die gründliche Wahrheit der Sache bekennen, welcher aber kaum jemand, ausser ein Erforscher göttlicher Dinge, Beyfall geben wird. Denn ich will also antworten, daß eben dasselbe Zukünfftige, so fern es gegen die göttliche Wissenschafft betrachtet wird, nothwendig, in seiner Natur aber betrachtet, gantz frey und ungebunden scheine. Denn es sind zwey Nothwendigkeiten, die eine ist simplex oder einfach, wie nehmlich dasjenige nothwendig ist, daß alle Menschen sterblich sind, die andere conditionalis oder bedinglich, als wenn du einen siehest gehen, daß er alsdenn nothwendig gehe. Denn was einer weiß, das kan anders nicht seyn, als es ihm bekand ist. Aber diese Bedingung ist keines weges mit der obigen einfächtigen oder absoluten Nothwendigkeit verknüpffet. Denn diese Nothwendigkeit machet nicht ihre eigene Natur, sondern die hinzugefügte Bedingung, massen keine Nothwendigkeit den freywillig-gehenden zwinget, ob er schon dennoch, indem er gehet, nothwendig gehen muß. Wenn nun auf gleiche Art die göttliche Vorhersehung als gegenwärtig etwas siehet, so muß solches nothwendig seyn, ob es schon keine Nothwendigkeit der Natur hat. Nun aber siehet GOTT diejenigen zukünfftigen Dinge, welche aus der Freyheit des Willens herrühren, gegenwärtig. Solche, mit dem göttlichen Anschauen conferirte Dinge aber, werden durch die Beschaffenheit der göttlichen Erkänntnüß,

nothwendig, an sich aber betrachtet, lassen sie von der absoluten Freyheit ihrer Natur nicht ab. Derohalben geschiehet ohne Zweiffel alles, was GOtt zuvor weiß, daß es zukünfftig sey. Aber einige von selbigen Dingen kommen von dem freyen Willen her, welche, ob sie schon würcklich erfolgen, durch ihr also Seyn, dennoch ihre eigene Natur nicht verlieren, weil sie, bevor selbige geschehen, auch nicht hätten geschehen können. Was ist denn also wohl daran gelegen, daß dasjenige nicht nothwendig sey, da es doch, wegen der göttlichen Wissenschafft Beschaffenheit, auf alle Weise, nach Art der Nothwendigkeit zu erfolgen pfleget? Dieses ist es eben, was ich kurtz vorhero von der aufgehenden Sonne und einem gehenden Menschen geredet habe, welche Verrichtungen, indem sie geschehn, nicht kōnen nicht geschehen, deñoch muste eines vom beyden auch nothwendig seyn oder entstehen, ehe solches geschahe, das andere aber keines weges. Also auch diejenigen Dinge, welche Gott gegenwärtig hat, sind und entstehen auch ohne Zweifel; deren eines aber dependiret von der Sachen Nothwendigkeit, das andere aber von dem Vermögen derer, so es ausrichten. Derohalben haben wir nicht mit Unrecht gesagt, das solche Dinge, wenn sie zu der göttlichen Wissenschafft referiret werden, nothwendig, wenn sie aber an sich betrachtet werden, von den Banden der Nothwendigkeit gantz frey seyn, gleichwie alles, was in die Sinne fält, der Vernunfft entgegengehalten, allgemein, weñ du es aber an sich betrachtest, eintzeln ist. Du möchtest aber sagen, wenn es bey meiner Macht ste-

stehet, mein Vorhaben zu ändern, so werde ich die Vorsehung aufheben, da ich nehmlich dasjenige, welches sie vorher erkennet, vielleicht werde verändert haben. So antworte ich, daß du zwar dein Vorhaben verändern könnest, weil aber auch dieses, daß du es nehmlich könnest, und ob du es thun, und wohin du es anwenden werdest, die gegenwärtige Warheit der Vorhersehung gleichfals anschauet, so kanst du doch die göttliche Vorwissenheit nicht vermeiden, gleich wie du dem Anschauen des gegenwärtigen Auges nicht entfliehen kanst, ob du dich schon mit freyen Willen in unterschiedener Verrichtung wändest. Du möchtest ferner sagen: wie so? Wird denn die göttliche Wissenschafft nach meiner Stell- oder Verrichtung verändert/ daß, da ich bald dieses, bald jenes will, selbige auch die Erkänntniß abzuwechseln scheine? Keines weges. Denn das göttliche Anschauen übersteiget alles zukünfftige, und restringiret es an die Gegenwart seiner eigenen Erkänntniß, es wechselt auch, wie du meynest, die Erkänntnüß bald in diesen bald aber in jenen nicht ab, sondern kömt gleichsam in einem Blick denen Veränderungen, bleibende, zuvor, und fasset selbige zusammen, welche Gegenwart alles zusammen zu fassen, und zu sehen, GOtt nicht von derer zukünfftigen Sachen Erfolg, sondern aus seiner eigenen Einfächtigkeit bekommen hat. Wodurch auch dasjenige aufgelöset wird, was du kurtz zuvor eingewendet, daß es unbillig sey, in Ansehung unserer zukünfftigen Dinge, die Schuld und Ursache der göttlichen Wissenschafft beyzumessen.

Denn diese Krafft der Wissenschafft, welche in einer gegenwärtigen Erkänntniß alles zusammen fasset, bestimmet selbst allen Sachen ihr Ziel und Masse, sie ist aber denen, so hernach und künfftig kommen, nichts schuldig, oder hat mit denenselben nichts, sondern nur mit dem gegenwärtigen zu thun. Bey so gestalten Sachen nun bleibet denen Menschen eine unbefleckte Freyheit ihres Willkührs: und diejenigen Gesetze sind unbillig, welche, da der Wille von aller Nothwendigkeit frey ist, Belohnungen und Straffen setzen. Es bleibet auch GOtt, der zuvor wissende Anschauer aller Dinge, und die gegenwärtige Ewigkeit seines Anschauens concurriret allezeit mit der zukünfftigen Beschaffenheit unserer Verrichtung, denen Frommen Belohnungen, denen Gottlosen aber Straffe verordnende. So sind auch die auf GOtt abzielende Gebethe und Hoffnungen nicht vergebens, sondern können, wo sie anders recht und aufrichtig, keines weges Krafftloß seyn. Habet derowegen einen Abscheu vor den Lastern! befleißiget euch derer Tugenden! erhebet euer Gemüth zu wahrer und aufrichtiger Hoffnung! und lasset ein demüthiges Gebeth zu GOtt in die Höhe steigen! Es ist auch, wo ihr anders die Wahrheit davon gestehen wollet, euch eine gewisse Nothwendigkeit, fromm zu seyn, injungiret, massen ihr ja vor denen Augen des allsehenden Richters in dieser Welt lebet.

Actus

# Actus VI. Scen. I.

CASSIODORUS.

O unglückseelige Zeiten vor rechtschaffene und gelehrte Leute, die wir in Italien erlebet haben! Ist doch keiner mehr, der Gewissen und Religion hat, fast seines Amts und Lebens sicher! O wer hätte es meynen sollen, daß das gute Gemüthe eines so trefflichen Königes, sich so sehr ändern und degeneriren könte! O was können gifftige Schmeichler und verfluchte Blamanten bey Hofe nicht ausrichten; Sie sind eine rechte Pestilentz, die auch die allergesundesten Cörper anstecket und verderbet. Und, o ihr beyden redlichen Männer! wie bedaure ich euch! O du venerabler Symmachus! du grund-ehrlicher und gelahrter Boëthius! Was müst ihr doch vor harte Fatalitäten, durch Zulassung des Himmels, erleben? Ach mein Hertz schwimmet in Thränen, wenn ich euren Unstern, ja euren unschuldigen jämmerlichen Tod vor Augen, mich aber nicht in dem Stande sehe, euch zu retten. Und wie handelst du bey diesen unschuldigen Männern ungetreuer Cassiodorus? Vielleicht hast du nicht dein äuserst Pouvoir, sie zu retten, angewendet? Vielleicht hast du noch so viel Furcht und Zärtlichkeit bey dir, welche dir die Gefahr, auch in des Königes Disgrace zu kommen, so groß vorstellet, daß du lieber wilt mit heucheln, als dich so sehr hazardiren! Doch! ich habe gleichwohl weitläufftige Remonstrationes gethan, und ihre Unschuld dem Könige zu Gemüthe geführet. Aber vergeblich. Ich habe mich beständig geweigert, das Blut-Urtheil wider diese innocente Häu-

pter zu fällen und zu unterschreiben. Aber der König hat mich hierinnen dispensiret und es selber gethan. Was soll, was kan ich weiter thun? Forcire ich des Königes mir gar wohl bekandtes und zur Rache geneigtes Gemüthe, so setze ich mich in den Stand, daß ich nicht allein jenen nicht helffen kan, sondern ich muß selbst deinen Unglückseeligen Gesellschafft leisten, und mein Fall würde den Ruin noch vieler unschuldigen Seelen nach sich ziehen. Drum Patience per force! Ich muß geschehen lassen, was ich nicht verhindern kan. Aber du gerechter und allsehender Himmel, ists müglich, daß du dieses sehen und nicht straffen kanst? Ist denn dein ἔκτικον ὄμμα, dein allrächendes Auge, itzo gantz zugeschlossen? Hast du denn keine Blitze und Donnerkeule mehr, damit du die Läster-Zungen zu tode schmeissest, die alles dieses Unheyl angerichtet haben? Doch! ich dencke: Quod differtur, non aufertur. Dein Rach-Feuer wird schon zu seiner Zeit anbrennen, und niemand wird es löchsen könen. Interim patitur justus. Unterdessen muß die Unschuld leyden, und ich bekomme einen rechten Eckel länger an so einem Orte und in einer solchen Function zu stehen, da ich vieles muß geschehen lassen, was ich doch mit gutem Gewissen und salva justitia nicht leyden solle. Ja mein Geist sagt mirs vorher, daß mirs endlich auch nicht besser, als diesen ehrlichen Männern, an diesem undanckbaren Hoffe ergehen werde. O ich sehe mich schon im Gedancken nach einer sichern Retirade um, da ich etwa in einem Kloster, oder sonst an einem einsahmen sichern Orte den Rest meines Lebens mit heiligen und gelahrten Specula-

culationen und Meditationen zubringen kan. Denn ich bin des Hoffes und der Welt müde, und, wie ich mercke, sie werden meiner auch bald müde werden. Das sind die Tragœdien, die rechtschaffene Leute noch in der Welt spielen müssen. So schmiedet man die Nägel zu ihren Särgen: So belohnet man ihre Meriten; So ehret man ihre grauen Haare, daß sie endlich GOtt dancken, wenn sie ohne Verletzung ihres Gewissens hinaus und davon kriechen können. Der Himmel muß indeß unser bester Trost seyn, und der wird schon die Unschuld zu seiner Zeit an das Licht bringen, und den erwiesenen Schimpff mit tausend Ehren, den erlittenen Verlust mit tausend Schätzen, und die ausgestandenen Schmertzen mit himmlischer Wollust ersetzen. Wie ich nun weiß, daß du theurer Symmachus dieses alles der Seelen nach bereits wirst erfahren und genossen haben. Denn eben in dieser Stunde ist dein graues Haupt von dem Leibe abgesondert, und der Seelen ein weiter Paß gemacht worden, aus ihrem mühseeligen Gefängnisse sich in die Freyheit des Himmels zu schwingen, mit einem Worte, vor wenig Minuten bist du decolliret worden. Also möchte von Hertzen wünschen, daß der arme noch lebende Boëthius auch diesen Trost und dessen Versicherung im Geiste und im Vorschmack empfinden möchte. Denn ich habe zwar gesagt, der noch lebende Boëthius, aber es wird nicht lange währen, so wird er das tödtliche Escavot auch besteigen müssen, denn er ist schon ein Candidatus der Ewigkeit. Der unversöhnliche König hat bereits seinen Untergang beschlossen, und er wird zu Pavia nicht lange

im

im Kercker sitzen, sondern bald durch den Tod liberirt werden. Ach Boëthius! ich höre, du tröstest dich in deinem Gefängniß mit denen philosophischen Gedancken! Die Philosophia selbst ist dir erschienen, und hat mit dir ein süß Gespräch, darinnen sie dich in deinem Elende trösten und auffrichten will? Alle gut. Aber ich besorge, wenn der Tod auf dich würcklich eindringen will, so wird der philosophische Trost keinen Stich halten, alle Gründe werden wancken, und du wirst in einen Trost-losen Stand gesetzet werden. Drum rathe ich dir, lieber Freund, siehe dich nach einer andern Trost-Qvelle um, die aus der geoffenbahrten Warheit und Heil. Schrifft fliesset, so wird dein sterbendes Hertz recht erqvicket, und zum letzten Todes-Kampff angemuthiget werden. O barmhertziger Himmel, schicke dieser sterbenden Seelen deine Göttliche Weißheit von dem Throne deiner Majestät vom Himmel, daß sie ihm im Geiste erschiene, daß sie bey ihm sey, und mit ihm arbeite in seiner höchsten und letzten Noth. Ach ich will näher hinzu treten, und diesem schlummernden Menschen seinen bevorstehenden Tod ankündigen. Ich will von ferne und mit wenigen Worten von ihm Abschied nehmen. Dann mich ordentlich und weitläufftig mit ihm zu lätzen, läst meine grosse Wehmuth nicht zu. Ach die Thränen wollen mir bereits Mund und Rede verstopffen!

(Er tritt näher und doch hinter die Machinen.)

Boëthius! Auf! gefangener Boëthius! deine Gefangenschafft hat bald ein Ende. Schicke dich

zur

zur seeligen Heimfarth, und folge deinem lieben Schwiegervater Symmacho nach. Unterrede dich aber zuvor mit der heiligen Theologie, die wird dich besser trösten, als deine dir erschienene Philosophie. Adieu! zu tausend mahl guter Nacht Boethius! Adieu.

(Reterirt sich geschwinde.)

BOETHIUS (sich aufrichtende.)

Ach was ein schwerer Schlummer! Welch ein beängstigt Hertz schlägt nicht in dieser armen Brust! Ich weiß selbst nicht, wie mir zu Muthe ist. Schlaffe ich, oder wache ich? Wie? ist iemand bey mir gewesen, der mit mir geredet hat? Wie? ist mein Schwiegervater Symmachus bereits hingerichtet, und ich soll ihm nachfolgen? Ach Himmel welche eine Angst überfällt mich! Ach sind die Mörder bereits da, die mich hinrichten wollen? O Weh mir Unschuldigen! Soll ich sterben, ey, so laß man mir doch nur noch ein wenig Zeit, daß ich mich recolligiren, und zum Tode bereiten kan. Ach Philosophia, liebe Mutter! wo bist du? nun ist dein Trost nöthig. Komme und erscheine mir noch einmahl, denn ich habe alle deine Trost-Gründe auf einmahl vergessen, nichts, nichts will mir beyfallen, das den gesunckenen Muth wieder herstellen könte. Ach ich soll sterben? Ach Seele, wie ist dir? Wie stehts um dich? Bist du bereit? Wirst du auch seelig fahren? Wie wilt du vor der Heiligkeit des gerechten GOttes bestehen? Ach Schmertz! O Noth! wo soll ich vor Angst bleiben? Ach wo bleibet meine Philosophia? Ach barmhertziger Him-

mel

mel nimm dich meiner an! O du Erretter und Heyland aller Unschuldigen, komm mir zu Hülffe.

(Die Theologia erscheinet.)

THEOLOG.

Getrost! Getrost! Boëthius, der Himmel hat sich dein erbarmet, und mich gesand; dein betrübtes Hertz mit Trost und Hülffe zu erqvicken.

BOETH.

Wer bist du denn? Etwan meine liebe Pfleg-Mutter, die Philosophie? Warum erscheinest du denn in einer gantz andern Tracht? Wilt du etwan mit mir zu Grabe gehn? oder mich zum Tode begleiten?

THEOL:

O mein Boëthius! ich bin deine, von dir so sehr geehrte Mutter Philosophia nicht; und wenn dir dieselbe hätte helffen können; wäre ich dir nicht erschienen. Aber so ist ihr Trost nicht hinlänglich, in diesem Zustande kan sie dir nicht aushelffen. Weil doch aber deine gute Intention und Redlichkeit deines Hertzens dem Himmel gefallen, so hat er sich deines Zustandes erbarmet; und mich geschickt; dasjenige zu ersetzen, was deine Philosophie nicht vermag. Ich bin nehmlich die Christl. Theologie, und Gottesgelahrtheit; die gantz nahe vor dem Throne GOttes stehet, und deren gehorsame Magd zu seyn; sich deine Philosophia offt vor ein Glücke schätzt.

BOETH:

Hilff Himmel! welch eine Ehre ist das vor mich! Kommt die heilige Gottesgelahrtheit selbst zu mir elenden Menschen? Die allerhöchste und heiligste

Toch-

Tochter des reinen Himmels? Ach verzeyhe es mir, o du venerable Theologia, daß ich, von meiner Schwachheit verhindert, vor dir nicht aufstehen, und die gebührende Reverence machen kan. Ich habe nimmermehr gedacht, daß du mich so viel würdigen, und mich besuchen würdest.

THEOLOG.

O kleinmüthiger Boëthius! das sind vergebliche Einbildungen. Du hättest dich billig eher und mehr mit mir bekannt machen sollen; massen meine Hoheit mich gar nicht hindert mit euch frommen Menschen-Seelen zu conversiren, au contrair, ich mache mir die gröste Freude draus, wenn ich um und neben euch seyn und mit euch von meinen Göttlichen Ehren mittheilen kan.

BOETH.

Das habe ich aus grosser Veneration gegen dich mir nicht unterstanden, sondern bin zufrieden gewesen, wenn mich deine getreue Dienerin, die Philosophie, dann und wann ihrer Conversation und vertraulichen Umganges gewürdiget hat.

THEOL.

Das ist eben der Fehler, den ihr sonst klugen und Weißheits-begierigen Seelen begehet, daß, wenn ich meiner Dienerin, der Philosophie, vergönne, euch dann und wann zu besuchen, und nur gleichsam den Weg zu præpariren, ihr euch alsdann so sehr an ihren Umgang gewöhnet, daß ihr schier meiner gar vergesset, und meine Dienerin begehet offt schier an mir eine Untreue, und weiset solche liebe Hertzen nicht gebührend an mich, ja es verkleiden sich auch wohl betrügliche Geister in den Habit meiner

ner genuinen Aufwärterin, und verführen mir hernach durch ihre süssen und subtilen Reden so manche Seele; daß sie die Liebe, so sie mir, als der Königin, vorbehalten solten; einer unwürdigen Magd schencken, welche doch endlich keinen wahren Liebes-Genuß geben kan; sondern die wahren Gemüther mit lauter leeren Schalen und vergeblichen Einbildungen zu speisen pflegt.

BOETH.

O Himmel! bin ich so betrogen?

THEOL.

Ich will eben nicht sagen, daß die Philosophie, so dir erschienen, eine völlige Betrügerin gewesen, nein; sie hat dir viel gute Sachen gebracht, und hat gethan, was sie gekunt. Aber sie hat dich ein wenig zu lange aufgehalten. Sie hat dich nicht bey Zeiten zu mir gewiesen, und deßwegen hat mich GOtt zu dir gesand, dasselbe zu ersetzen, und dir mit tüchtigen Trost an die Hand zu gehen.

BOETH.

Ich nehme diese Gnade des Himmels mit demüthigen Dancke an, und will mich schicken, deine himmlischen Lehren anzunehmen.

THEOL.

Wohl! Lieber Boëthius! Es sind 4. Puncte, welche ich dir kürtzlich vortragen muß.

(1.) Hat deine Philosophie etliche Reden und Meynungen mit eingestreuet, die etwas gefährlich scheinen, und, wenn sie nicht wohl ausgeleget werden, auf einen Irrthum hinaus lauffen könten.

(2.) Hat sie mit allzu grosser Subtilität und Spitzfündigkeit discouriret, so, daß wenig Ingenia

zu

zu finden, die es alles so wohl begreiffen und sich zu Nutze machen künnen.

(3.) Hat sie dir auf deine Einwürffe nicht allezeit solide genug geantwortet, und endlich, welches das vornehmste, hat sie

(4.) das vergessen, oder, recht zu sagen, sie weiß von den Haupt-Tröstungen nichts, die eine betrübte, und mit dem Tode ringende Seele, vollkommen vergnügen, und in GOTT getrost machen können.

BOETH.

Welches sind denn die Vorstellungen von der ersten Art?

THEOL.

Alle anzuführen, würde dir und mir itzo zu weitläufftig fallen. Ich will nur etwas berühren.

Sie meynet, der Leib sey alleine Schuld, daß die Seele in einen so elenden und unvollkommenen Zustand gerathen, und als wann allein derselbe einige Corruption, und zwar, von Natur an sich habe, da doch das Hauptverderben in der Seele selbst mit zu suchen, und so wohl der Leib als die Seele anfänglich von GOtt gut und heilig erschaffen ist. Aber, das kömmt daher, weil die gute Philosophie nichts weiß von der Erschaffung der Menschen, von dem Ebenbilde GOttes, und dem kläglichen darauf erfolgten Sünden-Fall eurer ersten Eltern, und dergleichen Puncte mehr, die nur eintzig und allein aus der heiligen Offenbahrung GOttes und durch mich können gelernet werden. Es scheinet, als wann sie sagen wolte, daß die Seelen der Menschen, ehe sie in die Leiber komen, schon bey GOtt in dem Himmel

gewesen, und als besondere Substantien ihr Thun und Wesen gehabt hätten, (dahero sie auch alles wüsten, und sich nur erinnern dürfften,) und darnach eine iede besonders unmittelbahr ihrem Leibe eingegossen, oder vielmehr da hinein als in ein Gefängniß wäre gestossen worden, da doch GOTT nur eine Seele unmittelbahr dem ersten Menschen eingeblasen, und hernach gemacht, daß von eines Menschen Blut aller Menschen Geschlechte auf dem Erdboden wohnen sollen, Act. XVII, 26. Uber dem, so bleiben auch einige Seelen gottloß und von GOtt abgesondert, wenn sie gleich von dem Leibe befreyet, und in die Ewigkeit versetzet werden; dahero denn so wohl die Seele als der Leib erst müssen von der Verderbniß gereiniget werden, wenn sie anders mit dem höchsten Gut sich vereinigen und die wahre Glückseeligkeit erlangen wollen. Daß aber die Seelen diese Welt, als ein Exilium, und den Himmel als ihr Vaterland betrachten, kommt daher; weil sie GOtt vornehmlich zu der Besitzung des Himmels erschaffen, welches liebe Vaterland sie aber durch den erfolgten Sünden-Fall und ihrer eigenen Abkehrung von GOtt verlohren, Sap. II, 23. wo nicht einer gekommen, der ihnen dieses Vaterland wieder erworben/u. sie dahin führete, wovon aber deine Philosophie nichts weiß. Es ist eine gefährliche Redens-Art, daß deine Philosophie meynet, die Seelen, die sich mit GOtt vereinigten, würden würcklich GOtt selbst, und könten Götter genennet werden. Denn, ob sie gleich durch die Gnade der Wiedergeburth wiederum mit Göttl. Eigenschafften

ken begabet, und den Glantz des Göttl. Ebenbildes wieder einiger massen annehmen; so werden sie doch nicht würcklich und natürlich in GOtt verwandelt, sondern behalten ihr menschliches Wesen, welches unendlich niedriger und geringer, als der unendliche GOtt; ja sie bleiben auch so gar nach ihrer völligen Restitution Menschen, und sind nicht GOtt selbst, ob sie wohl mit GOtt und Göttlichen Lichte erfüllet, in GOtt und bey GOtt leben, weben und sind; so wenig Adam im Paradieß GOtt selbst war, ob er gleich das Ebenbild GOttes noch hatte, vielmehr war es der erste und subtileste Gifft, den die Schlange dem Menschen einbließ, daß er solte und wolte GOtt gleich seyn. Wenn aber deine Philosophie ihre Gedancken so hoch erheben könte, daß sie wüste, was dort der Geist GOttes durch einen getreuen Mund-Bothen gesagt, daß die dem HErrn angehöreten, ein Geist mit ihm würden/ 1. Cor. VI, 7 so wäre es ein anders, und diese Redens-Art würde auch auf eine, GOtt nicht mißfällige, und seiner Hoheit nicht præjudicirende, sondern auf eine heilige, hohe und alle Vernunfft übersteigende Art und Verstand angenommen und ausgeleget werden. Scheinets doch bald, als wenn deine Philosophie die Welt, und insonderheit den sichtbaren Himmel, vor ewig, und diesen vor dem rechten Ort der ewigen Glückseeligkeit halte, dahin die Seelen alle, als neue Lichter, müsten versetzet werden; ob sie gleich ihren Platonem und Aristotelem entschuldigen, und die Ewigkeit derselben nur auf gewisse Masse zugeben, und von der Ewigkeit GOttes distinguiren will, indem sie GOtt ewig,

die Welt aber immerwährend nennet. Sie weiß also nicht, daß alles dieses einen Anfang hat, und auch dermahleinst wieder im Rauch und Dampff mit grossen Krachen vergehen wird. Wo würden alsdenn die armen Seelen bleiben? Was sie auch von denen glückseeligen Zeiten der alten saget, ist hier auf dieser Welt niemals zufinden gewest, sondern so bald der arme Mensch aus dem Paradieß verstossen, diese Erde hat bewohnen und bauen müssen, ist das Elend angegangen, und wird auch wohl währen biß auf die Zeiten der Herwiederbringung aller Dinge, Act, III, 21.

BOETH.

Ach ja, ich mercke den Irrthum wohl, und die allzu grossen Subtilitäten haben mir ebenfalls Kopffbrechen genug gemacht.

PHIL.

Wie subtil und schier unbegreifflich disputiret sie nicht von dem Unterscheid des Bösen und des Guten? Sie weiß ja von dem Ursprung des Bösen nichts zu sagen, und deßwegen soll das Böse auch gar nichts seyn? Ja, das Böse hat zwar keine uhrständliche Wurtzel in und aus GOtt, und ist also kein Ens positivum, wohl aber eine eingeschlichene Unarth und Unordnung, welche en egard der Menschen alle viel sagen will, und also vor kein purum putum nihil zu halten ist. Was hilffts dich, daß du gläubest, das Böse sey nichts, da du doch mehr als zu hart empfindest, was es dir vor Incommoditäten verursachet. Die Blindheit ist auch nichts, aber sie macht lose Händel. Ein verdorbener und vergiffteter Wein ist doch was schädliches,

ches, ob er gleich nicht so verdorben und gifftig aus der Traube geflossen. Dergleichen Subtilitäten sind mehr, und haben in der Praxi und zur Loßwerdung von dem Ubel keinen Nutzen und Krafft. Deiner Philosophie nach müste das Gute, als Reichthum, Ehre, Gesundheit, Schönheit und Stärcke des Leibes u. d. m. wenn es die Gottlosen besitzen, lauter Böses und nichts Gutes seyn, ja die Gottlosen selbst müsten aufhören Menschen zu seyn, aber meiner Relation nach, hat ein Gottloser Reiche sein Gutes in seinem Leben, ein frommer Armer aber Böses empfangen, Luc. 16. und die Menschen bleiben Menschen ihrer Natur u. Wesen nach, aber die Fromen verherrl. ihre Natur, welche die Gottlosen verderben und schänden. Jene bekomen Göttl. Eigenschafften, werden aber nicht GOtt selbst, diese teufl. Eigenschafften, werden aber deßwegen nicht der Teufel selbst, vielweniger gar nichts, welches letztere sie gerne wolten. Was von der Göttlichen Providence, von denen Casibus fortuitis, von der Vollkommenheit GOttes, von der Gewalt, Sufficientia, oder Gnugsamkeit, Ehre, daß die sollen eins seyn: Von dem Unterscheid der Zeit und Ewigkeit, von der Vorwissenheit GOttes, der allgemeinen Nothwendigkeit oder Fatalität, und doch dabey nicht aufzuhebenden freyen Willen der Menschen, von der Vollkommenheit, die aus der Unvollkommenheit soll bewiesen werden, discouriret wird, ist auch alle gut, aber subtil genug, und weiß ich nicht, wie viel es zu begreiffen, vielweniger sich damit zu trösten, werden capable seyn; da hingegen was von der Eitelkeit der zeitlichen Dinge, der Güter, der Ehre und der

Wollust des Leibes beygebracht worden, gar begreifflich und schön ist. Aber auf deine Einwürffe, mein lieber Boëthius, zu kommen, die werden bißweilen alle schlecht beantwortet.

BOETH.

Wie so denn, meine venerable Mutter?

THEOL.

Du qvälest dich mit denen Gedancken, daß es denen Gottlosen in der Welt so wohl, denen Frommen aber mehrentheils so übel gehe, und das kanst du mit der Göttlichen *Providence* nicht räumen?

BOETH.

Ja, das liegt mir noch als ein Stein auf dem Hertzen.

THEOL.

Was giebt dir denn deine Philosophie vor einen Trost und Antwort hierauff?

BOETH.

Ich kan mich so eigentlich nicht besinnen, was sie drauff sagt.

THEOL.

Ja! ich dencke du hasts nicht recht begreiffen können, denn es war sehr subtil. Du warffst ihr auch vor, was jener grosse Philosophus gefragt hätte: Wenn ein GOtt ist, wo kommt denn das Böse her? Aber wo kommt das Gute her, wenn kein GOtt ist?

BOETH.

Ja, das that ich.

THEOL.

Was hat sie drauff geantwortet?

BO-

BOETH.

Ich kan mich abermahl nicht besinnen.

THEOL.

Ja wohl! es war auch so hin.

BOETH.

So lehre du mich, venerable Mutter, eines bessern.

THEOL.

Das könte ich wohl thun, aber einmahl wisse, daß dergleichen hohe und schwere Fragen sich vor einem, zum Tode eilenden und betrübten Menschen nicht wohl schicken, sondern der muß seine Gedancken auf nöthigere Dinge wenden, hernach würde es auch mehr Zeit erfordern, ehe dieses alles gebührend untersuchet, und der Vernunfft einiger massen probable gemacht werden könte. Endlich muß ich dir gestehen, daß GOtt der HErr eben nicht will, daß alle Menschen sich um diese verborgene *Arcana* seiner Regierung und Weißheit zu genau bekümmern, am allerwenigsten aber selbige mit ihrer schwachen Vernunfft beurtheilen und fassen sollen; Sondern ihr Menschen müst in diesem Stücke der Göttlichen Revalation platter dings glauben: Ihr müst die Confidence zu seiner Gütigkeit und Weißheit tragen, daß wie er alles weißlich und ordentlich erschaffen, so werde er es auch heilig und gerecht erhalten und regieren, ob gleich offt solche harte Dinge und Begebenheiten vorfallen; die ihr, euren schwachen Verstande nach, söllet vor unheilig, ungerecht u. nuweise halten. Wer diese hohen Dinge aus blosser Curiosität und Fürwitz forschen will, ohne daß er

die ernstliche Intention dabey habe, daß er zugleich seinen GOtt in heiliger Gelassenheit und Gehorsam des Hertzens ehren und dienen wolle. Wer dieses auch nicht thut, um nur die ängstlichen, wider seinen Willen ihm offt auffsteigende zweiffelhafftigen und argwöhnischen Gedancken seines Hertzens zu beruhigen, sondern nur mit der Wissenschafft dieser schweren Materie sich bey andern groß machen, und seinen sonderbahren Witz ohne heilige Furcht GOttes zeigen will. Dem wird es gehen, wie denen Fliegen oder Mücken, die dem Lichte zu nahe kommen, und dahero sich verbrennen. Es sind feurige Kohlen, denen man ohne göttlichen Schutz nicht zu nahe kommen muß: Es sind Tieffen darinnen ein Lamm fortkommen kan, ein Elephante aber versincken muß.

BOETH.

Ach venerable Mutter, ich wolte gerne der Angst meines angefochtenen Hertzens loß seyn, und will gerne glauben, und annehmen, was mir die göttliche Wahrheit hierinnen offenbahren will.

THEOL.

Nu so bist du auf dem rechten Wege, mein lieber Boëthius, und ich will dir kürtzlich die gröste Schwierigkeit heben.

Wenn du mit jenem Philosophen argumentirest. Wenn kein GOtt ist, woher kommt das Gute? da argumentirest du recht, und diese Folge hat ihren Grund in der Natur und Scriptur. Denn da diß richtig: Nihil est a se ipso; Nichts ist von sich selbst; Und aber so viel Bona, oder Gutes in der Welt ist, so muß nothwendig eine Quelle

seyn

seyn, daraus alle das Gute entsprungen, und das ist GOtt. Daß du aber à contrario folgern wilt: *Unde mala, si DEus?* Das gehet nicht an, denn (1) die Mala können doch wohl seyn, obgleich ein GOtt ist, weil sie, wie deine Philosophie oben selbst gelehret hat, ihre **Wurtzel und Ursprung nicht in und aus GOtt** haben, und also keine Entia Positiva sind, die ihr eigenes, selbstständiges Wesen hätten, sondern sie sind nur in der Zeit entstanden, werden auch als *mala* nicht **ewig** dauren. (2) GOtt hat zwar geschehen lassen, daß diese Mala als Entia privativa, oder schlimme accidentia, in der Zeit entstanden, aber er hat ohne Zweiffel seine **wichtige Ursachen** gehabt, **warum er dieselben nicht verhindert**, sondern entstehen lassen; daß du aber oder ein andrer Mensch diese Ursachen nicht einsiehest, da ist dein schwacher Verstand schuld dran, und weil dir GOtt keinen unendlichen, sondern einen endlichen, und eingeschrenckten Verstand gegeben hat, so hat er eo ipso eben nicht gewolt, daß du dich um solche Arcana, seiner unendlichen Weißheit, bekümmern solt, oder du solt doch denenselben nur in der Furcht des HErrn nachdencken, und dich darüber verwundern. Hierzu kömt, daß (3) GOtt zwar in seinem geoffenbahrten Worte den Ursprung des bösen historice vorstellen lassen, aber nicht zugleich die arcanen rationes, und Ursachen angeführt, warum er das böse entstehen lassen, warum er dasselbe nicht verhindert. Er hat auch die Scrupels und **Einwürffe**, so sich die menschliche Vernunfft dawider macht, **nirgends so beantwortet**, daß es ein jeder irrdisch gesinnter

Mensch, wenn er nur menschliche Vernunfft und Witz hat, flugs begreiffen könne. Au contrair, wer die Historie, von der Schöpffung der Menschen, von dem Falle Adams und dergleichen lieset, wird 1000. Einwürffe mit seiner Vernunfft darwieder machen, und am Ende nichts anders thun müssen, als solches platthin zuglauben, weil es GOtt so geoffenbahret hat. Die entstandenen Mala aber können ferner GOttes existence, oder auch dessen Gütigkeit/ gar nicht aufheben, vielweniger 2. gleichständige Principia einführen. Weil (4) dieselbe von GOtt allezeit und doch endlich in was Gutes verkehret, oder vielmehr die guten Dinge, die von GOtt abstammen, endlich von denen bösen accidentibus liberiret und befreyet werden, so, daß deine Philosophie endlich in so weit abermahl recht hat, wenn sie gesagt: Alle Dinge wären Gut, und das Böse wäre nichts. Nur, daß sie vergessen, zu sagen, daß dieses Nichts von grosser Wichtigkeit sey, und wohl müsse attendiret werden. Wie aber diese Aufhörung, oder zu nichts Werdung des Bösen, mit der Unendlichkeit der bösen Geister, und verdammten Menschen bestehen könne, ist eine andere Frage, welche auch einer eigenen Untersuchung bedarff, welche du aber, lieber Boëthius, am besten in der Ewigkeit selbst, dahin du bereits eilest, erfahren wirst.

(5) Endlich will ich dir nur noch dieses zu überlegen geben, welches deine Philosophie billiger und mit mehrern Nachdrucke thun sollen, daß die Beschaffenheit und gleichsam die Natur aller Din-

ge selbst es nicht anders mit sich bringet, als daß GOtt das böse, welches er zwar nicht erschaffen, doch hat geschehen und eingestreuet werden lassen, weil sonsten keine *Contraria juxta se posita, per Consequence* keine *Moral*, keine Belohnung, keine Straffe, keine Traurigkeit, keine Freude, kein Hunger, kein Durst, gar keine Abwechselung, kein Krieg, kein Sieg, keine süsse, keine schmertzliche Empfindung, mithin alles tum, taub, lebloß und wie nichts wäre. Genug, daß der gute GOtt das eingestreute Böse also einhält und dirigiret, daß es endlich alles *in bonum* cooperiren, u. die Verdammten in der Hölle selbst seine Gerechtigkeit, als was gutes preisen und bekannt machen müssen. Hat also das Böse in der Ewigkeit aufgehöret böse zu seyn, weil es nichts Böses mehr verursachen, sondern zu vielen Guten Gelegenheit geben muß. Denn denen/ die GOtt lieben, müssen alle Dinge zum besten dienen. Rom. VIII.

BOETH.

O himmlische Warheit, wie erquickst du mich?

THEOL.

Eben so ists auch beschaffen mit dem Einwurffe, den ihr Menschen wieder die Providence GOttes macht, daß es denen Frommen übel, und denen Gottlosen wohl gienge. Was man hier in dieser Sterblichkeit davon begreiffen kan, hat deine Philosophie mehrentheils gesagt. Ich will dir aber hinzusetzen, daß du den völligen Schlüssel zu allen diesen Einwürffen erst in der Ewigkeit finden wirst. Denn hier bleibets und ist was anstößiges, worinnen

nen sich auch die Heiligen GOttes nicht finden können. Ps. 73. Wenn man auch gleich dann und wann siehet, daß die Frommen endlich triumphiren, daß sie den innern Wohlstand ihrer Seelen dem äuserlichen Elende entgegen setzen können; so geschicht es doch nicht allezeit, und der Zustand der gequälten Frommen ist und bleibet doch an sich was unangenehmes, und ist ein malum triste, absonderlich, wenn es auch inwendige Perturbationes des Gemüthes und Anfechtungen der Seelen nach sich ziehet; Hingegen die Gottlosen haben und geniessen in der That viel gutes, obgleich ihr inwendiger Zustand alle schlecht seyn mag, so begreiffen und fühlen sie es doch nicht, sondern sind lustig und guter Dinge, und also freylich auf gewisse Weise glücklich. Aber in jener Welt wird sichs ziegen, wer wahrhafftig und beständig glückseelig oder unglückseelig sey. Da wird denen Frommen gar kein Gutes mangeln, und gar nichts verdrießliches begegnen, die Gottlosen aber lauter Böses umgeben, und ihnen gar nichts Gutes beywohnen. Da werden wir gestehen, daß der Herr es mit allen unserm zugeschickten Creutz und Leyden wohlgemeint, und uns nichts ohne wichtige Ursachen habe erleben lassen. Und eben du, du guter Boëthius, must nicht meinen, daß dir GOtt unrecht gethan, da er dich einige harte Zufälle hat erleben lassen. Nein, du hast das alles mit deinen Sünden und wohl mehr verdienet, und darfst nicht dencken, flugs zu den H. Gott, als eine heilige und unschuldige Seele, in seinen reinen und Freudenvollen Himmel einzugehen, weil du hier etwas gelitten

litten hast. Nein, es fehlet dir noch viel, daran deine Philosophie nicht gedacht hat.

BOETH.

Was ist denn das, Venerable Mutter?

THEOL.

Du hast noch keine wahre Busse und Reue in deinem Hertzen wegen deiner begangenen Sünden/ sondern hältest dich in allen Stücken vor unschuldig. O! mein lieber Boëthius, die Heiligkeit und Gerechtigkeit des göttlichen Gesetzes erfodert auch einen vollkommenen, innerlichen Gehorsam. Hast du dich niemahls die böse Lust und Begierde deines Fleisches überschleichen lassen? Hast du nicht wohl böse Gedancken gehabt? Ja, hast du nicht dann und wann die Welt, oder dich selbst mehr geliebet, als GOtt? Hast du nicht mit mehrern Eifer deinem Könige, als deinem GOtte gedienet? Hat dich nicht die Hoheit und Ansehen der Welt, dein vornehm Geschlecht, hohe Charges, grosse Meriten und dergleichen zu hochmüthigen Gedancken verführet? Kurtz, hast du nicht mehr vor deinem Leib, als vor deine Seele, vor das gegenwärtige und zeitliche, als vor das Zukünfftige und Ewige gesorget?

BOETH.

Hilff GOTT! mit was vor einer neuen Wehmuth wird mein Hertz angefüllt? O Schmertz! ich gesteh, ich bin ein Welt-gesinnter Mensch gewesen. Ich habe das Heyl der Seelen nicht so emsig gesucht, als ich gesolt. O! ich werde vor dem heiligen GOtt nicht bestehen können, o Jammer, o Noth!

THEOL.

THEOL.

Nun Boëthius, gestehest du denn, daß du nicht gantz unschuldig vor GOtt, sondern ein grosser Sünder bist?

BOETHIUS.

Ach ja! ich gestehe es, ich bekenne es, ich beweine es mit der grösten Wehmuth meiner Seelen.

THEOL.

Nun, diese Bekänntniß ist gut. Aber, was weiß deine Philosophie vor Raths davor? Was hat sie dir vor ein Mittel der Versöhnung mit GOtt vorgeschlagen?

BOETHIUS.

Ach, ich kan mich auf keines besinnen, nun mir meine eingebildete Unschuld wegfält, nun getraue ich mich nicht, vor GOtt zu erscheinen.

THEOL.

Siehe da, Boëthius, da verräth sich der Mangel deiner Philosophie. Sie weiß keine Mittel, wodurch der sündige Mensche könne mit GOtt versöhnet werden. Nun, das will ich dir zeigen, erinnere dich nur, was du schon in deiner Jugend gelernt hast, daß GOtt seinen einigen Sohn zu eurer Erlösung vom Himmel gesand, der vor euch arme Menschen mit seinem H. Leben, unschuldigen Leiden und Sterben gnug gethan, und euch dadurch mit GOtt versöhnet, und von aller Straffe erlöset hat.

BOETH.

Ach! ich erinnere mich nun dieser süssen Lehre erst recht zu meinem höchsten Trost.

THEOL.

THEOL.

Nun an diesen Erlöser must du dich Kletten-feste hangen. Durch ihn must du gerechtfertiget zum Leben eingehen. Seine Unschuld ist deine Unschuld. Seine Heiligkeit deine Gerechtigkeit, sein Tod, dein Leben. Nun kanst du getrost den Geist dem Himmel, und den Leib der Erde überlassen.

BOETH.

O! süsse, o himmlische Lehre, nun fält mir alle Last vom Hertzen.

THEOL.

Hast du auch eine eifrige Resolution, fals dir GOtt das Leben solte fristen, alle dein Vermögen zur Danckbarkeit und Dienste diesem heiligen Erlöser anzustrecken.

BOETH.

Ach! der Himmel weiß es.

THEOLOGIA.

Bist du auch resolvirt und willig, auch durch einen gewaltsamen Tod, diese Welt, und mit derselben alle dein Elend zu verlassen, und den Weg nach dem Himmel anzutreten?

BOETH.

Evolemus! Evolemus! ach wenn ich nur Flügel hätte, wie wolt ich eilen.

THEOL.

Nun Boëthius, dein Wunsch ist erfüllet, lege deine matten Glieder zur sanfften Ruhe nieder, ihr Engel kommt und führet diese Seele unter einer süssen Musique gen Himmel.

(Theol. verschwindet. 4. Engel erscheinen und stellen sich um Boëthii Bette.

# Actus. VI. Scena. 3.

Alle 4. Engel. 9. Fleute des douſes.
Schlaff ein, ſchlaff ein, Boëthius!
Sieh, hier ſind die ſanfften Wagen,
Die dich wollen aufwårts tragen,
Wo dich nichts mehr quålen muß.
(Der erſte Engel wiſcht ihm mit einem Schnupftuche die Thrånen ab.)

Recit.
Ihr blaſſen Wangen!
Wie ſeyd ihr ſo beſchwehrt?
Du Antlitz, das man billig ehrt,
Solt du mit heiſſen Thrånen prangen?
Nein, nein, der Himmel will,
Ich ſoll euch ſanfft abwiſchen.
Ihr Fluthen, ſtehet ſtill,
Dis werthe Haupt ſoll nun ein ewger Troſt erfriſchen.

AIR.
Zåhren weg, nur Perlen her,
Die das Geſtade des Himmels dort zeuget,
Thrånende Quellen,
Ungelůcks-Wellen
Trocknet, verſchieſſet ſammt Jammer und Weh,
Seele, ſuche die Wolluſt-See,
Wohin ſich dein Schifflein neiget,
Fahr ſanfft und nach Begehr. da Capo.
(Der zweyte Engel reicht ihm einen Palm-Zweig.)

Recit.
Viciſti, Viciſti,
Triumph Boëthius!

Hier

Hier ist der Sieges-Zweig,
Den, nach so blutgen Kämpfen
Und aller Feinde Dämpfen,
Der ausgefallne Himmels-Schluß
Dir reicht, und dich zugleich
Zu jenem Schauplatz fodern läst,
Wo du beym grossen Sieges-Fest
Was übrig, solt empfangen,
Womit sonst tapfre Sieger prangen,
Vicisti, vicisti,
Triumph Boëthius!

AIR;

Nun hast du überwunden
Creutz, Leyden, Angst und Noth,
Durch Christi Blut und Wunden
Bist du versöhnt mit GOtt.
(Der dritte Engel setzt ihm eine Crone auf.)

Recit.

Gecrönet, gecrönet, gecrönt solt du seyn.
Weicht Schergen, Hencker, Schande,
Weicht Ketten, Stricke, Bande,
Stellt eure Wuth und Marter ein.
Diß Haupt, das ihr so schimpflich hier beweget,
Ist würdig, daß es Cronen träget.

AIR.

Kom, erwünschte Freuden-Crone
Schmücke den erlößten Geist,
Daß er vor dem höchsten Throne
Sich als einen Held erweist,
Der getreu biß in den Tod,
Aller Feinde Hohn und Spott
Durch des Lammes Blut bezwungen

Und standhafftig durchgedrungen.
(Der 4te Engel drückt ihm die Augen zu.)

Recit.

Schliesset euch
Ihr Weißheits-vollen Augen zu,
Ihr habt genug von Jammer, Angst und Wehen
In dieser Welt gesehen.
Fleuch, Seele, fleuch
Den Himmels-Bergen zu,
Wo du auf den Sternen-Auen
Nichts, als Freud und Lust wirst schauen.
Schliesset euch
Ihr Weißheits-vollen Augen zu.

AIR.

Alsdenn fein sanfft und stille
HErr, laß mich schlaffen ein,
Nach deinem Rath und Wille
Wenn kömmt mein Stündelein.

TUTTI.

Nun fähret mein Geist mit Freuden dahin,
Da ich so wohl versorget bin,
Sterblicher Eitelkeit niedrige Triebe
Weichet, begeistre mich himmlische Liebe,
Beströhme mit Lust,
Die nur den Engeln bewust,
Meinen den Sternen beschwesterten Sinn,
Nun fähret mein Geist mit Freuden dahin.
(Der Vorhang fält zu.)

# Actus. VI. Scena. 4.

Der König præsentirt sich an seiner Tafel, und isset, als er aber eines grossen Fisch-Kopfes gewahr wird, fängt er an hefftig zu erschrecken und zu ruffen:

Hilff Himmel! was ist das? Was soll des Symmachi Kopff auf meiner Taffel machen? O weh! weg, weg!

CASSIOD.

Ew. Königl. Maj. wollen sich doch nicht so erschrecken, es ist der Kopff von einem Fische, den der Koch bereitet hat, als eine Delicatesse, daß Ew. Maj sich daran delectiren sollen.

THEOD.

Ach! was Fisch! Ach! was delectiren? Es ist der Kopf des Symmachi, sehet ihr nicht, wie er mir drohet! Er will seinen unschuldigen Tod an mir rächen. O weh, o Schmertz! Weg, weg, mit dem Kopffe!

(Der Tisch wird beyseit gebracht, und der zitternde König auf ein Ruhe-Bette geleget, da er endlich unter einer sanfften Musique einschlummert. Kurtz darnach fährt er wieder auf, und ruffet:)

Ach! Symmachus, ach! Boëthius, wie quält ihr mich! ach! ich gestehe ja, ich habe euch zuviel gethan, ihr seyd unschuldig Aber ach ich bin verführet worden. Womit soll ich doch eure Rache vergnügen?

CASSIOD.

Ew. Maj. geben sich doch zur Ruhe, es sind be-

schwehrliche Einbildungen, die von einer bevorstehenden Kranckheit zeugen. Hier ist ein Medicament, welches dergleichen stillen kan. (Der Leib-Medicus reicht ihm ein Glaß voll Artzney, welches er mit zitternden Händen hineinschluckt, und sich drauf wieder hinleget, und einschlummert. Unter dem er schläfft, erscheinen unterschiedene schwartze Geister, welche ihn aus dem Schlaffe wecken, mit brennenden Fackeln schlagen, und endlich davon schleppen.)

TUTTI.

Chor der schwartzen Geister.

So werden die Laster mit Flammen belohnt,
Zittern und Zagen,
Zagen und Nagen,
Quälen die Seelen, die Boßheit bewohnt.
So werden die Laster mit Flammen belohnt.

(gehn ab)

Chor der Engel.

So werden die Tugenden ewig belohnt,
Himmlische Freude
Süsseste Weide
Vergnüget die Selen, da Gottesfurcht wohnt.
So werden die Tugenden ewig belohnt.

✻ ) o ( ✻

In=

# Inhalt
des
# Actus Dramatici,
Welcher bey Einweihung der neuen Claußthalischen Schule *Ao.* 172 . *d.*
gehalten worden,
durch
J. J. Fahsium, R.

Apollo mit seinen Musen.

1.

Entwölckt euch, ihr Himmel!
Treibt durch neue Freuden-Blicke
Von der Pindus Höh zurücke
Das düstre Wust- und Staub-Getümmel.
Entwölckt euch, ihr Himmel!

2.

Vergnügt euch, ihr Seelen!
Die ihr auf den Weißheits-Hügel,
Durch die Fleiß beflammten Flügel,
Noch denckt den klugen Sitz zu wehlen.
Vergnügt euch, ihr Seelen!

Apollo läßt sich hierauf gegen die Virtuosen und sämtl. Musen vernehmen, sie thäten wohl, daß sie sich zu einer neuen und recht solennen Freude aufmunterten, denn es wäre nunmehro durch die Schickung des allerhöchsten Beherrschers des Himmels und dieses Welt-Rundes so weit kommen, daß auf denen edlen Silber-reichen Bergen ein neuer Musen-Sitz ihm zum Ruhm und Dienst u. der sämtl. Bergstadt zum Nutzen und Aufnahme wäre erbauet worden.

Und da die Musen bißhero im Staube und Unflath fast hätten ersticken, u. mehr in einem finstern Stall, als in einer, dem Glantz derer freyen Künste anständigen Officina literarum elegantiorum, sitzen und schwitzen müssen, so solten sie nun in einem nett- und wohlgebauten Palatio artium gleichsam ihre Residence aufschlagen, und in aller Bequemlichkeit ihre labores verrichten. Derowegen thäten sie billig und wohl, daß sie diese neue Schule mit einer besondern Solennität heute einweyheten, dem Himmel vor den bißherigen Succeß im Bauen danckten, mithin die gütige Vorsorge der höchsten und hohen Obrigkeit, nebst allen grossen und geneigten Beförderern, *Patron*en und Gönnern, und dero dabey erwiesene Mühwaltung mit respective allerunterthänigsten, gehorsamsten, dienstschuldigsten und verbindlichsten Manier erkenneten und rühmeten, sie solten nur in ihrer Freude fortfahren und noch einmahl ihr Anmuth volles Frolocken wiederhohlen.

1.

Wir rühmen die Güte,
Die ihr Götter unsrer Höhen
Uns hierin habt lassen sehen,
Mit tieff verpflichteten Gemüthe.
Wir rühmen die Güthe.

2.

GOtt schütz euch von oben!
Daß der Bau von euren Glücke
Sich durch keinen Fall verrücke,
Wenn etwa Schücksals-Winde toben.
GOtt schütz euch von oben!

Apollo fähret fort und spricht: damit in dem

neuen

neuen Musen Sitz alles in guter Ordnung möchte angefangen u. fortgesetzet werden, und damit die besten Künste und Sprachen mit guten Succeß möchten getrieben werden, so habe er schon im Reiche der Gelehrten einen Befehl ausgehen lassen, daß alle diejenigen aus den alten und berühmtesten weisen Männern, die ihre Schrifften und Bücher in diesem neuen Lyceo gerne wolten gelesen u. tractiret haben, daselbst erscheinen und sich melden solten, damit man sehen könte, welche als die besten zu erwehlen und künfftighin denen anwachsenden Musen-Söhnen zu ihrer tägl. Lesung und Erlernung zu recommendiren wären. Worauf er die alten Schul-Götter hervor zu treten befiehlet, die in allen Schulen pflegten geehret zu werden, sie solten hören lassen, was sie vor Raison hätten, daß man ihren Nahmen und Schrifften beybehalten und noch ferner lehren solte.

CICERO, PLUTARCHUS, VIRGILIUS.

haranguiren ein jeder von der Nothwendigkeit und Nutzen ihrer Sprachen und Schrifften. Ein anderer, Genius Seculi genannt, beantwortet es, und zeiget, daß man zwar in Lesung dieser Bücher continuiren, aber doch mehr Zeit und Fleiß auf die teutsche und einige neuere Sprachen/ als auf die Frantzösischen und andere dergl. wenden müsse. Worauf Apollo einen solchen Ausschlag giebt, daß Cicero, Plutarchus, Virgilius und andere Autores Classici zwar in den horis publicis solten vor wie nach getrieben werden, das Frantzösche aber und andere linguæ exotericæ solten privatim nicht vergessen werden, und wolte man deliberiren, ob nicht auch

ins künfftige ein ordentlicher Docente der Frantzösischen und dergleichen soll bey grossen Schulen und Gymnasiis mit bestellet werden. Insonderheit müsse man die Historie und Geographie nicht vergessen, auch solte vor allen Dingen dahin gesehen werden, daß in dieser neuen Hartz-Schule die zarte Jugend tüchtig schreiben uud rechnen lernte, und nicht nöthig habe, solches in andern Winckel-Schulen zu lernen.

AIR.

Ja, die Sprachen bleiben wohl,
Denn sie sind die schönen Schalen,
Die mit süssen Früchten prahlen,
Draus man Weißheit holen soll.
Ja, die Sprachen bleiben wohl.

# Actus 3.

Archimedes und Euclides erzehlen einander ihre merckwürdigsten Inventiones und Meriten in der Mathesi und Mechanique, endlich, da sie des Apollinis auf dem Parnasso gewahr werden, resolviren sie, denselben zu ersuchen, daß er ihren Söhnen und Nachfolgern auch einen Platz in der neuen Schul einräumen wolle, welches dieser auch verspricht, doch mit der Erinnerung, daß sich die neuern Mathematici und Mechanici in den Schrancken halten, und ihre Künste nicht auf eine großprahlerische Art allen Wissenschafften und deren Gewißheit und Nutzbarkeit vorziehen, auch nicht sich auf lauter, mehr zur Lust und Curiosite, als Nutzen des

Vaterlandes dienende Problemata und Machinen legen sollen.

ARIA.

O ungemeine Kunst!
Wenn Circul Maaß und Zahlen
Recht deutlich alles mahlen,
Ohn Zweiffel, Wahn und Dunst.
O ungemeine Kunst.

# Actus 3.

Flemming, Opitz und Hoffmannswaldau discourriren von der Aufnahme der teutschen Poësie, welche durch die drey Männer glücklich befördert worden, und nachdem sie etwas von deren Nutzen im Schulen beygebracht, mischet sich Hanß Sachse unter ihre Gesellschafft, welchen sie aber nicht vor voll ansehen, sondern die Pritsche geben wollen, weßwegen er ihnen entlaufft, und bey Apollo dieserwegen eine Klage anstellet. Apollo seine sentence aber gehet dahin, daß zwar die ersten 3. einen sehr hohen Rang vor Hanß Sachsen und, wegen ihrer Meriten in der Poësi, bey allen Poëten behalten sollen; Hanß Sachsen aber solle man als einen ehrlichen Mann, der nach seiner Zeit und Stande es weit genug gebracht, in seinen Würden lassen. Indessen soll er hiermit zum allgemeinen Pritschmeister aller Poëten gemacht und declariret seyn, daß er Macht haben soll, allen ohne Unterscheid die Pritsche zu geben, die etwan über seine Schrifften kommen, und

ihm seine herrlichen Phrases ausstehlen, womit Hanß Sache zufrieden ist, und sich voraus viel Arbeit verspricht:

Hanß Sachse.

ARIA.

Hurtig ihr Hände!
Regt euch behende!
Wer schlägelt, wird billig gepritschet, genufft
Ihr Stümper wo seyd ihr?

Chor der Stümper.

Hier!
Wer hat uns geruft.
Schaut, wie ich so künstlich die Pritsche umwende.
Hurtig ihr Hände! etc.

# Actus 4.

Aristoteles, Petrus Ramus, und Carthesius beklagen den schlechten Æstim, den ihre Secte itzo in der Welt hat, da denn immer einer die Schuld auf den andern schiebet, und einander die Fehler ihrer Philosophie höhnisch vorrücken. Eclecticus, ein neuer Philosophus, kömt darzu, und will sie damit trösten, daß er von allen etwas behalten, und auf hohen und niedrigen Schulen einführen will, womit sie aber nicht content zu seyn scheinen. Endlich werden sie schlüßig, dem Apollini und der gantzen Musen Assemblée ihr desiderium vorzutragen, welches auch in kurtzen harangues geschicht. Apollinis Decisum geht dahin, daß die ersten 3. sich auf der hintersten Gegend des Parnassi noch eine Zeitlang in das Apartement des Stillschweigens reteri-

reteriren, und in Gedult erwarten sollen, ob ihre Lehren einmahl neue Liebhaber finden werden. Eclecticus aber soll nur fortfahren, seine, mit einer Freyheit eingerichtete Philosophie zu propagiren, und auch die Principia davon in diese neue Schule allmählig einzuführen, damit die jungen Studiosi nicht auf Universitäten genöthiget würden, das alte, aus Schulen gebrachte Zeug wieder mit grösserer Müh zu verlernen, als was neues zu erlernen. Hanß Sachse will sie mit seiner Pritsche nach den bestimten Quartier bringen, Aristoteles aber bittet um Erlaubniß seine lieben 2. Töchter, die Logique und Metaphysique, mit zu nehmen, welches ihm vergönnet wird, indes werden die übrigen 2. von Hans Sachsen unter vielen Aufzuge weggepeitschet.

# Actus 5.

**Aristoteles, begleitet von seinen 2. lieben Töchtern, der Logique und Metaphysique.**

Ja, folg mir nur
Du werthes Paar
Von meinen recht und allerliebsten Kindern.
O hartes Wort!
Wir müssen fort,
Den strengen Schluß kan niemand hindern.
O Undancks volle Schaar!
Ihr Musen, könt ihr mich
Auf dieser Thränen-Spur
So unbarmhertziglich
Ohn allen Trost verlassen?

Und

Und schauet mein Erblassen
Mit trocknen Augen an?
Da ihr mich vormahls habt so hoch gehalten;
So gehts den guten Alten.
So lange man noch iederman.
Mit Lust und Freundlichkeit
Liebkosen kan und dienen,
Hat man uns nichts, als Lob und Ruhm bereit,
Auf allen Redners-Bühnen.
Doch Unbestand und Zeiten
Kan uns den Fall bereiten;
O unanständiges Quartier!
Des Stilleschweigens Cammer
Soll nun zu meinen Schimpff und Jammer
Den Aristotelem umschliessen.
Ihr Kinder, laßt mit mir wehmüthge Thränen fliessen.

AIR.

Ach ihr Kinder weichet nur!
Sucht mit mir des Todes Spur!
Euch hab ich berühmt gemacht.
Ach wie manche kluge Seelen,
Haben sichs, euch zu vermählen,
Um das Geld und Ruh gebracht.
Nun, ihr Kinder etc.

LOGIQUE.

Ach lieber Vater, Ach!
Hemm doch den starcken Thränen-Bach!

METAPHYS.

Ihr Weißheits-vollen Wangen,
Die alle Welt so lang geehrt,
O kluger Mund den alles hört.

Beyde.

Komm, last uns euch mit einem Kuß umfangen.

LOGI-

LOGIQUE.

Ich bin bereit, mit dir
Die gantze Welt gantz willig zu verlassen.

METHAPH.

Ich folge dir
Und solt mich iederman um deinet willen hassen.

Beyde.

Gute Nacht ihr Schulen Geister
Ihr verliehrt den grösten Meister.

BARBARA. ENTIA.

Quidditas und distinguiren,
Wird nun alle Kräfft verliehren.
Gute Nacht ihr etc.

ECLECTICUS.

Ihr werthesten was wein ihr doch?
Es steht in euren Willen
Die Thränen-Fluth zu stillen.
Ich will euch von dem schweren Joch,
Das euch itzt drückt,
Wohlmeynend nun erretten.
Verlaßt den Tand der Grillenfängerey,
Der euren Ruhm erstickt.
Ein Geist, der aller Wahnsucht frey,
Muß den Verstand am besten zieren.
Verlast den alten
So will ich euch bey Ehr und Ruhm erhalten.

LOGIQUE.

Ich solte schier
Bey dir die Wahrheit spüren.

METAPH.

Ich traue dir
Du wirst mich nicht verführen,

ECLECTICUS.

Traut mir, ihr werthes Paar,
Ich will mit neuen Glantze
Euch gantz und gar
Umbgeben: Nehmt den Schmuck
Samt diesem schönen Krantze,
Das alte war Betrug;
Seht dieser nette Schleyer
Steht euch recht natürlich an.

LOGIQUE.

Ich werde etwas freyer,
Mir deucht, das ich nun kan
In dieser Tracht bestehen,
Und darff vor iederman
Nicht mehr so sehr verspottet gehen,
Kurtz! ich ergeb mich deiner Liebe.

METAPH.

Ich fühle gleiche Triebe.
Man mach mich von der Gauckeley
Der alten albern Grillen frey.
Ich ehr' nun unser werthes Haupt,
Das mich so künstlich reformiret
Und mit natürl'chen Witz gezieret,
Den mir bißher der Staub scholast'schen Tands ge-(raubt.

ECLECTICUS.

Kommt, ich will euch nun wiederstellen
Dort vor Apollens Thron,
Der wird, (ich weiß es schon)
Den süssen Spruch zu eurer Aufnahm fällen.

AIR.

Apollo, nimm sie an!
Dein Reich kan ihrer nicht entbehren.

Sie

Sie werden auch nichts mehr begehren,
Als was Vernunfft behaupten kan.
Apollo, nimm sie an!

APOLLO.

Ihr werthen, setzt euch her,
Diß fodert mein Begehr!

Chor der Musen.

Ihr Musen, auf, auf!
Beziehet die Zimmer,
Die man euch gebaut mit verneueten Schimmer,
Es weiche der Fenster bestaubeter Stall,
Hier zeigt sich kein Unflath kein drohender Fall.
Drum schwingt den Thon biß zum gestirneten Hauf
Ihr Musen, auf, auf!

APOLLO.

AIR.

Halt zusammen weise Zunfft!
Wer sich meinen Sohn will nennen,
Muß euch all' als Schwestern kennen,
Dieses mehrt Witz und Vernunfft.
Halt zusammen weise Zunfft!

Chor der Musen.

Ihr Musen, auf, auf! ut supra.

Hanß Sachse pritschet den Aristotelem, nach vielen Exagitationen, vom Theatro weg.

# Actus 6.

Apollo läst sich in einer schönen Musique mit seinen Musen hören, bey dessen Endigung treten auf, der König David mit seiner Harffe, die 4. grossen Propheten, 4. Evangelisten und etl. Apostel, vor sie her gehet Theologia Christiana, diese giebt dem Apollini mit sei-

seinen Musen zu verstehen, daß sie weichen, und den untersten Platz des Parnaß einnehmen sollen. Denn die ankommenden wären Söhne und Lehrer der himmlischen Weißheit, des allerhöchsten, vormahls im Fleisch geoffenbahrten GOttes selbst, dessen Schrifften in allen Christl. und also auch in dieser neuerbauten Hartz-Schule allen Philosophischen Menschen-Lehren müsten vorgezogen u. bey der Jugend getrieben werden. Nach einem Wort-Wechsel submittiren sich die erstern, und setzen sich auf die untern Stuffen des Parnassi, jene aber nehmen dessen Spitze ein, und zwar David mit seiner Harffe præsentiret den Apollinem, die Propheten und Apostel aber rangiren sich auf beyden Seiten, und stimmen eine andächtige Concert zum Lobe Gottes und unsers Heylandes an. Recommendiren hernach, so wohl denen Docentibus als Discentibus der neuen Schule, ihre, aus der unmittelbaren göttl. Inspiration geflossenen Schrifften, aufs nachdrücklichste, und wünschen, daß diß eine Christl. Schule seyn und bleiben, auch alles, der heylsamen Lehre Christi zu widerlauffendes Wesen, als ein schädliches Unkraut ausgerottet werden möge. Doch sollen die an sich selbst innocenten Studia humanitatis und die Principia sanæ Philosophiæ beybehalten werden.

Apollo mit den Musen.

Ihr Musen auf! auf! ut supra.

THEOLOGIA CHRISTIANA.

Steig, Apollo, von dem Throne,
Lege die gelahrte Crone
Vor den Füssen JEsu hin.
Dessen Weißheits-volle Lehren

Alle fromme Seelen hören,
Denn sie stärcket Hertz und Sinn.
Steig etc.

CLIO, eine von denen Musen.

Wo die Weißheits-Sonne strahlet
Muß Phoebus wohl nicht niedrig stehn.
Was sind das vor Lehren?
Wer will uns hier stöhren?
Wie? Läst sich ein neuer Apollo hier sehn?
Wo die Weißheits etc.

THEOL. CHRIST.

Wo selbst der Sohn des Höchsten lehret
Muß Menschen Witz zurücke gehn,
Hier prangen die Meister
Vor welchen die klügesten Geister,
Erstaunen, verstummen und schamroth bestehn.

CLIO.

So soll denn dieser Sitz
Ohn allen Musen bleiben.
Hilff Himmel, ach kanst du diß sehen an?

THEOL.

Schweig schnöder Menschen-Witz
Man wird den nicht vertreiben,
Der sich vor GOtt erniedrigen kan.

CLIO.

Ach Himmel, steh uns bey!
Sonst schlägt ein Donner-Blitz
Apollens Thron entzwey.
So fält die gantze Welt,
Wenn ihr Apollo fält/
Samt dessen edlen Sitz
In Finsterniß und Phantasey.
Ach Himmel, steh uns bey.

THEOL.

Ey laß den Kummer fahren
Der Künste Sitz wird nicht zerstört
Wenn ihr den Quell der Weißheit hört.
Und den als höchsten Meister liebt
Der allen Geist und Othem giebt.
So wird sich eur Vergnügen
Verneuen und den eiteln Dunst besiegen,
Der eure Sinnen offt umhüllt.
Hier sind die edlen Waaren
Damit der Geist das Weißheits Schifflein füllt.
So bleibt ihr aller Welt geehrt,
Und last den Kummer fahren,
Der Künste Sitz wird nicht zerstört.

APOLLO mit den Musen.

Fasset euch geliebte Hertzen,
Weicht der Höchsten Majestät!
Weil bey solchen Gottheits-Kertzen
Menschen-Witz nicht feste steht.

(Apollo steigt mit seinen Musen herunter u. nimt die untersten Stuffen des Parnaf. ein, David aber mit seiner Harfe steigt hinauf. Nachdem David seine kurtze Rede gehalten, bricht der volle Chor in das Lob GOttes aus.)

Chor der Propheten und Apostel.

Ihr Christen auf! auf!
Ihr Christen auf, auf! zum Bitten und Flehen.
Denn will man zum Pallast der Weißheit eingehn,
So muß man den Seegen von oben erbitten,
Und nur auf die göttlichen Leitungen sehn.
Drum betet, arbeitet, ihr edeler Hauf!
Ihr Christen auf! auf!
Auf! auf!

Chor

Chor der *Musen*

Ihr Musen auf! auf!
Ihr Musen auf, auf! zum Sinnen und Dichten
Denn will man zum Pallast etc.
So muß man mit Fleiß sein Studiren einrichten,
Und stets in die nützlichsten Schrifften, einsehn.
Drum betet, arbeitet, ihr edeler Hauff!
Ihr Musen auf! auf!
Auf! auf!

Air. à 2. Cant. mit Harffen:

1.

Eylt ihr hohen Himmels-Flammen
Eylt, veredlet die Natur,
Fleiß und Andacht fließt zusammen
Auf der rechten Weißheits-Spur

2.

Himmel laß zu deinen Ehren
Uns gelahrt und Christl. seyn;
Biß wir einst mit höhern Chören,
Jauchzend bey dir ziehen ein.

TUTTI beyde Chöre.

GOtt Lob! GOtt Lob!
Hier ist der Grund gelegt,
Hier lernt man diß erkennen
Was klug und fromm zu nennen.
Das zarte Hertz
Wird Himmel-werts
Geführt, zum Guten offt bewegt.
GOtt Lob! GOtt Lob! Da Capo.

DAVID.

Bey dem Thone der lieblichen Sayten
Wird das Hertze mit Andacht erfüllt.

Wenn

Wenn die Seufftzer die Wolcken durchschreiten,
Werden die traurigen Geister gestillt.

APOLLO.

Ich fühle schon in der beflammten Brust
Ein neues Leben wallen.
Wie mehret sich die Unschulds-volle Lust,
Wenn Geist-beseelte Lieder schallen.

APOLLO.

Frohlocke frohes Schul-Zion!
Dein Wohlseyn hat gesieget.
Es weiche, was sich widersetzet,
Es jauchze, wen dein Glück ergötzet,
Daß der Berg-Musen muntrer Thon
Biß zu den Wolcken flieget. DaCapo.

DAVID.

Ihr Werthen kommt, wir wollen dißmahl schliessen,
Der Himmel schließ die Seegens-Quelle auf.
Der Wohlfahrts-Strohm will auf die Schule flüssen,
Ihr Ruhm bleib stets in vollen Lauf!

DAVID und APOLLO.

Ihr Rosen der Jugend
Blüht und wachst in Witz und Tugend.
Hast den krummen Laster-Weg,
Wehlt den schmalen Tugend-Steg,
Heisse Andacht, muntrer Fleiß
Macht auch schwartze Mohren weiß.
Nun wachset und blühet!
Daß man Lust und Freude siehet,
Kinder, folgt den Lilgen nach,
Grünt wie Rosen an dem Bach,
Deren Tugend-Blüthe-Pracht
Hertz und Geist entzücket macht.
Biß ihr zu den'n Sternen ziehet,
Nun wachset und blühet!

TUTTI.

Ihr Musen! auf, auf!
Den Schluß machen Orbilius und Hanß Sachse.

* * *

L. R.
Boetius

BSB Bayerische StaatsBibliothek

MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Boethius, Anicius Manlius Severinus

Der in seinem Gefängniß philosophirende Boethius, das ist: ... Boethii 5 Bü
cher de consolatione philosophiae

Gosslar 1724

Augsburg, Staats- und Stadtbibliothek -- LR 66
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11264775-2
VD18 11101369-003